


Michael Schneider / Joachim Süß (Hg.)

# NEBELKINDER

Kriegsenkel treten aus dem  
Traumaschatten der Geschichte



Mit einer Einführung  
von Sabine Bode

EUROPAVERLAGBERLIN

# SIE SUCHTEN SICH SELBST UND FANDEN IHRE FAMILIEN IM KRIEG

Wie hat das Kriegsschicksal der Eltern und Großeltern das eigene Leben beeinflusst? Welche Kräfte der Familienvergangenheit bestimmen bis in die Gegenwart die eigene Biografie? Heute ist unbestritten: Es gibt ein transgenerationales Erbe – Lasten längst vergessen geglaubter Ereignisse, die noch immer das Leben der Kinder- und Enkelgeneration verdunkeln. Namhafte Vertreter der Generation Kriegsenkel zeigen, welche Antworten sie auf die Herausforderungen ihrer Biografie und Familiengeschichte gefunden haben: Es sind Kinder und Enkel von NS-Tätern, Flüchtlingen und Vertriebenen, Frontsoldaten der deutschen Wehrmacht und Überlebenden des Bombenkrieges.

Ihre Schilderungen ermutigen uns, über unser Schicksal und das unserer Familien neu nachzudenken. So wird eine Vision von Versöhnung und Heilung lebendig, die in die Zukunft weist.

## MIT BEITRÄGEN VON

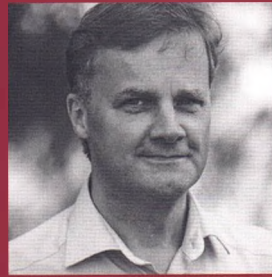
BETTINA ALBERTI | KATHLEEN BATTKE & THOMAS BEBIOLKA  
ANGELA BAUMGART | SABINE BEHRENS  
ANDREAS BOHNENSTENGEL | MERLE HILBK | GABRIELE LORENZ-ROGLER  
INGRID MEYER-LEGRAND | KATHARINA OHANA  
GABRIELE MARIEL PAULS-REIZE | ULRIKE POHL | ANTJE POHL | RASMUS RAHN  
ROSWITHA SCHIEB | ANNE-DORE SCHIFFER | DANIELA SCHIFFER  
MICHAEL SCHNEIDER | TILL SCHOLTZ-KNOBLOCH | ALEXANDRA SENFFT  
CHRISTA SPANNBAUER | JOACHIM SÜSS | ANNE-EV USTORF

Viele Menschen in Deutschland ahnten einen Großteil ihres Lebens nicht, welche Auswirkungen ein lang zurückliegender Krieg und die Verstrickungen der eigenen Familie auf die persönliche Biografie haben. Doch der Schlüssel zum Verständnis des eigenen Lebens liegt nicht selten im Schicksal der Vorfahren. Welche Aufgaben und Herausforderungen gilt es zu bewältigen? Welche Lasten auch im Interesse einer gemeinsamen europäischen Geschichte und Verantwortung abzutragen?

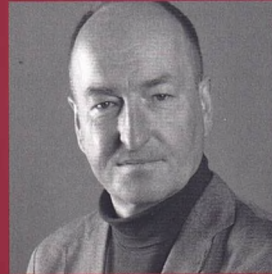
Von ihrer sehr persönlichen Entdeckungsreise erzählen die Autorinnen und Autoren. Ihre Erfahrungen helfen uns bei der Suche nach dem eigenen gelingenden Lebensweg.

»Irrführung in Familien ist weit verbreitet – sie kann die seelische Gesundheit nachwachsender Generationen beeinträchtigen. Die stärkste Motivation von Kriegsenkeln, Familiengeheimnissen auf den Grund zu gehen, ist die, das ungute Erbe mit seinen Nebeln und Irrlichtern nicht auch noch an die eigenen Kinder weiterzugeben. Darum räumen sie auf. Darum stellen sie Eltern und Verwandten unbequeme Fragen. Die emotionale Aufarbeitung hat begonnen, und wo sollte diese stattfinden, wenn nicht in den Familien.«

Sabine Bode



© Nomi Baumgartl



© privat

**Michael Schneider**, geboren 1960, studierte Theologie, Philosophie und Architektur. Bis 2013 war er Leiter der Akademie Sandkrughof in Lauenburg und siedelte dort zahlreiche Angebote im Themenkomplex Kriegskinder/Kriegsenkel an. Er ist Mitbegründer des Vereins *Kriegsenkel e.V.*, dessen Vorstand er angehört.

**Joachim Süß**, Dr. theol., geboren 1961, evangelischer Theologe und Religionshistoriker, arbeitet als Autor und Herausgeber. Er unterrichtete an verschiedenen Universitäten und Bildungseinrichtungen und hat zahlreiche Bücher und Beiträge zu religionskulturellen und zeitgeschichtlichen Themen veröffentlicht. Dem Verein *Kriegsenkel e.V.* gehört er als Vorstandsmitglied an.

Umschlaggestaltung:

Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,  
unter Verwendung eines Fotos von

© J. Makovec/Hulton Archives/Getty Images

Dieses Buch enthält Links zu externen Webseiten Dritter, auf deren Inhalte der Europa Verlag keinen Einfluss hat. Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch keine Haftung übernehmen. Für die Inhalte der verlinkten Seiten ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber der Seiten verantwortlich. Die verlinkten Seiten wurden zum Zeitpunkt der Verlinkung auf mögliche Rechtsverstöße überprüft, rechtswidrige Inhalte waren nicht erkennbar. Bei Bekanntwerden von Rechtsverletzungen werden wir derartige Links umgehend entfernen.



2. Auflage 2015

©2015 Europa Verlag GmbH & Co. KG, Berlin • München • Wien  
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich  
Umschlagfoto: © J. Makovec/Hulton Archives/Getty Images  
Lektorat: Palma Müller-Scherf, Berlin  
Satz: BuchHaus Robert Gigler, München  
Druck und Bindung: epi Clausen & Bosse, Leck  
ISBN 978-3-944305-91-2  
Alle Rechte vorbehalten.  
www.europa-verlag.com

# INHALT

Vorwort 8

Einführung von Sabine Bode 11

## ERFAHRUNG

*Joachim Süß* • Wir Nebelkinder 26

*Merle Hilbk* • Das schönste Dorf am schönsten  
Fluss der Erde 42

*Angela Baumgart* • «Schlag drein, dass noch ihre Enkel und Ur-  
enkel zittern» 53

*Antje Pohl* – Mein Grossvater, der Kriegsverbrecher 86

*Andreas Bohnenstengel* • Lebende Bilder 94

*Alexandra Senfft* • Lasten der Vergangenheit – Chancen für die  
Zukunft 108

*Katharina Ohana* • Borderline 125

## DEUTUNG

*Michael Schneider* • Eine Generation im Dazwischen: Warum die Babyboomer eine Aufgabe haben und sich immer noch unterschätzen 144

*Daniela Schiffer* • Gewittertierchen vertreiben – Innenansichten meiner Generation 157

*Ulrike Pohl* • Über die Schwierigkeiten, Täter- und Opferseite in einer Person wahrzunehmen 174

*Annedore Schiffer* • Das verschwiegene Drama der Heimatlosigkeit 193

*Gabriele Lorenz-Rogler* • Vom Kriegsenkel zum aktiven Gestalter der Gesellschaft 211

*Roswitha Schieb* – Die zweite Generation der Vertriebenen in Polen 227

*Till Scholtz-Knobloch* • Gelebte Biografien 240

*Sabine Behrens* • Nirgends und nie gut genug – Kriegsenkel und ihre Selbstzweifel 250

# HEILUNG

*Gabriele Mariel Pauls-Reize* • Wege aus dem Keller der Seele  
272

*Christa Spannbauer* • Mut zum Leben – Was mich die  
Überlebenden von Auschwitz lehrten 285

*Anne-Ev Ustorf* • Ich muss nicht guteheissen, wie meine Eltern  
mit mir umgegangen sind – aber ich verstehe jetzt, dass sie  
nicht anders konnten 296

*Ingrid Meyer-Legrand* • Die Aufträge der Kriegsenkel –  
Einübung der Kompetenzen 316

*Kathleen Battke und Thomas Bebiolka* • Nur wer verwundet ist,  
kann heilen. Oder: Wieviel Resilienz steckt in unseren Ver-  
letzungen? 330

*Bettina Alberti* • Was Krieg mit uns macht – über die transgene-  
rationale Weitergabe seelischer Trümmer an die Folgegenera-  
tionen 346

*Rasmus Rahn* • Verdrängung, Verdruss, Verantwortung?  
Kriegsurenkel und der lange Schatten unserer Vergangenheit  
361

Biografien 370

Dank 378

Literatur 380

# VORWORT

Der Begriff Kriegsenkel war noch vor zehn Jahren bestenfalls in wissenschaftlichen Fachzirkeln geläufig, die sich mit den Auswirkungen traumatischer Ereignisse im Leben der Eltern- und Grosselterngeneration auf die Nachkommen beschäftigten. Auch damit, wie die NS-Zeit, der Zweite Weltkrieg und die Nachkriegsjahre die Lebensgeschichten derer geprägt haben, die Jahre und Jahrzehnte nach diesen Ereignissen geboren wurden, befassten sich lange Zeit nur wenige Menschen.

Inzwischen «explodiert» das Thema förmlich in unsere deutsche Gesellschaft hinein. Bücher zu diesem Komplex halten sich monatelang auf den Bestsellerlisten. In vielen Städten entstanden und entstehen zunehmend sogenannte Kriegsenkel-Gruppen. Dort treffen Menschen zusammen, um sich über ihre Familiengeschichten auszutauschen, und sie fragen, welche Auswirkungen die Schuldverstrickung oder die schrecklichen Erlebnisse während der Flucht oder im Bombenkeller auf ihr eigenes Leben gehabt haben könnten. Und in den sozialen Medien, überregionalen Zeitungen sowie in Rundfunk und Fernsehen findet ein Phänomen immer mehr Beachtung, dem Fachleute den sperrigen Namen «transgenerationale Weitergabe kriegsbedingter Traumatisierungen» gegeben haben.



Der Vortragszyklus 2013-2014 der Neuen Philanthropischen Gesellschaft zu Hamburg trug den Titel «Die langen Schatten unserer Vergangenheit». In den Vorträgen dieser Reihe wurden die historischen, psychologischen, gesellschaftlichen und kulturellen Dimensionen des Themas «Kriegsenkel» ausgelotet. Vier dieser Vorträge bilden den Grundstock des vorliegenden Buches. Hinzu gekommen sind weitere Beiträge namhafter Autorinnen und Autoren. Sie alle zählen zu den Pionieren unseres Themas.

Wir Herausgeber haben sie gebeten, den Gegenstand dieses Buches in ihren Beiträgen aus ihrer Sicht und vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen zu beleuchten. Implizit oder explizit dienten die folgenden Fragen dabei als Richtschnur: Wie hat sich das Thema Kriegsenkel seit seinen Anfängen, vor allem aber seit dem öffentlichkeitswirksamen Erscheinen der ersten Sachbücher gegen Ende des letzten Jahrzehnts, entwickelt? Welche Erkenntnisse haben wir inzwischen gewonnen? Welche Aufgaben liegen noch vor uns?

Die Beiträge dieser Anthologie haben wir drei inhaltlichen Schwerpunkten zugeordnet. Wir haben sie «Erfahrung», «Deutung» und «Heilung» genannt. Somit beschreiben die im ersten Teil des Buches versammelten Texte autobiografische Prozesse und Erfahrungen unter dem Brennglas des Kriegsenkel-Begriffs. Die Beiträge des zweiten Teils deuten und interpretieren diese Erfahrungen und ordnen sie in übergeordnete Kontexte ein, die wiederum ein tieferes Verständnis von Kriegsenkel-Biografien ermöglichen. Im abschliessenden Teil des Buches widmen sich die dort versammelten Texte der Frage, wie das belastende Erbe, das viele Angehörige der mittleren Generation in Deutschland an sich wahrnehmen, verarbeitet, integriert und geheilt werden kann.

Der Buchtitel *Nebelkinder* spielt darauf an, dass vielen Kriegsenkeln lange, manchen auch viel zu lange wichtige Prägekräfte

ihrer Biografie nicht zugänglich waren. Sie lagen wie in einer Nebelwand vor ihnen verborgen. Zu wenig wurde in den Familien über Schuld und Trauma eines Krieges gesprochen, der, wie wir heute wissen, immer noch das Leben zahlreicher Menschen belastet, auch wenn sie Jahre oder Jahrzehnte später geboren wurden.

Die Texte der Autorinnen und Autoren dieses Buches tragen je für sich dazu bei, diesen Nebel zu lichten. Sie erleuchten jene Tiefenräume unserer Geschichte, die immer noch unvermessen sind. So öffnen sie das Tor zur nächsten Etappe auf dem Weg, den Kriegsenkel gehen: Es ist der Weg der Heilung.

*Michael Schneider und Joachim Süß*

# EINFÜHRUNG VON SABINE BODE

Mitte der 1990er-Jahre begann ich der Frage nachzugehen: Wie geht es eigentlich den deutschen Kriegskindern heute? Von Anfang an bezogen sich meine journalistischen Recherchen nicht nur auf die entsprechenden Jahrgänge von 1930 bis 1945 – es interessierte mich auch die spätere Generation. Ich wurde hellhörig, wenn mir damals 20- bis 35-Jährige von schlechten Beziehungen zu Mutter und Vater erzählten, meistens mit dem Zusatz: «Meine Eltern wissen gar nicht, wer ich bin.» Die Kinder hatten eine weit bessere Ausbildung als ihre Eltern erhalten und waren sozial aufgestiegen. Hier in einer kulturellen Entfremdung die Ursache zu suchen, erschien naheliegend. Doch ein einleuchtender Grund für schlechte Beziehungen ist das nicht. Die meisten Klagen, die ich über Eltern hörte, bezogen sich auf unbegreifliches Verhalten, verbohrtete Sichtweisen, auf ein extremes Sicherheitsbedürfnis und ein gänzliches Desinteresse an irgendeinem neuen Thema.

Fragte ich dann nach der Kindheit der Eltern, erfuhr ich zu 80 Prozent von gravierenden Dramen: Da hatte ein Vater mit sieben Jahren die Zerstörung Kassels erlebt, eine Mutter war als Zwölfjährige mit ihrer Familie aus Ostpreussen geflohen. Dafür fanden die eine Generation Jüngeren bloss wenige, nüchterne Worte. Es deckte sich mit der Art und Weise, wie ich Kriegskinder über ihre

frühen Schrecken hatte reden hören: unerschüttert, fast gefühllos, jedenfalls in keiner Weise larmoyant. Dazu der Satz: «Das war für uns normal, so was hat man eben weggesteckt.»

Wenn ich damals einem Menschen, der sich heute womöglich Kriegsenkel nennt, zu bedenken gab: «Vielleicht sind Ihre Eltern deshalb so, wie sie sind, weil sie als Kinder Schreckliches erlebt haben», herrschte eine Weile Schweigen. Dann folgte der Satz, der in allen Gesprächen wortgleich auftauchte: «Darüber habe ich noch nie in meinem Leben nachgedacht.» – Und dabei blieb es. Es wurde nicht weiter darüber nachgedacht.

Seitdem sind 20 Jahre vergangen, und in Deutschland ist ein Phänomen festzustellen, von der Öffentlichkeit weitgehend unbeachtet, das Phänomen der Kriegsenkel-Gruppen, eine Basisbewegung. In manchen Grossstädten, vor allem auch in Berlin, sind die Kriegsenkel und was sie so alles auf der Suche nach ihren Wurzeln erleben, Partythema. Wer mehr darüber wissen möchte, wird in dieser Anthologie viel Nachdenkenswertes finden. In den Beiträgen der *Nebelkinder* spiegelt sich, dass der Satz «Meine Eltern wissen gar nicht, wer ich bin» unbedingt einer Ergänzung bedurfte im Sinne von: «Hätten mich meine Eltern damals gefragt: Ja, wer bist du denn? Hätte ich überhaupt keine Antwort gewusst.» Und der eingangs zitierte Kriegsenkel würde vermutlich einräumen: «Lange Zeit war ich mir selbst ein Rätsel, weil ich mich nie weder emotional noch faktisch mit meiner Familienvergangenheit auseinandergesetzt habe.»

Als ich Mitte der 1990er-Jahre begann, Angehörige der Kriegskinder-Generation zu ihrem Schicksal zu befragen, weil ich wissen wollte, wie sich frühe Erfahrungen mit Leid, Bedrohung, Gewalt, Bomben, Heimatverlust, Hunger und Tod in der Familie im Erwachsenenleben ausgewirkt haben, wurde mein Interesse überwiegend als befremdlich bis zudringlich empfunden. An

Kriegserinnerungen war noch heranzukommen, aber das Nachdenken über mögliche seelische Kriegsfolgen wurde durchweg abgewehrt. Auch in meinem Umfeld wurde mit Unverständnis reagiert. Zwar war man sich einig, dass auch viele Deutsche Schreckliches erlebt hatten, doch wollte man dem kein öffentliches Gewicht geben, weil man den Vorwurf befürchtete, hier solle deutsches Leid gegen das der vielen Millionen Opfer des Holocaust und eines Vernichtungskrieges aufgerechnet und damit die deutsche Schuld relativiert werden.

In dieser Zeit kannte ich nicht mehr als fünf Personen, denen meine Recherchen zu traumatisierten Deutschen nicht abwegig, sondern gesellschaftlich wichtig erschienen. Wir überlegten, ob die Kriegskinder jemals ihr Schweigen brechen oder ihre Erinnerungen mit ins Grab nehmen würden. Doch hielten wir es für wahrscheinlicher, dass dann, wenn die Mehrheit dieser Jahrgänge die Rentnerphase erreicht hätte, die Kindheit wieder näher rücken würde. Und dann, stellten wir uns vor, wären auch Reflexionen über die Langzeitfolgen möglich. Genau so ist es schliesslich auch gekommen.

Gewiss ist es nach wie vor eine Minderheit, die sich einer solchen Lebensbilanz unterzieht. Aber sie scheut sich nicht, darüber zu sprechen, auch öffentlich. Das Schicksal der Kriegskinder wird heute gesehen und ernst genommen.

Als mein Buch *Die vergessene Generation* 2004 erschien, waren die Spätfolgen in der Gruppe der Kriegskinder noch nicht erforscht. Der Begriff «Trauma» wurde im Wesentlichen im Zusammenhang mit den Opfern des Nationalsozialismus genannt. Ein öffentliches Interesse am Thema «deutsche Kriegskinder» existierte nicht. Es erwachte erst im April 2005, ausgelöst durch den ersten grossen Kriegskinder-Kongress in Frankfurt am Main, zu dem sich 600 Teilnehmer anmeldeten. Hatten sich die Medien bis dahin überwiegend auf die Aufarbeitung des Nationalsozialismus konzentriert, wurden nun dem Themenkomplex «deutsche Ver-

gangenheit» die Schrecken von Bombenkrieg und Vertreibung aus Kindersicht hinzugefügt.

An Zeitzeugen herrschte kein Mangel. Jahrzehntlang hatten die Kriegskinder ihre frühen Traumatisierungen verdrängt oder bewusst auf Abstand gehalten, doch nun war die Zeit reif, Worte für Erlebnisse zu finden, die bis dahin unaussprechbar gewesen waren. Was dabei sichtbar wurde: Natürlich weisen die Lebensbedingungen riesige Unterschiede auf, jedes Kriegskind hat seine unverwechselbare Erfahrungsgeschichte. Doch gleichzeitig zeigte sich überdeutlich: Ohne Zweifel haben Kriegsgewalt und abwesende Väter, Heimatverlust und grosse Entbehrungen sowie das Aufwachsen mit Eltern, die glühende Nationalsozialisten oder Feinde des Regimes waren, im späteren Leben Folgen – auch dann, wenn die Betroffenen nicht wahrnehmen, wodurch sie untergründig gesteuert werden.

Erst jetzt, im Alter, werden sich viele Menschen dessen bewusst und fangen an, sich Fragen zu stellen. Häufig setzen sie sich damit auseinander, indem sie ihre Kindheitserinnerungen aufschreiben. Unzählige ältere Menschen waren oder sind derzeit damit beschäftigt. Viele ihrer Generation haben das Gefühl, sie *müssen* es tun, denn im Alter fällt das Verdrängen immer schwerer.

Es gab also eine Zeit in Deutschland – die erst vor zehn Jahren zu Ende ging –, in der die Angehörigen der Kriegskinderjahrgänge keineswegs der Meinung waren, sie hätten als Generation ein bemerkenswertes gemeinsames Schicksal, und sie bekräftigten dies mit der Aussage: «Die Eltern, ja, die hatten Schlimmes hinter sich. Aber wir doch nicht! Wir waren Kinder! Das war für uns normal, das haben wir doch alle erlebt.»

Nun, so empfinden es Kinder. Da später in der deutschen Gesellschaft diese gefühlte «Normalität» nie als korrekturbedürftig angesehen wurde, blieb sie im Erwachsenenalter über viele Jahrzehnte bestimmend. Das wirklich Neue am Thema Kriegskinder

sind ja nicht die Schrecken des Krieges. Es ist bekannt, dass Kinder, Alte und Kranke am stärksten unter kollektiver Gewalt leiden. Das Neue ist: Hier handelt es sich um eine grosse Gruppe von Menschen, die in der Kindheit verheerende Erfahrungen machten, aber ihr ganzes Leben in der Mehrzahl eben nicht das Gefühl hatten, etwas besonders Schlimmes erlebt zu haben. Denn es fehlte ihnen der emotionale Zugang zu diesen Erfahrungen und damit auch der Zugang zu ihren wichtigsten Prägungen.

Wer dies nicht im Blick hat, versteht nicht den Kern des spezifischen Problems – warum die Kriegskinder, die traumatisiert waren, dies nicht wussten. Litten sie an Depressionen, Ängsten, Panikattacken, fanden sie und ihre Hausärzte dafür keine Erklärung. Wie sollten da ihre Kinder auf die Idee kommen, dass die Eltern sich nicht vom Krieg erholt hatten?

Viele von ihnen haben in der Kindheit überlebt, indem sie sich selbst betäubten. Dabei halfen Sätze wie: «Indianerherz kennt keinen Schmerz», «Anderen geht es viel schlimmer!» und die in der Hitlerjugend erworbene Überzeugung, «hart wie Kruppstahl» zu sein.

Die Nachwirkungen von NS-Gewaltherrschaft, Krieg und Vertreibung bei den Kriegskindern sind inzwischen erforscht. Die Studien kommen zu ähnlichen Ergebnissen: 8 bis 10 Prozent der heutigen Rentnerinnen und Rentner haben eine sogenannte post-traumatische Belastungsstörung, das heisst, sie sind psychisch krank. (Dazu Vergleichszahlen aus der Schweiz, ein Land ohne Krieg: Hier sind in der entsprechenden Altersgruppe nur 0,7 Prozent betroffen.) Darüber hinaus sind weitere 25 Prozent zwar leichter, aber immer noch erkennbar von den Spätfolgen belastet.

Häufig drückt sich dies in sonderbaren Verhaltensweisen aus, in Vermeidungsstrategien, gespeist aus der Angst vor Veränderungen. Daraus ergibt sich unter anderem ein schlechter Kontakt

zu der Welt der Jüngeren. Fast alle Kinder der Kriegskinder, die in meinem Buch *Kriegsenkel* zu Wort kommen, berichten von einem Mangel an Wärme in ihren Herkunftsfamilien. Der immer wiederkehrende Satz dazu lautet: «Ich kann meine Eltern emotional nicht erreichen.»

Diese Äusserung ist für Mütter oder Väter unverständlich. Hatten sie nicht alles für ihre Kinder getan? War es je einer Generation besser ergangen als jenen Kindern, die in den 1960er- und 1970er-Jahren geboren wurden? Vielen Kriegskindern fällt auf, dass die Generation ihrer Kinder längst nicht so tüchtig und durchsetzungsfähig ist wie ihre eigene Generation. Sie verstehen nicht, wenn bei den Jüngeren von Lebensängsten die Rede ist, von Depressionen. Das sollen Kriegsfolgen sein ... Solche Eltern vermuten eher – und sie schreiben mir das auch –, es sei ihren Kindern «zu gut» gegangen. Aber kann das sein? Kann es Menschen zu gut gehen?

Nachdem mein Buch über die Kriegskinder erschienen war, meldeten sich relativ schnell auch deren Kinder. Lange Zeit konnte ich ihre Klagen nicht nachvollziehen, was erklärt, warum erst fünf Jahre später ein Buch über die Kriegsenkel folgte. Viele Zweifel wären mir erspart geblieben, hätte ich damals gewusst, was ich heute weiss, weil ich mich inzwischen intensiv damit beschäftigt habe, wie in anderen Ländern mit einer belastenden Vergangenheit umgegangen wird. Da zeigen sich grosse Unterschiede und viele Gemeinsamkeiten, bei Letzteren werden von Experten durchaus Gesetzmässigkeiten erkannt: Wenn aus Menschen, die von Krieg und Diktatur geprägt wurden, Eltern werden, können sie bei ihren im Frieden aufwachsenden Töchtern und Söhnen die Zukunftspotenziale nicht erkennen und folglich auch nicht fördern. Der Friedens- und Zukunftsforscher Otto Scharmer vom Massachusetts Institute of Technology erlebt die Friedenskinder weltweit als eine zu grossen Teilen geschwächte Generation. Warum? Weil es die Schrecken der Vergangenheit sind, die dem Er-



ziehungsstil zugrunde liegen, mit entsprechenden Ermahnungen: immer auf der Hut sein, bloss nicht auffallen, bloss nichts riskieren.

Die Kinder der Kriegskinder, überwiegend jene aus Vertriebenenfamilien, berichteten mir von relativ normalen Bedingungen des Aufwachsens. Dennoch hörte ich sie auffallend oft über sich sagen, ihnen fehle der feste Boden unter den Füßen. Ihr verunsichertes Lebensgefühl konnten sie sich nicht erklären. Auch meldeten sich Menschen, denen es erst in der Mitte ihres Lebens gelungen ist, sich von ihren Eltern abzunabeln, und solche, die noch heute darum kämpfen, sich *nicht* von Mutter oder Vater steuern zu lassen. Häufig hörte ich sie sagen, irgendetwas treibe sie, ihre ganze Kraft den Eltern geben zu müssen, und dass sie dieses Gefühl seit ihrer Kindheit kennen, im Sinne von: «Ich muss alles tun, damit es meinen Eltern gut geht. Ich darf nichts tun, was ihnen Sorgen bereitet.»

Nicht wenige fühlten sich als Versager, zumal sie als Friedenskinder alle Chancen hatten, da sie in der besten aller Zeiten aufgewachsen waren. Zumindest in Westdeutschland hatte es ihnen an nichts gefehlt. Oder doch? Ein völlig neuer Gedanke, sich vorzustellen, ihre unauflösbaren Ängste und Blockaden könnten von Eltern stammen, die sich nicht von ihren Kriegserlebnissen erholt hatten. War es möglich, dass eine Zeit, die nun fast eine Ewigkeit zurücklag, so stark in ihr Leben als Nachgeborene hineinwirkte? Und wenn ja, warum wussten sie nichts davon?

In den meisten Herkunftsfamilien hatten keine Dramen stattgefunden. Stattdessen war die Rede von «Nebel» und von «Unlebendigkeit». Ein 45-jähriger Sohn bezeichnete das Klima in seinem Elternhaus als eine «stillstehende, graue Sosse». Hatte man sich bis dahin als Generation ohne Eigenschaften gesehen, verblüffte und erleichterte die Kinder der Kriegskinder der Gedanke, offenbar doch generationsspezifische Probleme zu haben. Manche

Kriegsenkel hatten sich von den Schreckensgeschichten der Vertreibung geradezu überschüttet gefühlt, die meisten aber hatten über NS-Zeit, Krieg und Flucht nur düstere Andeutungen gehört. Am aussagestärksten waren die Berichte von Grossvätern über ihre Kriegsgefangenschaft gewesen.

In den Medien wird seit Jahren regelmässig über das Schicksal der Kriegskinder berichtet. Dokumentar- und Spielfilme stossen auf grosse Resonanz. Der Topos «Nazi-Enkel konfrontiert seine Familie mit den Verbrechen des Grossvaters» erfährt im öffentlich-rechtlichen Fernsehen Wertschätzung. Zu den stillen Dramen über Menschen, die von traumatisierten Kriegskindern erzogen wurden und sich zu befreien versuchen, haben Fernsehredakteure, so scheint es, wenig Zugang. Oder man erkennt hier ein wichtiges Thema, nur findet man die passenden Protagonisten nicht: weil diejenigen, die viel zu erzählen hätten, nicht wissen, wie sie das tun sollen, ohne ihre Eltern blosszustellen, und nicht wissen, wie sie von ihren eigenen Defiziten sprechen sollen, ohne sich selbst zu entblößen.

Ich bin häufiger von Fernsehleuten kontaktiert worden, die nach Kriegsenkeln suchten, aber die wenigen, die sich zu dem Abenteuer «in die Öffentlichkeit treten» bereit erklärten, wurden dann in der Redaktionskonferenz abgelehnt. Begründung: «Den Protagonisten mangelt es an Symptomen.» Das Dilemma wird bleiben, und mich würde interessieren, ob es inzwischen gute Drehbücher für Spielfilme gibt. Vielleicht existieren sie ja, und die Projekte scheitern am Desinteresse derer, die darüber zu entscheiden haben. Seit Jahren wünsche ich mir ein unterhaltsames Roadmovie: Zwei Kriegsenkel reisen nach Polen, auf den Spuren ihrer Eltern und Grosseltern, und treffen dort auf «Wnuczki wojny», auf polnische Kriegsenkel, über die es – falls es Filmemacher interessiert – in dieser Anthologie Erfrischendes zu erfahren gibt.

Die Geschichten der Kriegsenkel, die in meinem Buch zu Wort kamen, waren anonymisiert. Das machte sie freier zu erzählen. Ehrlich konnten sie darüber Auskunft geben, wie es in ihren Elternhäusern zuging, wie sie sich privat oder beruflich immer im Kreis drehten und wie wenig es ihnen gelungen war, die langen Schatten des Krieges loszuwerden. Die Gespräche wurden 2007/2008 geführt. In meinen Augen sind sie Pioniere, die etwas ins Rollen gebracht haben. Mit den meisten stehe ich heute noch in Verbindung. Fast alle haben mir überzeugend geschildert, wie sehr sich ihr Leben seitdem positiv verändert habe und dass sie aus Krisen, ausgelöst durch schwere Krankheit, Arbeitsverlust oder Burn-out, gestärkt hervorgegangen seien.

Vielfach haben sich auch die Beziehungen zu den Eltern verbessert, und dort, wo es früher hoffnungslos aussah, ist es heute zumindest erträglich. Man kann seine alten Eltern nicht ändern, aber man kann sie inzwischen verstehen und sich, wenn nötig, besser von ihnen abgrenzen.

Die «Nebelkinder», die in diesem Buch Auskunft geben, tun dies mit Klarnamen. Sie schreiben über sich, über das Aufwachsen im Nebel, über Vertriebenenleid und das Entdecken von Nazi-Verbrechern in den eigenen Familien, über ihre Suche nach ihren Wurzeln, ihre Befreiungsprozesse, über ihre Sehnsucht nach guten Beziehungen, über ihre Sicht auf die NS-Vergangenheit als West- und Ostdeutsche und ihre gesellschaftliche Verantwortung als Nachkriegsgeborene.

An dieser Stelle höre ich immer wieder den Einwand: Kann es nicht endlich einmal genug sein? Kein anderes Volk hat sich so selbstkritisch mit den Massenverbrechen seiner Vergangenheit auseinandergesetzt wie wir Deutschen ... Stimmt. Doch die Aufarbeitung war vor allem eine akademische. Sie wurde den Historikern und den Publizisten überlassen. Keine Frage, dies alles hat die Gesellschaft zum Nachdenken und Umdenken bewegt. Doch

Nachforschungen in den eigenen Familien, darüber, ob sich die Grosseltern an den Untaten beteiligten, das NS-Regime unterstützten oder davon profitierten, wurden nach ersten Widerständen nicht weiterverfolgt.

In den 1990er-Jahren kamen Podiumsdiskussionen in Mode, die immer nach demselben Prinzip besetzt waren: auf der einen Seite Holocaust-Überlebende, die als Zeitzeugen auftraten, oder deren Kinder, die über das Leid in ihren Familien berichteten, und auf der anderen Seite nicht jüdische Deutsche, als Experten des Themas, vornehmlich Historiker. Die Schiefelage fiel damals nicht auf, jedenfalls wurde sie nie öffentlich diskutiert. Ich vermute aber, dass unter dem Strich bei verantwortungsbewussten Bürgern ein Unbehagen blieb, weshalb, wenn schon die Nazi-Geschichten in den Familien nicht öffentlich gemacht beziehungsweise nicht einmal im Privaten daran gerührt wurde, für das Thema «Die Deutschen als Opfer» erst recht kein Raum sein durfte.

Seit einigen Jahren allerdings wächst das Interesse an einer wesentlichen Ergänzung der akademischen Aufarbeitung, und zwar die emotionale Aufarbeitung. Hier steht die Altersgruppe der Kriegsenkel ganz vorn. Ausgangspunkt für Antworten auf die Frage «Wie bin ich so geworden, wie ich bin?» war in den meisten Fällen das Leid der Eltern als Kriegskinder, das Schweigen in der Familie. Doch wer einmal auf dem Weg ist, wird hier aller Wahrscheinlichkeit nach nicht aufhören, und er wird, wenn er die Grosselterngeneration in den Blick nimmt, womöglich noch ganz andere Familiengeheimnisse aufdecken.

Wenn Kriegsenkel erfahren, dass es im Zusammenhang mit Familienforschung lohnend sein könnte, bei ererbten Familienstücken – Schmuck, Silberbesteck, Möbeln und Kunstwerken – genau hinzuschauen und den Eltern zur Herkunft Fragen zu stellen, zeigen sich viele überrascht und winken ab. Sie sagen: «In unserer Familie gab es keine Nazis – das kann ich mir sparen.» Sie fangen

erst dann an zu verstehen, wenn sie sich mit der Existenz und Funktion von Familienlegenden beschäftigen: Legenden sind vor allem dann entstanden, wenn dem Verdacht entgegengearbeitet werden sollte, der «gute Name» der Familie sei in irgendeiner Weise mit dem Holocaust verknüpft gewesen. Und sei es deshalb, weil die Grosseltern als überzeugte Nazis auftraten, um in eine grössere Wohnung – die von deportierten jüdischen Nachbarn – einziehen zu können, Möbelübernahme inklusive.

In welchem Ausmass die deutsche Bevölkerung von geraubtem jüdischen Vermögen und Besitz profitierte, dazu wurden in Götz Alys Buch *Hitlers Volksstaat* und in Michael Verhoevens Dokumentarfilm *Menschliches Versagen* überzeugende Fakten gesammelt. Man erfährt von den vielfältigsten Möglichkeiten, sich zu bereichern, und wie einig sich die Bevölkerung und die Behörden nach dem Krieg waren, Wissen und Akten unter Verschluss zu halten.

Die ersten Nachkriegsjahre waren die Geburtsjahre von Legenden, die die Funktion hatten, die Familienehre vor einem Makel zu bewahren. Nun haben aber Legenden und «Gute-Nacht-Geschichten» die Gemeinsamkeit, dass sie gern ausgeschmückt und verwandelt werden. Bis am Ende der Nazi-Opa als Anti-Nazi-Opa dasteht. Eine bekannte Umfrage mit dem Titel «Opa war kein Nazi» offenbart, wie wohlwollend von den Nachkommen eigene Familienangehörige bezüglich ihrer Rolle und Haltung in der Nazi-Zeit eingestuft werden. Folgende Vorstellung kam dabei heraus: Ein Viertel der damals erwachsenen Bevölkerung hat Verfolgten geholfen, 13 Prozent waren im Widerstand aktiv. Ganze 3 Prozent sind Antisemiten gewesen.

Irreführung in Familien ist weit verbreitet – sie kann die seelische Gesundheit nachwachsender Generationen beeinträchtigen. Die stärkste Motivation von Kriegsenkeln, Familienheimnissen

auf den Grund zu gehen, ist die, das ungute Erbe mit seinen Nebeln und Irrlichtern nicht auch noch an die eigenen Kinder weiterzugeben. Darum räumen sie auf. Darum stellen sie Eltern und Verwandten unbequeme Fragen. Die emotionale Aufarbeitung hat begonnen, und wo sollte diese stattfinden, wenn nicht in den Familien.

Meiner Ansicht nach wird davon die ganze Gesellschaft profitieren. Sie wird toleranter werden. Sie wird Zukunftsprobleme besser lösen können. Fast täglich entdecke ich dazu Hinweise. Während ich an diesem Beitrag arbeitete, erreichte mich eine E-Mail, die ich, mit der Erlaubnis der Verfasserin, gern hier weitergebe:

«Hallo, ich heiße Julie, ich bin 13 Jahre alt, gehe in die achte Klasse und wohne in Baden-Württemberg. In der Schule muss ich demnächst eine Buchpräsentation vortragen, bei der man sich selber ein Buch aussuchen muss. Beim Aussuchen in der Buchhandlung bin ich dann auf dieses Buch gestossen: *Die vergessene Generation*. Das Thema Krieg beziehungsweise Kriegskinder interessiert mich sehr. In meinem Dorf sind vor drei Monaten Flüchtlinge aus dem Irak angekommen, mit denen ich sehr viel Kontakt habe. Ausserdem sind meine Grosseltern (75 Jahre) auch als Flüchtlinge aus der Slowakei und Tschechei nach Deutschland gekommen. Da ich dafür über die Autorin sehr viele Informationen benötige, ist nun meine Frage, ob Sie mir diese direkt geben könnten.

Ich würde mich sehr freuen, von Ihnen zu hören und bedanke mich im Voraus sehr herzlich bei Ihnen. Julie.»

Anders als die Grosseltern der 13-jährigen Schülerin verhalten sich jene Kriegskinder, die ihre Vergangenheit unter Verschluss halten, weil es für sie zu schmerzhaft ist, daran zu rühren. Sie

können mit ihrem Schicksal keinen Frieden schliessen. Mit der Folge, dass sie sich in der heutigen Welt schnell bedroht fühlen. Zum Beispiel von Flüchtlingen aus Kriegs- und Krisengebieten. Zum Beispiel vom Islam. Für die Zukunft haben diese Kriegskinder keine tragfähigen Lösungen anzubieten. Sie sind in einer Schwarz-Weiss-Sicht stecken geblieben. Julie hat Glück, dass ihre Grosseltern offen sind. So muss sie sich nicht mit den Vorurteilen und Geheimnissen älterer Generationen herumschlagen. Sie kennt einen wichtigen Teil ihrer Familiengeschichte. Sie ist kein Nebelkind.

**ERFAHRUNG**



*Joachim Süß*

## WIR NEBELKINDER

Nebelkinder sind Menschen, die in den Jahrzehnten nach dem Krieg unter undurchschaubaren Bedingungen und in einer ungeklärten gesellschaftlichen Situation aufgewachsen sind. Ihr Blick auf die Geschichte ist verstellt, und damit ist zugleich ihre Zukunft verschlossen. Nebelkinder bewegen sich, wie es der amerikanische Philosoph Ken Wilber formuliert, in einem zweidimensionalen Flachland. Die Dreidimensionalität der Wirklichkeit, die Tiefenlinien des Daseins liegen sowohl in familiärer als auch in gesellschaftlicher Hinsicht für das Auge des oberflächlichen Tagesbewusstseins nicht sichtbar und wie in einem Nebel verborgen. Dass aber die Erfahrung des Flachlands nicht alles ist, sondern allenfalls ein kleiner, ungenauer Ausschnitt einer viel komplexeren Realität, das spüren Nebelkinder als ein leises Unbehagen, obwohl sie zu Beginn ihrer Suche noch nicht sagen können, woher es kommt.

Ich kam auf den Begriff Nebelkinder, als ich mich daran machte, mein Lebensgefühl und dasjenige meiner Generation in den 1970er-Jahren zu beschreiben und damit das Charakteristikum einer Zeit zu erfassen, in der wir als Jugendliche und junge Erwachsene darangingen, unser Leben in die eigenen Hände zu nehmen.

Ich wuchs in den 1960er- und 1970er-Jahren in einer der be-

merkwürdigsten Städte der alten Bundesrepublik auf, die bis heute allerdings immer noch nicht viele Menschen kennen. In ihr verdichtet sich aber wie unter einem Brennglas die Geschichte Deutschlands in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Im Jahr 1950 gab es sie noch nicht, doch schon zehn Jahre später erhielt sie die Stadtrechte. Die Bundesautobahnverwaltung schien noch bis in die 1990er-Jahre von ihrer Existenz nichts zu ahnen. Denn obwohl dort um die 25'000 Menschen leben und arbeiten und monatlich Tausende von Lkw die dortigen Fabrikhöfe ansteuern, fand sich an allen infrage kommenden Ausfahrten der nahe gelegenen A 5 kein Hinweis auf sie. Auch auf den die Stadt tangierenden Bundesstrassen war sie lange so gut wie nicht verzeichnet. Es schien, als habe sich das Land auch drei Jahrzehnte nach der Verleihung der Stadtrechte noch nicht an die Existenz der Stadt Stadtallendorf gewöhnt.

Stadtallendorf hält gleich mehrere Rekorde: Es ist die Stadt mit der gemessen an der Einwohnerzahl grössten Flächenausdehnung aller hessischen Gemeinden. Was die Ausländerquote angeht, belegt sie sogar einen der vordersten Plätze der deutschen Städte. Stadtallendorf ist der grösste Industriestandort im Landkreis Marburg-Biedenkopf. Es ist Sitz mehrerer international tätiger Unternehmen, darunter der Schokoladenhersteller Ferrero. Bis zur Wende lag dort einer der grössten Bundeswehrstandorte der Republik; drei Kasernen und grosse Rüstungsdepots beherbergten Soldaten und Wehrpflichtige in Divisionsstärke.

Wir lebten in einer Siedlung, die «DAG» hiess. Meine Eltern hatten dort 1970 ein Haus gebaut. Meine Freunde wohnten in der «WASAG» beziehungsweise in der «Marinesiedlung» oder im ältesten Teil der Stadt, den wir «altes Dorf» nannten, was wirklich abwertend gemeint war. Bei uns roch es schliesslich nicht nach Dung, sondern fortschrittlich nach einem Gemisch aus Eisengieserei, Strumpffabrikation und Schokoladenküche.

Auf den Dächern der Häuser, die meinem Elternhaus gegenüberlagen, aber auch an vielen anderen Orten dieser Stadt wuchsen Bäume. Zahllose Bunker und Bunkerruinen in den umliegenden Wäldern, stillgelegte Schienenstränge und aufgelassene Produktionshallen boten für uns Kinder einen fantastischen Abenteuer-spielplatz.

Man entkam der Geschichte einfach nicht. Ich erinnere mich, dass ich einmal im Garten meiner Eltern mit einem Schulfreund eine Grabung veranstaltet habe. Was wir bezweckten, ist mir heute nicht mehr klar, möglicherweise wollten wir einen kleinen Unterstand oder ein Erdversteck einrichten. Jedenfalls stiessen wir in etwa zwei Meter Tiefe auf eine vollkommen intakte Pflasterstrasse. Das ursprüngliche Bodenniveau der heutigen Wohnsiedlung lag also beträchtlich tiefer und ist in der Nachkriegszeit offensichtlich durch Aufschüttungen angehoben worden.

Ein paar Meter vom Haus meiner Eltern entfernt befand sich ein fussballplatzgrosses Gelände, das im Volksmund Tri-Halde genannt wurde. Wir machten uns keinerlei Gedanken über den Namen. Hier war ein idealer Ort, um Fussball und alles Mögliche andere zu spielen. Manchmal imaginierten wir auch eine alte Landebahn, und unsere Fahrräder mussten als startende oder landende Flugzeuge herhalten.

Die belebteren Teile der Stadt um Rathaus, Bahnhof und Kirche lagen mehrere Kilometer von der DAG entfernt, umgeben von Einfamilienhaussiedlungen und Wohnblocks, die in den 1950er- und 1960er-Jahren errichtet worden waren. Sie säumten den Iglauer Weg, die Breslauer und die Danziger Strasse oder den Königsberger Weg. In meinem Klassenzimmer, auf der an der Wand angebrachten Deutschlandkarte «in den Grenzen von 1937», fand ich diese Ortsnamen wieder, verzeichnet in Regionen, die «derzeit unter polnischer Verwaltung» stehen, wie die Karte Auskunft gab.

Neben diesen Quartieren und Vierteln gab es weitere, die sich in unsystematischer Anordnung über das Stadtgebiet verteilten. Da war die Gossebachsiedlung, die auch Steinlager heisst und die aus ringförmig angeordneten, seltsam geduckten und lang gezogenen Gebäuden besteht, die wie Baracken wirkten. Und genau das waren sie ursprünglich auch: Holzbaracken für die osteuropäischen und jüdischen Zwangsarbeiter, die in der TNT-Produktion arbeiten mussten. Nach Kriegsende warteten hier Wehrmachtsgeneräle auf ihren Prozess in Nürnberg. All das habe ich erst nach meinem Wegzug erfahren. Im Laufe späterer Jahre waren die Unterkünfte modernisiert worden, ohne aber ihren ursprünglichen Charakter zu verlieren.

Zwei Einkaufsstrassen gibt es auch noch, hier dominiert die Architektur der Aufbaujahre. Schmucklose, zweigeschossige Kuben, die grosse Teerflächen umrahmen, die Bürgersteige, sehr viele Parkplätze und die zweispurige Durchgangsstrasse ohne Baumbepflanzung umfassen.

Ich empfand den Charakter meiner Heimatstadt immer als «amerikanisch», bestand sie doch hauptsächlich in einer Ansammlung neuzeitlicher Gebäude ohne tiefere Geschichte. Viele waren ursprünglich für einen bösen Zweck aus dem Boden gestampft worden. Diejenigen, die von den vorrückenden amerikanischen Truppen nicht gesprengt worden waren, dienten unmittelbar nach dem Krieg dazu, grosse Mengen von Flüchtlingen und Vertriebenen unterzubringen, die aus dem Osten gen Westen brandeten.

Viele dieser Vertriebenen waren Unternehmer, die die Gelegenheit nutzten und in den leer stehenden Hallen und Erdbunkern ihren verlorenen Betrieb wieder aufbauten. So kam es, dass die Stadt sehr bald wohlhabend wurde, denn die ursprünglich in Ostpreussen, Schlesien und dem Sudetenland angesiedelten Kammgarnspinnereien und Eisengiessereien, Metall verarbeitenden Betriebe und Bekleidungsproduzenten schufen rasch zahlreiche Ar-

beitsplätze und brachten in den Wirtschaftswunderjahren die Menschen in Lohn und Brot.

Amerikanisch kam mir auch die Zusammensetzung der Bevölkerung vor. In meiner Jugend ahnte ich aber noch nichts davon, dass die meisten Einwohner Vertriebene waren. Denn sie blieben, selbst in den Kirchengemeinden, weitgehend unter sich und pflegten die eigenen Zirkel, zu denen nur ihresgleichen Zutritt fanden. So entstand keine wirkliche Gemeinschaft unter den Bewohnern dieser Stadt. So etwas wie ein Wirgefühl existierte nicht, und alle Feste und Aktivitäten, die wie die jährliche Kirmes andernorts zum Brauchtum gehörten, wirkten hier seltsam aufgesetzt und ohne Tiefgang. Gesellige Veranstaltungen, die zum normalen Leben einer deutschen Stadt zählen, erschienen mir als Jugendlichem als unpassende Fremdkörper.

In Spitzenzeiten war fast ein Viertel der Bewohner Ausländer. Gastarbeiter, die ungefähr zu zwei Dritteln aus der Türkei stammten und in der Eisengiesserei tätig waren. Die meisten anderen kamen aus Italien und waren in der Schokoladenindustrie beschäftigt. Kontakte zu ihnen hatten wir wenige.

Hinzu kam die grosse Zahl an Soldaten und Wehrpflichtigen, von denen ebenfalls nur die allerwenigsten hier heimisch waren, da die Zeitdauer des Wehrdienstes begrenzt war und Zeit- und Berufssoldaten nach wenigen Jahren mitsamt ihren Familien an einen anderen Standort versetzt wurden.

Stadtallendorf, das war in den 1970er-Jahren bestenfalls ein Ort zum Geldverdienen. So etwas wie Heimat war dieser Ort nur für die wenigsten. Selbst heute noch strahlt die Stadt etwas Improvisiertes, Vorläufiges aus. Sie wirkt wie steingewordene Heimatlosigkeit.

Insofern passt es, dass diese Stadt keine Mitte, kein Zentrum besass. Es gab das «alte Dorf» Allendorf, das am nordwestlichen Rand der Stadt lag und ihr den Namen geliehen hatte. Aber dieses Dorf, obschon mit 1'500 Einwohnern keineswegs klein, bildete

nicht den Kern der neuen Stadt, die sich eher zufällig und ohne organisch aus ihm herausgewachsen zu sein, an seiner Peripherie entwickelt hatte. Die Bewohner des Dorfes Allendorf führten ebenfalls ein eigenes Leben und suchten nicht unbedingt den Austausch und den Kontakt mit den neuen Bewohnern, die nach dem Krieg in ihrer direkten Nähe ansässig wurden.

Dort, wo man die geografische Mitte hätte festlegen können, lag ein gewaltiger Busbahnhof. Obwohl es nur einen einzigen Stadtbus gab, der einmal pro Stunde in einer Art Ringlinie die verschiedenen Teile des Ortes anfuhr, und auch sonst nur ganz wenige überregionale Omnibuslinien verkehrten, da Stadtallendorf durch seinen Bahnhof gut an das Schienennetz der Bahn angebunden war, erhielt dieser Busbahnhof eine Dimension, die einer Grossstadt angemessen gewesen wäre.

Rückblickend wirkt er wie ein Sinnbild für den besonderen Charakter dieser Stadt, wie die überdimensionierte Drehscheibe für das Ankommen und Fortgehen; ein Denkmal für das Schicksal der Zwangsarbeiter und der alliierten Soldaten, der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen, der Händler und der Gastarbeiter, für das Kommen und Gehen der Bundeswehrangehörigen und zuletzt für die Ankunft der Spätaussiedler aus Oberschlesien und Siebenbürgen in den 1970er-, 1980er-Jahren.

Als Kind und als Jugendlicher nahm ich die Stadt wahr, wie sie sich mir zeigte: als scheinbar planlos hingeworfene Ansiedlung mehr oder weniger hässlicher Häuser, als grosser Abenteuer-spielplatz, voller Quartiere des Fremden und Unverständlichen.

Und gleichzeitig war da ein leises Gefühl von Unvollständigkeit. Etwas schien zu fehlen, das ich aber mit 15 oder 16 Jahren nicht genauer bestimmen konnte. Nur wenn ich hin und wieder ei-

nen Schulfreund im «alten Dorf» besuchte, konnte ich dieses Gefühl von Fremdheit, diesen Eindruck einer inneren und ganz elementaren Distanz deutlicher wahrnehmen. Meine Freunde erlebte ich als selbstverständlichen Teil ihrer Gemeinschaft, mich selbst empfand ich als nicht dazugehörend. Nichts war an ihnen von jener Unvollständigkeit wahrnehmbar, die ich an mir empfand und die mir mit zunehmendem Alter immer schmerzlicher bewusst wurde. Ihnen schien es an nichts zu fehlen. Ihre Geschichte reichte Jahrtausende bis in die Jungsteinzeit zurück. Meine Geschichte und die der anderen, die in der neuen Stadt wohnten, reichte nur bis zum Rand der Nebelwand, die uns umgab. Alles andere war darin verborgen.

Warum ist ein grosser Busbahnhof kein Ausdruck der Reisefreude und der lustvollen Aufbrüche in schöne Gegenden und in den Urlaub, sondern kommt wie ein trostloses Sinnbild geronnener Flucht daher?

Warum wirkt es nicht befruchtend, dass so viele Menschen aus unterschiedlichen Ländern in dieser Stadt ohne Geschichte zusammenlebten? Warum verkrochen sich die Bewohner in ihren Wohnungen und Eigenheimen, vor allem auch jene, die von Anfang an dort lebten? Warum waren sie so sehr darauf bedacht, möglichst nicht wahrgenommen zu werden?

Wieso ist es so schwierig, sich in einem Umfeld zu entfalten, dessen Geschichte im Nebel liegt?

Für mich jedenfalls, den 1961 Geborenen, war es so. Ich habe zwar schon in der Grundschule gelernt, was es mit der besonderen Gründung dieser Stadt auf sich hatte. Mit leuchtenden Augen und spürbarer Emphase verkündete die Lehrerin im Heimatkunde-Unterricht: «Hier gab es die grössten Munitionswerke Europas!» Aber daraus erwuchs doch kein Lebensfundament! Wie kann man sich positiv mit der Tatsache identifizieren, auf dem Gelände eines Werkes gross zu werden, das Werkzeuge zum Töten von Menschen herstellt?

Meine Heimatstadt hätte es niemals gegeben, wären die Nazis nicht auf die Idee gekommen, in dieser grundwasserreichen Waldregion Mittelhessens zu Beginn der 1940er-Jahre die Munitionsfabriken «Werk Allendorf» aus dem Boden zu stampfen. Zehntausende von Zwangsarbeitern stellten in den 1'000 dort im Geheimen errichteten Fabrikationsanlagen Munition für alle Waffengattungen her. Und: Die Fabriken wurden niemals angegriffen oder erobert, da die alliierte Luftaufklärung überhaupt keine Chance hatte, sie zu entdecken. Die Gebäude waren in Tarnfarben gestrichen und mitten in den Wäldern errichtet. Auf den Dächern pflanzte man Bäume – für die Aufklärungstechnologie der damaligen Zeit eine undurchdringliche Tarnung.

Was ich als Kind nicht wusste und worüber stadttöffentlich kaum gesprochen wurde, als ich Heranwachsender war: Die DAG, die Siedlung also, in der ich aufwuchs, steht für «Dynamit Aktiengesellschaft», ein Ableger der IG-Farben, die dieses Munitionswerk mit seinen vielen Hundert Produktionsstätten betrieb. Die WASAG, noch heute offizielle Bezeichnung für einen Stadtteil, ist die Abkürzung für «Westfälische Anhaltische Sprengstoff Aktiengesellschaft», die die zweite grosse Anlage im «Werk Allendorf» unterhielt. Und die Marinesiedlung war nicht etwa eine Unterkunft für Matrosen, sondern ursprünglich eine Munitionsproduktionsstätte der Kriegsmarine.

Die Tri-Halde, auf der wir als Kinder so ahnungslos spielten, war Lagerplatz Tausender durchkorrodierter und hochgiftiger Fässer mit Trinitrotoluol-Derivaten, den Abfällen aus der Sprengstoff-Produktion. Anfang der 2000er-Jahre erst wurde die Halde abgetragen und der Boden saniert. Eigens zu diesem Zweck wurde sie komplett mit einer 400 Meter langen Halle überbaut, die völlig luftdicht und so konstruiert war, dass kein Giftstoff in die Umwelt gelangen konnte. In den 1970er-Jahren war unterhalb der Halde ein rötlicher Ausfluss sichtbar, der in unmittelbarer Nähe des



grössten hessischen Wasserwerks versickerte, das bis heute die Stadt Frankfurt mit Trinkwasser versorgt.

Stadtallendorf war in den 1950er-Jahren buchstäblich auf vergiftetem Grund errichtet worden; und ich meine das nicht nur chemisch, sondern auch historisch. Das Fundament der Stadt war verseucht: durch den Nationalsozialismus, eine verbrecherische Produktionsmaschinerie, die sich Tausender unschuldiger Zivilisten als Zwangsarbeiter bediente, bereitgestellt durch eine Allendorfer Aussenstelle des Konzentrationslagers Buchenwald. Auch davon hatten wir bis in die 1980er-Jahre hinein keine Ahnung. Ein öffentliches Bewusstsein für die Abgründe der Stadtgeschichte war so gut wie nicht vorhanden.

Meine Heimatstadt ist jedoch nur ein Beispiel. Wenn auch ein besonders augenfälliges für die Kräfte, die viele Menschen meiner Generation prägten. Was unter dem Brennglas dieses Ortes sichtbar wird, ist die Signatur jener Generation, die unser Land heute gestaltet. Und zwar unabhängig davon, ob ihre Vertreter aus München, Rostock oder Gummersbach stammen.

Wir Nebelkinder sind in einer Zeit gross geworden, in der die lebendige Auseinandersetzung mit Geschichte, der persönlich-familiären wie der nationalen, hinter dem Schleier einer scheinbaren Normalität verschwand. Was uns Stadtallendorfer in höchstem Masse hätte irritieren müssen, die gewaltigen Überreste geborstener Bunkeranlagen überall im Wald, die vielen Häuser mit Bäumen auf den Dächern, in denen seit 1945 Menschen wohnten und die es anderswo – mit Ausnahme des Auenlandes – nicht gab, die Namen der Wohnviertel DAG und WASAG sowie der seltsame Grundriss der Stadt, all das beschäftigte uns kaum. Aber vor allem, es kümmerte die nicht, die es eigentlich selbst direkt hätte angehen müssen: die Erlebnisgeneration, unsere Eltern und Grosseltern. Es war kein Thema für sie. Man sprach nicht darüber. Alle

Energien waren darauf gerichtet, nach all den Entbehrungen im Krieg und danach endlich ein «normales» Leben zu führen und «seine Ruhe» zu haben. Dieses scheinbar normale Leben erschöpfte sich dann aber im Vorzeigen kleinbürgerlicher Insignien – dem schmucken und selbst gebauten Häuschen, dem Kleingarten und dem Kleinwagen der Marke VW, Opel oder Ford.

Die Kriegs- und Vertreibungsschicksale der Menschen in meiner Stadt waren auch kein öffentliches Thema. Was bedeutete eigentlich die Karte in meinem Klassenzimmer mit der Überschrift «Deutschland in den Grenzen von 1937»? Wir diskutierten darüber in meiner katholischen Internatsschule bis zu meinem Abitur im Jahr 1980 nicht ein einziges Mal. Jahrzehnte später erfuhr ich aus den Todesanzeigen meiner verstorbenen Lehrer, dass sie aus Danzig, Breslau, Beuthen oder Oppeln in Oberschlesien stammten. Erwähnt haben sie es niemals.

Es waren die verschwiegenen, giftbeladenen Sedimente unserer Stadt wie unseres Landes, die uns geprägt haben, als wir in den 1960er- und 1970er-Jahren aufwuchsen. Die Geschichte meiner Heimatstadt lag im Nebel, die Wurzelorte meiner Familie in der Linie meines Vaters waren vertreibungsbedingt nicht mehr zugänglich. (Meine Mutter stammte aus einem evangelischen Dorf etwa zehn Kilometer Luftlinie von Stadtallendorf entfernt und fühlte sich zeitlebens ebenso vertrieben wie mein Hunderte Kilometer weiter aus Böhmen stammender Vater. Aber das ist eine andere Geschichte.)

Die Nabelschnur zu den Vorfahren war durchtrennt. Wir wurden beinahe ohne Geschichte gross. Deshalb fühlten wir uns in Gegenwart unserer Freunde aus dem «alten Dorf» auch «unvollständig». Das damit einhergehende defizitäre Selbstwertgefühl, nämlich weniger wert zu sein als die anderen, prägte bei nicht wenigen von uns die ersten Jahrzehnte ihres Erwachsenseins. Mit schwerwiegenden beruflichen und persönlichen Folgen für nicht wenige von uns.

Ein bekanntes Sprichwort lautet: «Ohne Wurzeln keine Flügel». Es drückt das Schicksalsmuster unserer Generation aus. Wir, die wir der mittleren Generation in Deutschland angehören, sind buchstäblich in den Sedimenten von Krieg und Gewalterfahrungen gross geworden. Aber alle Autoritäten, unsere Eltern, unsere Lehrer und die Politik, haben in unserer Jugend die kaum überwucherten echten und die ebenso präsenten geistigen Ruinen zu etwas Normalem, Gewöhnlichem erklärt. Zu etwas, das ist, was es ist, und das nicht weiter befragt werden muss.

Wir wurden damit zu Ausgeschlossenen, die am fundamentalen Gesamtgefüge des Lebens keinen Anteil mehr hatten. Das Urbewusstsein menschlichen Daseins, nämlich Teil des grossen Stroms der Existenz zu sein und dort seinen natürlichen Platz und seine natürliche Aufgabe zu haben, erreichte uns nicht mehr. Stattdessen entwickelten wir das charakteristische Lebensgefühl des Nebelkinds, eines Menschen also, der nicht sehr weit blicken kann, weder zurück noch nach vorn.

Wer aber nicht in die Geschichte zurückblicken kann, wird auch seine Zukunft nicht tragfähig gestalten können. Er kennt sich selbst nicht. Wer aber seine Wurzeln nicht kennt, wird auch keine tragfähigen Entscheidungen treffen können, weder persönlich noch im Beruf.

Die Generation vor uns, die sogenannten 68er, wuchsen noch in unmittelbarer Anschauung des Krieges und seiner Folgen auf. Sie hatten Väter, die oft Täter waren und gegen die sie in die Rebellion gehen konnten. Unsere Väter dagegen waren keine Marinrichter oder SS-Leute. Sie waren im Krieg noch Kinder oder Jugendliche. Und wir selbst wurden in eine Zeit hineingeboren, in der die grosse Katastrophe scheinbar lange zurücklag und sich schon wieder eine neue feste Ordnung herausgebildet hatte. Wir hatten Eltern, die mehr Opfer als Täter waren und denen etwas zugestossen war, über das viele gar nicht sprechen wollten.

Wir wuchsen unter ihrem Traumaschatten auf, sodass wir uns klein, gehemmt und hilflos fühlen mussten. Traumaschatten bedeutet: Durch Krieg, Flucht und Vertreibung schrumpfte der Lebensmut einer Elterngeneration, die ihrerseits ein Klima verkümmertes Lebenschancen für ihre Kinder erzeugte. Oder Täterschuld überschattete Familien und belastete die Nachkommen. Ich spreche lieber von Traumaschatten als von «transgenerationaler Weitergabe kriegsbedingter Traumatisierungen». Denn es ist nicht das Trauma selbst, das die Generationsgrenzen überspringt, sondern es sind die von ihm hervorgerufenen psychosozialen Deformationen, die die Nachfolgegenerationen belasten.

Was ist zu tun, um den Nebel zu lichten? Gibt es auch für unsere Generation einen Auftrag, so wie es ihn für unsere Vorgänger gab? Haben die Angehörigen der mittleren Generation eine Generationenaufgabe zu erfüllen, einen spezifischen Beitrag zu leisten, für sich selbst, für dieses Land, für seine Bewohner, für Europa und vielleicht auch für die menschliche Zivilisation als solche?

Der Nebel, mit dem ich das Klima umschrieb, in dem wir aufwuchsen, ist letztlich ein Produkt der Angst. Der Angst nämlich davor, selbst verschlungen zu werden, wenn man sich den Schrecken der eigenen Geschichte stellt. «Nebel» bedeutet zugleich Schutz und Hemmnis.

Für die Generation unserer Eltern stand oft «Schutz» im Vordergrund. Sie gehörten der Kriegserlebnisgeneration an. Diejenigen, die wie meine Eltern vor 1945 Kinder oder Jugendliche waren, wurden mitunter Zeugen und/oder Opfer furchtbarer Ereignisse. Sie konnten sich nicht so ohne Weiteres dem Schrecken der Geschichte stellen, weil sie befürchteten, angesichts monströser und unbewältigter Erfahrungen von ihrer Angst überwältigt zu werden.

Und in Familien, in denen NS-Täter lebten, wurden deren Ta-

ten nicht selten verschwiegen oder mit grausamen Argumenten legitimiert («wir erfüllten nur unsere Pflicht»), und die Lüge wurde zum Status quo erklärt.

Mit welchem Hintergrund auch immer, für unsere Generation war der «Nebel» nicht lebensfördernd. Unsere tiefere Geschichte, die schlimmen, aber über den Traumaschatten auch unsere Biografie prägenden Erfahrungen und damit wichtige Prägekräfte unseres Lebens blieben darin für uns verborgen. Kräfte, die wir unbedingt hätten kennen müssen, um uns persönliche und berufliche Umwege, ein defizitäres Selbstbild und falsche Erwartungen an Gegenwart und Zukunft zu ersparen.

Der Weg zur Heilung erfordert nun die Konfrontation mit dem Nebel und ist gleichzeitig der notwendige Durchgang zu den Stärken und Kräften, die sich in den Tiefen der Geschichte befinden und die wir dringend brauchen, um doch noch im letzten Lebensdrittel heil und ganz zu werden.

Wir müssen vor diesem Weg keine Angst haben, denn die schlimmen Erfahrungen unserer Eltern können uns nicht auffressen. Wir haben keinen Anteil an ihnen.

Gibt es also eine Generationenaufgabe für uns? Ja, es gibt sie. Es ist unsere Aufgabe als Nebelkinder, als Kriegsenkel, den Nebel der Geschichte zu lichten, Licht in die letzten dunklen Ecken der Geschichte zu tragen und die noch offenen Wunden zu heilen. In Spanien gründete sich vor einigen Jahren eine «Gesellschaft zur Wiedererlangung des historischen Gedächtnisses». Die Vereinigung spanischer Kriegsenkel hat es sich zur Aufgabe gemacht, die verdrängten Verbrechen der Franco-Diktatur nicht nur aufzudecken, sondern sie in das Bewusstsein der ganzen Nation zu holen. Sie möchte nicht nur den Angehörigen der vielen Opfer eine späte Genugtuung verschaffen. Vor allem will sie ein Klima schaffen, in dem die Leiden der Opfer anerkannt werden, damit ihre Schicksale betrauert werden und ihre Wunden endlich verheilen können.

Was die Kriegskinder und die Kriegsenkel in Deutschland mit ihren Aktivitäten bisher geleistet haben, was publizistisch und organisatorisch seit einigen Jahren in das Bewusstsein der Öffentlichkeit getragen wird, folgt genau dieser Logik. Die Wirkung der Bücher von Sabine Bode, von Anne-Ev Ustorf, von Bettina Alberti und von Hartmut Radebold, um nur einige zu nennen; die zahlreichen Kriegsenkel-Gruppen in unseren Städten, die Vereine und Initiativen auch in den sozialen Medien, sie alle arbeiten daran, die Geschichte, und zwar die gesamte Geschichte, in das Gedächtnis des Landes zurückzuholen. Im Durchgang durch die schmerzhaft und verdrängte Geschichte und durch die in den Nebel gerückten Erfahrungen tragen sie alle dazu bei, die positiven Kräfte zu befreien, die Energien des Lebendigen wiederzubeleben, die schliesslich Heilung möglich machen.

In meiner Heimatstadt begann dieser Prozess bereits in den 1980er-Jahren. Eine Initiative von engagierten Bürgern, Lehrern und Schülern entwickelte Geschichtsprojekte, die die in Vergessenheit geratene Geschichte der Munitionswerke aufarbeitete und dabei vor allem das Schicksal der Abertausenden Zwangsarbeiter aufdeckte, die für Hitlers Krieg den Bombenbau besorgen mussten. 1988 wurde eine öffentliche Gedenkstätte eingeweiht, die an das Elend dieser Menschen, die Opfer und damit an die Verbrechen des Nationalsozialismus erinnert. Zahlreiche Veranstaltungen mit Zeitzeugen und jüdischen Opfern der Zwangsarbeit folgten. Und zwar bis heute. Im Verwaltungsgebäude der ehemaligen Sprengstofffabrik DAG ist inzwischen ein Dokumentations- und Informationszentrum über die Geschichte Allendorfs im Zweiten Weltkrieg eingerichtet worden.

Die Folge dieser Bewusstseinsarbeit war nicht nur die Wiederentdeckung einer verdrängten Dimension der Geschichte meiner Heimatstadt. Man machte sich zu Beginn der 2000er-Jahre auch

endlich daran, ihren durch die Sprengstoffproduktion verseuchten Boden zu sanieren. Und indem die Stadt ihre Fundamente reinigte, schuf sie neuen Boden für eine neue Gemeinschaft und vertiefte Begegnung.

Stadtallendorf ist immer noch keine schöne Stadt. Aber sie ist heute mehr denn je Kommune im eigentlichen Sinn des Wortes, nämlich eine Gemeinschaft von Menschen, die sich nicht mehr in ihre privaten oder landsmannschaftlichen Winkel und Nischen zurückziehen, sondern diesen Ort ungeachtet ihrer Herkunft zunehmend als Heimat empfinden.

Den Nebel lichten, die gekappten Verbindungen zu unserer ganzen Geschichte, also auch den schmerzhaften Anteilen an ihr, wiederherzustellen, Vertrauen aufbauen und vertiefen, darin sehe ich die Generationenaufgabe der Nebelkinder und Kriegsenkel. Wir sollen Heiler der Geschichte sein.

Und dies ist tatsächlich ein Auftrag von gesamteuropäischer und zivilisatorischer Tragweite. Noch immer werden jedes Jahr bis heute vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. um die 40'000 (!) Opfer des Zweiten Weltkrieges in Europa exhumiert. Vorwiegend in den «Bloodlands», den alten Schlachtfeldern Mittel- und Osteuropas. Auch dort leben heute zahllose Nebelkinder; Menschen, deren Eltern und Grosseltern durch die deutsche Kriegsmaschinerie schreckliches Leid zugefügt wurde. Auch dort wurden Millionen aus ihrer angestammten Heimat vertrieben, und es gilt, die Wunden der Geschichte zu versorgen und Heilung zu ermöglichen.

Schliesslich ist die Auseinandersetzung mit den historischen Katastrophen auf unserem Kontinent essenziell für unseren Umgang mit heutigem Leid. Unsere Arbeit am Schicksal unserer Vorfahren sollte in uns Empathie wecken für jene, die sich heute in einer vergleichbaren Notlage befinden. Das ist die Aufgabe.

Gerade in einer Zeit, in der die unbefriedigten Geister einer fürchterlichen Vergangenheit wieder in der Erde der alten Schlachtfelder Europas zu rumoren beginnen, könnte sie bedeutender nicht sein.



*Merle Hilbk*

# DAS SCHÖNSTE DORF AM SCHÖNSTEN FLUSS DER ERDE

Es fing damit an, dass ich ein Ziehen in der Schulter spürte. Dem Ziehen folgte ein dumpfer Schmerz; eine Muskelblockade, die mit einer Schreibblockade einherging und sich weder durch Physiotherapie noch durch die wöchentlichen Besuche beim Chiropraktiker auflösen liess. «Sie dürfen sich nicht hängen lassen!», impfte er mir ein. «Melden Sie sich in einem Fitnessstudio an!»

Ich folgte seiner Empfehlung, so wie ich in dieser Zeit allen Empfehlungen folgte, die Hoffnung auf ein Ende der Blockade versprochen, und fand mich am nächsten Tag in einem chromglänzenden Studio zum Probetraining ein.

Beim Aufwärmen auf dem Laufband richtete ich meinen Blick auf den Bildschirm, der an die Wand des Cardioreichs montiert war, und sah plötzlich knochige Männerleichen in einer Ruinenlandschaft apokalyptischen Ausmasses vor mir: Bilder aus dem Kessel von Stalingrad, die zu einer dieser klassischen Kriegsdokus gehörten, wie sie seit Jahren ständig auf *ntv* liefen – Dokus, die früher emotionslos an mir vorbeigerauscht waren. Aber an diesem Ort schnürten sie mir die Kehle ab, und ich verliess fluchtartig das Studio.

Auf einer Bank im Treptower Park, am Eingang zum Sowjetischen Ehrenmal, kamen mir die Tränen. Da setzte sich eine Frau

neben mich und fragte sanft: «Bam ^efl yMep 3^ecb TaioKe? – Ihr Grossvater ist hier auch gefallen?» Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Mein Grossvater hatte auf der anderen, der Täterseite gekämpft. Und er hatte den Krieg überlebt.

Doch in meinem Kopf tauchte plötzlich ein Dorf an der Wolga auf, ein Junge, der, an die Mähne seines Pferdes geklammert, den Fluss durchschwimmt, dem Rauch aus dem Schornstein eines Holzhauses entgegen, der wie ein Geist über das Ufer schwebt: eine Szenerie, die mir der Vater meines Grossvaters beschrieben hatte, als ich fünf Jahre alt war. Mein Urgrossvater, der Zechenarbeiter aus Dortmund, der sich sein Leben lang in das «schönste Dorf am schönsten Fluss der Erde» zurücksehnte, aus dem ihn der Erste Weltkrieg und die Ausschreitungen gegen die deutsche Minderheit vertrieben hatten.

Und plötzlich wurde ich von einem Weinkampf geschüttelt, der mich beschämte und, als er vorbei war, in eine grosse Verwirrung stürzte.

Wie konnte das sein, dass mir dieses Russland auf einmal so in den Körper kroch, grübelte ich. Diese verworrene Beziehung zu diesem Land, mit der ich mich beruflich seit Jahren beschäftigte – indem ich fremde Geschichten erzählte, wie es sich für Journalisten gehörte? Warum war es ausgerechnet diese russische Geschichte, die mich Westkind wie an einem unsichtbaren Faden durchs Leben zog? Und wieso hatte sich dieser Faden so verknotet, dass er mir nun als Verspannung im Nacken zu sitzen schien?

«Hast wohl früher nicht genug Marx gelesen?», feixte ein Freund aus Brandenburg – und kritzelte mir ein Zitat aus dem *Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte* auf die Serviette: «Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alb auf dem Gehirne der Lebenden.» «Solltest dich mal mit deiner Familiengeschichte beschäftigen!», sagte er dann und empfahl mir ein Buch, das ich gleich zweimal las, weil ich mich so sehr darin wie-

dererkannte: *Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation.*

So begann ich, mich intensiv mit etwas auseinanderzusetzen, das ich zuvor für die Obsession von Vertriebenenverbänden, Marion Gräfin Dönhoff oder gelangweilten Studienräten a.D. gehalten hatte: der Kriegs- und Vertreibungsgeschichte meiner Familie.

Seitdem ich denken konnte, trug ich dieses Gefühl der Heimatlosigkeit in mir, diese Sehnsucht nach dem Ankommen. Reiste durch die halbe Welt, um diese Heimat zu finden, dieses sichere Fundament, das aus dem Gefühl erwächst: Hier komme ich her. Dies ist der Ast, aus dem ich Triebe bilde.

Wenn ich nach meinem Spezialgebiet gefragt wurde, sagte ich nicht «Aussenpolitik» oder «Osteuropa», sondern «staatliche Transformationsprozesse».

Meine erste grosse Reportage-Reise führte mich nach Kasachstan, einem Land in einem gewaltigen Umbruch. Am ersten Tag verlief ich mich in den Strassen von Almaty, deren kyrillische Schilder ich nicht lesen konnte. Ich wanderte über die Brachflächen, sah die mit Zigarettenschachteln beklebten Kioske, vor denen Männer mit Müdigkeit und Trotz in den Gesichtern rauchten, staunte über die Frauen, die mit Pfennigabsätzen durch den Sand stolzierten, und sog den Duft von Apfelblüten und Holzkohle ein. Und hatte plötzlich das Gefühl, dass mir diese Atmosphäre seltsam vertraut war, diese Mischung aus Zerfall und Stolz, Melancholie und plötzlich aufbrechender Energie, die etwas in mir anrührte, das ich nicht in Worte fassen konnte. Aber dessen süsse Schwere mich in den kommenden Jahren immer wieder gen Osten zog.

Drei Jahre später meldete sich ein Mann mit russischem Akzent und dem Mädchennamen meiner Mutter bei mir. Er erzählte mir, dass seine Eltern von der Wolga stammten und 1943 nach dem Ukas Stalins nach Kasachstan verbannt worden waren, wo

*er* aufgewachsen sei. Ich hatte nie darüber nachgedacht, dass mein Urgrossvater Geschwister hatte; dass diese Geschwister überlebt und Familien gegründet haben könnten. «Ein Habensteiner wird mit allen Problemen allein fertig», sagte mein Grossonkel. «Das hat selbst den Russen Respekt eingeflösst.»

Dann stehst du ja in einer langen Tradition, schoss es mir durch den Kopf! Das, was mein Vater mir als unweiblich vorgehalten und wofür ich mich immer geschämt hatte, besass eine Geschichte. Eine Geschichte, die im schönsten Dorf am schönsten Fluss der Erde begann.

In den nächsten Monaten stellte sich heraus, dass die russland-deutschen Verwandten fanatische Familienforscher waren. Ich betrachtete Familienstammbäume und las Tagebücher aus der «Trudarmee», den Zwangsarbeiterkolonnen, mit denen sie in Bergwerksstollen und beim Bau von Fabriken und Strassen in der Steppe schufteten mussten.

Ich sass bei den Familien und hörte Geschichten, die von Hunger, Kälte und gesellschaftlicher Isolation handelten – aber ein Gefühl von Nähe in mir erzeugten. Denn der Schmerz in den Geschichten passte zum Inhalt der Erzählungen.

Wir teilten eine Trauer, die auch ich in mir getragen, aber immer als unreal abgetan hatte. Schliesslich hatte ich nichts wirklich Schlimmes erlebt. Das hatten meine Eltern immer wieder betont, als ich ihnen als Teenager von meinem unbestimmten Gefühl erzählte.

Ich bin in einem Reihenhause in Westfalen aufgewachsen. Mein Vater hatte einen gut bezahlten Job, meine Mutter studierte und legte viel Wert darauf, mich in meinen Begabungen zu fördern. Ich bekam so viele Bücher, wie ich haben wollte, lernte Klavierspielen und fuhr zu Schüler-Literaturseminaren nach Bonn. Beim Abendessen diskutierten wir über den Historikerstreit und die Fra-

ge, ob Gott existiert. Trotzdem kam es mir vor, als würde ein Nebel über meinem Leben liegen, der alles schemenhaft erscheinen liess und mich einsam und melancholisch machte.

«Uns fehlt das Wissen, was passiert ist, und das verunsichert enorm», schreibt Joachim Süß, dem sein Vater erst bei einem gemeinsamen Besuch in seinem böhmischen Geburtsort erzählte, dass er dort zusammen mit Hunderten anderer Angehöriger der deutschen Minderheit in einem Lager interniert war, in dem seine Schulfreunde starben.

Dass mein Vater ein Flüchtlingskind war, habe ich erst mit Mitte 30 erfahren. Auf dem Weg zum Flughafen Dortmund deutete er plötzlich auf ein Mehrfamilienhaus mit russgeschwärtzter Fassade. «Da waren wir einquartiert, als wir im Ruhrgebiet ankamen», sagte er. Ich war in dem Glauben aufgewachsen, dass die Hilbks eine alte Bergmannsfamilie seien, und fragte erstaunt: «Ankamen? Woher?»

«Aus Thorn», sagte er. «Allein mit der Mutti.» Damit war das Thema für ihn beendet.

Meine Mutter, die in Dortmund geboren wurde, hatte immer betont, dass ihr im Krieg nichts Schlimmes passiert sei. Und mit den Nazis hätte die Familie auch nichts im Sinn gehabt. Als Protestant habe man bei diesen Schreihälsen nichts verloren, habe ihr Grossvater immer gesagt.

Nur im «Hessenland», in das sie nach der Bombardierung Dortmunds geschickt worden sei, habe ihr ein Amerikaner ihre einzige Puppe aus der Hand genommen und sei lachend in seinem Jeep davongefahren. Die Verwandten, bei denen sie untergebracht war, hätten dazu nur gesagt: «Gott sei Dank sind nicht die Russen einmarschiert!»

Als ich meinen Eltern das Kriegsenkel-Buch schenkte und fragte, wieso sie so wenig über den Krieg erzählt hätten, verstanden sie das als Vorwurf: «Kind, du glaubst doch nicht, dass wir dir etwas verschweigen würden!»

Da wurde mir klar, dass sie die Erinnerungen so tief in sich vergraben haben mussten, dass sie sich vielleicht nicht einmal bewusst waren, dass da überhaupt etwas war. Der Krieg war eine staubige Akte, die sie in einer Kiste im Keller deponiert und vergessen hatten.

Im März 2012 fuhr ich nach Göttingen zu einem Kriegsengel-Kongress an der Universität, der mir den Mut gab, das, was ich mir angelesen hatte, ernst zu nehmen.

Eine dreitägige Veranstaltung, auf der ein Dutzend Akademiker aus den unterschiedlichsten Disziplinen – Historiker, Soziologen, Literaturwissenschaftler, Politologen und Psychologen – eine im Wohlstand aufgewachsene, scheinbar sorglose Generation analysierte, die sich in einem Nebel währte.

Ein Nebel, den die Psychologen «Traumaderivat» nannten. Ein Derivat der elterlichen und grosselterlichen Traumata, das sich in ihren Verdrängungs- und Verarbeitungsstrategien, in ihrer «Man muss etwas aus sich machen»-, «Man muss sich zusammenreissen»- und «Die Familie ist eine Burg»-Haltung wie in einem Reagenzglas niedergeschlagen habe – und zur psychischen Grundsubstanz der «Generation Golf» geworden sei, die ihre Einstellungen und Haltungen, ihr Gefühlsleben und ihre Beziehungen prägte.

Als die Referenten danach das Mikrofon ins Auditorium reichten, schwappte eine Welle von Emotionen durch den Saal. Jeder wollte von seinen Gefühlen erzählen, und jeder schien die Gefühle der anderen aufzusaugen wie ein Schwamm – eine Atmosphäre, die mich an die Maueröffnung 1989 in Berlin erinnerte, an diese Mischung aus Trauer, Euphorie und lang unterdrückten Sehnsüchten. Sehnsüchten, in denen ich mich wiedererkannte, und auf einmal schoss mir durch den Kopf: «Wir sind eine Generation!»

Eine Generation, die Frank Schirrmacher, der verstorbene Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ), in einem

vielbeachteten Essay als blass, mut- und ideenlos bezeichnet hatte.

Dass wir ernüchtert, skeptisch, ja blockiert für ein eigenes Leben sein könnten – diese Frage schien sich nicht zu stellen. Schliesslich hatte diese Republik, auf die das FAZ-Feuilleton blickte, ihre Geschichte doch so akribisch aufgearbeitet – aber offenbar immer noch Angst vor sich selbst. Angst, weil sie immer noch keine Sprache gefunden hatte für das, was sie so tief geprägt hatte.

«Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt», schrieb der deutsche Philosoph Ludwig Wittgenstein, der nach den Nürnberger Gesetzen als Jude galt und nach seiner Berufung zum Professor in Cambridge die englische Staatsangehörigkeit erwarb.

Wie sollte man auch über den verlorenen Hof in Ostpreussen klagen, wenn das eigene Volk für einen Genozid verantwortlich war? Wie sollte man von Ängsten nach Tief fliegerattacken, Vergewaltigung und Bombenkrieg erzählen in der Ahnung, dass der Bruder, der Vater, der Grossvater im Ausland an ähnlichen Gräueltaten beteiligt war? Wie hätte man über sich sprechen können, da es doch immer nur um das Volk gegangen war; da man gelernt hatte, eigene Bedürfnisse zu ignorieren?

Und so flüchtete sich die Mehrheit der Deutschen nach dem Krieg in eine Normalität, die das Grauen und die Verwirrung vergessen machen sollte. «Nach vorne schauen» hiess das und half, Energien für den Aufbau freizusetzen – der die zerbrochene Identität durch eine neue ersetzte, eine Identität der Wirtschaftswundermacher, die frag- und klaglos die Trümmer beiseiteräumten und ein, nein, zwei neue Deutschlands schufen.

Eine Heile-Welt-Strategie, die die 68er im Westen als reaktionär brandmarkten. Das förderte die Aufarbeitung, das Bewusstsein einer Kollektivschuld, aber auch die Distanz zwischen den Generationen.

Die hervorstechendste Eigenschaft der Enkelgeneration, heisst es in Sabine Bodes Buch *Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation*, sei ihre Vernetzungsfähigkeit. Und so entstanden innerhalb weniger Monate Kriegsenkel-Gruppen, virtuelle auf Facebook und reale in Grossstädten wie Köln und München. Ein «Kriegsenkel e.V.» wurde geschaffen, und im «Kriegsenkel-Forum» wurden Kriegsenkel-Seminare und -Literatur gepostet. Historiker gründeten Rechercheunternehmen, die bei der Nachforschung in Militär- und Landesarchiven halfen, Psychologen boten spezielle Familienaufstellungen an.

Ich beschloss, zusammen mit einer anderen Konferenzteilnehmerin eine eigene Kriegsenkel-Gruppe in Berlin zu gründen. Acht Männer und Frauen trafen sich schliesslich in einer Kreuzberger Kneipe aus der Hausbesetzerära – in der wir als Erstes über Immobilien diskutierten. «Ich muss ständig umziehen», klagte ein Creative Director einer Agentur für politische Kommunikation, «immer habe ich das Gefühl, dass ich nicht richtig am Platz bin.» Sein Partner, ein Immobilienmakler, berichte von seiner Sehnsucht nach einem Hof im Oderbruch, der Landschaft, die ihn zur Ruhe kommen lasse. Seine Mutter sei 1945 aus einem Dorf in der Neumark, direkt auf der anderen Seite des Flusses, geflüchtet. Eine Sozialpädagogin mit Westberliner Kinderladen-Sozialisation erzählte, dass sie sich kurz nach der Wende ein Haus in Mecklenburg gekauft habe – ein Ort, den sie nun gerne mit uns teilen würde. Wir gingen auseinander mit einer gemeinsam geteilten Sehnsucht: nach dem Ankommen.

Beim nächsten Treffen erschien eine Kriegsenkelin, die ihre Doktorarbeit über uns schreiben wollte – in Australien. «In Deutschland erscheint alles so mühsam», sagte sie. «Aber es lässt mich trotzdem nicht los.»

Es schien, als ob für uns die Zeit reif geworden sei für eine andere Beschäftigung mit der Vergangenheit. Das Private sollte



endlich als das Politische begriffen werden, das Politische als das Private, wie es in den 1970er-Jahren die «Politik der ersten Hand», die theoretische Fundierung der zivilgesellschaftlichen Bewegungen, statuiert hatte. Und so begannen wir, die in Bürgerinitiativen sozialisierten Enkel der grossen Katastrophe, uns die Geschichte anzueignen, von der sich unsere Eltern und Grosseltern entfremdet hatten.

Im Juni 2012 hatte ich einen Traum, den ich in den folgenden Wochen immer wieder träumte: ein Junge, der sich mit seinen Geschwistern in einen überfüllten Zug quetscht. Der über einen Acker rennt, verfolgt von einem Tiefflieger, mit letzter Kraft die Siedlung erreicht und gegen eine Tür wummert. Der schreit, als niemand öffnet, und fühlt, wie sich die Einsamkeit wie ein Geschwür in seinem Körper ausbreitet.

Tagsüber tauchen Szenen aus meiner Kindheit vor mir auf, denen ich früher keine Bedeutung zugemessen und die ich niemals in Zusammenhang gebracht hätte – vor allem nicht mit dem Krieg: mein Vater, der stundenlang allein an seiner Gitarre zupft. Meine Mutter, die nach einem Streit klagt, dass sich, wenn sie einmal keine Kraft mehr habe, sowieso niemand um sie kümmern werde. Ein Familienfest im «Hessenland», bei dem meine Oma erzählte, wie sie 1955 mit meiner Mutter auf dem Bahnhof von Friedland stand, um ihren Schwager in Empfang zu nehmen, der zu der letzten Gruppe Kriegsgefangener gehörte, die Konrad Adenauer aus den russischen Lagern freigekauft hatte.

Erst nach dem Kriegsenkel-Seminar war mir aufgefallen, dass es *dessen* Vater war, der über den Verlust der Heimat in Russland getrauert hatte; der Heimat, in die der Sohn 1944 mit der deutschen Luftwaffe einfiel.

Und mir wurde bewusst, wie wenig ich trotz meiner Bücherwände, meines Berufes, der doch mit Aufarbeitung und Aufklärung zu tun hat, von meiner eigenen Geschichte verstanden hatte.

Wie viel Angst auch ich hatte, etwas als Teil meiner Existenz anzunehmen, das ich mir nicht ausgesucht hatte; zu akzeptieren, dass auch meine Familie Dinge erlebt hatte, wie ich sie als Journalistin mit Entsetzen aus der Distanz betrachtet hatte.

«Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd», schrieb Christa Wolf in *Kindheitsmuster*, die als Kind aus Landsberg/ Warthe flüchten musste. Wenn ich gewusst hätte, wie schmerzhaft es ist, diese Fremdheit aufzugeben, hätte ich wohl niemals damit angefangen.

Ein paar Wochen später schickte ich meinen Eltern einen Brief. Und dann sassen sie in meiner Küche, mit dem vorgekochten Sauerbraten im Gepäck, und als die Kartoffeln gar waren, setzte mein Vater zur längsten Rede seines Lebens an.

Er erzählte seine Fluchtgeschichte, im «man»-Duktus, sagte, dass viele so etwas erlebt hätten und er sich frage, warum ich das unbedingt wissen wolle. Aber ich hörte ihn meinen Traum erzählen und weinte. Danach sassen wir den ganzen Abend auf dem Sofa, und er hielt meine Hand, als wäre dies das Selbstverständlichste auf der Welt.

Meine Mutter nahm mich mit in eine Ausstellung über die Bekennende Kirche und sagte: «Das ist deine Geschichte.»

«Aber woher kommt diese Angst?» fragte ich.

«Welche Angst?», fragte meine Mutter zurück und sah dabei aus wie ein kleines Mädchen. Da wusste ich, dass ich vorerst nicht weiter insistieren durfte.

Als ich Weihnachten mit Freunden aus der Kriegsenkel- Gruppe verbrachte, bei ihren Eltern, die eine ähnliche Geschichte hatten und in einem ähnlichen Reihenhaus wohnten, gelang mir etwas, was ich vorher nicht gekonnt hatte: meine Eltern aus der Distanz zu betrachten. Ich fühlte die Trauer und die Angst und die

Sehnsucht nach Nähe, die sie mit sich herumtrugen. Aus der Distanz wuchs eine Nähe in mir, die ich nie für möglich gehalten hatte.

Mit dieser Nähe bekamen die Orte und die Dinge, die mich geprägt hatten, einen neuen Platz: Ich bemerkte, wie fröhlich ich jedes Mal wurde, wenn ich an der Autobahn das Schild «Nordrhein-Westfalen» sah – und mir trotzdem nicht vorstellen konnte, dort zu wohnen. Erkannte, dass die berühmte russische Seele, die ich so gerne selbst besitzen wollte, in Russland vor allem dazu diente, sich von diesen vorgeblich so gefühllosen, aber wirtschaftlich erschreckend erfolgreichen Deutschen abzugrenzen. Stellte fest, dass ich mich dem Protestantismus doch verbunden fühlte, auch wenn ich vieles an ihm ablehnte.

Ich spürte, dass ich Wurzeln hatte, und meine Verspannung begann sich zu lösen.

Als der Grossonkel aus Kasachstan schrieb, dass er froh sei, dass es jemanden in der Familie gebe, der die Geschichten vor dem Vergessen rette, war ich zum ersten Mal stolz auf das, was mir das Leben so mühsam hatte erscheinen lassen: den Versuch, Worte zu finden für das, was hinter den Nebeln verborgen lag.

Angela Baumgart

## «SCHLAG DREIN, DASS NOCH IHRE ENKEL UND URENKEL ZITTERN!»

**Familiengeheimnisse.** Ich habe ein Buch entdeckt, Reinhard Jirgls *Die Unvollendeten*. In einer Zeitung war es als eine Flüchtlingsgeschichte angekündigt. Ich bin sogleich zu meiner Buchhändlerin gegangen und habe dieses Buch bestellt. Der Autor beschreibt darin das Leben seiner Mutter, seiner Tante und sein eigenes Leben in den 1950er- und 1960er-Jahren in der DDR. Es sind Sudetendeutsche, geflohen oder vertrieben aus dem heutigen Gebiet Tschechiens. Was er schildert, kommt mir bekannt vor. All diese verzweifelten Versuche seiner Mutter und seiner Tante, sich anzupassen und besser zu sein als alle anderen. Er beschreibt ihre Scham darüber, anders zu sein als die Einheimischen, und ihre immerwährende Angst, etwas falsch zu machen und dadurch aufzufallen. Und vor allem dieses Am-liebsten-nicht-darüber-Reden. Das kenne ich. Beim Lesen dieses Buches bin ich in meine eigene Familiengeschichte gezogen worden, sodass mir plötzlich klar wurde: Ich will und muss meine Familie erforschen.

Für mich fängt die Geschichte meiner Familie 1899 an, da wurde meine Oma Clara geboren. Sie hatte drei Kinder. Meinen Onkel Alois, Jahrgang 1924, meine Mutter Luzia, Jahrgang 1927 und Lenchen. Aber wann ist Lenchen geboren? Hier stocke ich. Ich rufe meine Mutter an und frage sie. Sie sagt 1937. Während

des Telefonats notiere ich mir diese Zahl auf der letzten Seite meines Jahreskalenders. Vorerst denke ich nicht weiter darüber nach.

Vielleicht gibt es ein dunkles Geheimnis. Es ist Ende September, ich habe eine Psychoanalyse angefangen. Seit Jahren leide ich unter Panikattacken mit Todesängsten. Zuerst soll ich eine harmonische Familienszene aus meiner Kindheit beschreiben. Ich denke lange nach, mir fällt keine ein.

Ich werde nach meinen Grosseltern, Onkeln und Tanten gefragt. Ich erzähle, dass mein Vater eine Schwester hatte. Es gab noch zwei jüngere Geschwister, aber die sind im Säuglingsalter gestorben. Meine Mutter hatte neben ihrem älteren Bruder, meinem Onkel Alois, auch noch eine kleine Schwester. Aber von der war nie die Rede, sage ich. Beide Schwestern sind tot. Sie sind lange vor meiner Geburt gestorben. Ich habe sie nicht gekannt, und über sie wurde auch nie gesprochen. Mein Therapeut, Herr Gruber, sagt: «Falls Sie Ihre Eltern fragen können, versuchen Sie herauszufinden, woran deren Geschwister gestorben sind. Vielleicht gibt es ein dunkles Geheimnis. Vielleicht sind sie umgekommen im Krieg oder haben sich umgebracht.»

Beim Verlassen der Praxis fällt mir der Jahreskalender ein, in den ich vor einiger Zeit das Geburtsjahr des dritten Kindes meiner Oma eingetragen hatte. Und da finde ich es auch, das Geburtsjahr von Lenchen: 1937. Lenchen war zehn Jahre jünger als meine Mutter, also muss sie noch im Kindesalter verstorben sein. Ich erinnere mich, dass ich als kleines Kind oft mit auf den Friedhof gehen musste, da standen wir an Lenchens Grab. Auf dem Grab befand sich ein einfaches Holzkreuz ohne Daten, nur mit dem Namen. Ich hatte keinerlei Vorstellung von diesem Lenchen. Meine Oma hatte hingegen eine Bekannte in ihrem Alter, sie hiess Lenchen Kramm. Für mich war Lenchen eine alte Frau.

Ich bin aufgewühlt. Es ist Freitagnachmittag. In zwei Stunden fahre ich nach Erfurt zu meinen Eltern und werde sie fragen. Ich will ihnen Zeit lassen. Deshalb rufe ich sie an, bevor ich losfahre und sage: «Ich komme in zwei Stunden. Bis dahin könnt ihr euch überlegen, woran eure Schwestern gestorben sind.» Ich setze mich ins Auto, und als ich bei ihnen in die Strasse einbiege, stehen sie bereits in der Tür. Ich habe sie aufgescheucht.

Beide haben einen Zettel vorbereitet. Auf dem Zettel meines Vaters steht: «Der Vormarsch der Roten Armee im Raum Rössel-Bischdorf in Ostpreussen ging im Januar 1945 so schnell vonstatten, dass die Menschen keine Zeit zu einer organisierten Flucht hatten. So blieben meine Eltern mit meiner Schwester Hertha, 29 Jahre, in ihrem Wohnort. Mein Vater wurde als Uniformträger der Deutschen Reichsbahn nach Russland verschleppt. Meine Schwester wurde zu Viehtransporten nach Russland gezwungen, kam auch nach einigen Wochen zurück und verstarb kurz darauf an einer auf dem Transport zugezogenen Krankheit: Diphtherie. Ohne fremde Hilfe hat meine Mutter ihre Tochter auf dem nahegelegenen Friedhof in Bischdorf beerdigt.»

Auf dem Zettel meiner Mutter steht: «Meine Schwester Lenchen starb im Jahre 1949 an Herzversagen. Die Flucht aus Schlesien im Winter am 20.1.1945 und die Einwirkungen der zweijährigen Besatzungszeit von Russen und Polen, mit Hunger und Kälte (hochgradige Erfrierungen bei der zweiten Vertreibung 1946/47 im Monat Dezember und Januar). Davon hat sich Lenchen nicht mehr erholt. Sie war ein gebrochenes Kind.»

Da lagen nun diese beiden Zettel. Die Geschichte der Schwester meines Vaters war mir nicht neu. Ich kannte sie von meiner Oma Martha. Sie hat mir einiges erzählt, von Ostpreussen, vom Krieg und von den Russen. Von Lenchen hatte ich noch nichts ge-

hört. Ich frage vorsichtig, ob sie sich umgebracht haben könnte, so schnell hatte ich in dem Moment ihre Lebenszeit nicht ausgerechnet. Meine Mutter rastet aus und schreit: «Wie kommst du denn auf Selbstmord, sie war doch noch ein Kind! Wo hast du diesen Quatsch her? Du weißt doch überhaupt nicht, wie es damals war und was wir alles mitgemacht haben. Du hast doch überhaupt keine Ahnung, wie das mit dem Krieg war und mit der Flucht.» «Ja», sage ich: «Ich habe keine Ahnung, aber woher soll ich denn auch eine Ahnung haben, wenn du mir nichts erzählst.»

Meine Mutter schreit weiter, was ich auf einmal von ihr wollte, ich solle mich um die Lebenden kümmern und nicht um die Toten. Mit den Lebenden meint sie natürlich sich selbst und wirft mir wieder einmal vor, mich nie um sie zu kümmern.

Sie wird immer aufgeregter und macht mir weitere Vorwürfe. Ich frage sie nach der Sterbeurkunde von Lenchen, und sie antwortet, sie wisse nicht, wo die sei. Darauf sage ich wütend zu ihr: «Du weißt nicht, wo die Sterbeurkunde ist? Was bist du denn für eine Schwester? Was ist das überhaupt für eine Familie, in die ich da hineingeboren wurde!» Wir schreien uns weiter an, bis ich beschliesse, nach Hause zu fahren. Mein Vater begleitet mich traurig zur Tür. Ihm tut die Situation leid, und er sagt behutsam: «Wenn du noch etwas von mir wissen willst, vom Vorrücken der Roten Armee, dann frag mich nur, ich erzähle es dir.» Doch für heute habe ich genug.

Ich glaube, dass Oma vergewaltigt worden ist. Meine Tochter Anna hat in der Schule eine Hausaufgabe bekommen zum Thema Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges. Die Jugendlichen können wahlweise ihre Grosseltern befragen oder sollen Menschen ausfindig machen, die berichten können, wie es war, als Hitler an die Macht kam. Sie sollen erfragen, was die älteren Menschen im Krieg erlebt haben. An drei Wochenenden sitzt sie bei meinen El-

tern und hat am Ende 20 Seiten gefüllt. Danach sagt sie zu mir: «Ich glaube, dass Oma vergewaltigt worden ist.» Ich frage sie entsetzt: «Hat sie dir das gesagt?», und sie antwortet: «Ja, sie hat etwas angedeutet.» Ich bin beleidigt, dass meine Mutter es meiner Tochter erzählt hat und nicht mir. Das sage ich aber nicht, und wir schweigen darüber.

Für diese Hausaufgabe hat meine Mutter Anna einige Originalfotos gegeben und ein paar alte Briefe. Die Briefe hat mein Vater zusätzlich fein säuberlich abgeschrieben, damit Anna sie lesen kann. Darüber hinaus gibt es ungefähr 15 Postkarten, die mein Onkel Alois aus russischer Kriegsgefangenschaft geschickt hat. Alles wird von Anna ordentlich in Sichthüllen gesteckt. Dann schreibt sie das von meiner Mutter Erzählte in Schönschrift auf. Am Ende ist es ein 30-seitiger Hefter, den sie bei ihrer Klassenlehrerin abgibt.

Für diese Hausaufgabe bekommt sie eine Zwei. Meine Mutter ist wütend und meint, dass sie eine Eins verdient hätte, denn Anna habe sich so viel Mühe gegeben. Ich habe den Eindruck, sie selbst ist verletzt. Da hat sie ihr ganzes schlimmes Leben preisgegeben, und dann gibt es dafür nur eine Zwei.

Die Schwiegermutter meiner Cousine Ulrike in Bad Homburg hat ihren 90. Geburtstag gefeiert. Ihr zu Ehren wurde ein langer schöner Vortrag über ihr Leben gehalten. Dabei ist Ulrike aufgefallen, dass sie alles über die Vergangenheit ihrer Schwiegermutter weiss, aber nichts über ihren eigenen Vater, meinen Onkel Alois, der 1989 verstarb mit nur 64 Jahren. Ihre Mutter, meine Tante Hiltrud, ruft daraufhin meine Mutter an und fragt, ob sie etwas aus der Familiengeschichte hätte. Meine Mutter ruft wiederum mich an und sagt, der Hefter von Anna müsse zweimal kopiert werden, für Tante Hiltrud und für meine Cousine.

Das Kopieren ist umständlich. Jede Postkarte muss ich einzeln einlegen, Vorder- wie Rückseite ablichten und jedes Schriftstück



vorsichtig behandeln. Ich bin froh, dass die Originale bei uns bleiben und nur die Kopien nach Bad Homburg geschickt werden. Ich erinnere mich, dass ich diese Briefe schon einmal in der Hand hatte. Das war vor über 20 Jahren, als meine Oma Clara gestorben war. Von ihren Sachen wurde nur eine Kiste aufbewahrt, und mit dieser Kiste sassen wir eines Abends da. Meine Mutter holte einige Schriftstücke heraus, zum Beispiel eine Bescheinigung über die Witwenrente meiner Oma von 1949 und ein fast zerfallenes Papier. «Das ist der letzte Brief, den wir von unserem Vater bekommen haben», kommentierte sie. Ich erinnere mich auch an die Postkarten, die Alois aus der Gefangenschaft schreiben durfte. Auf eine der Karten hatte er einen Tannenzweig gezeichnet und geschrieben, dass er Weihnachten gut verlebt habe. «So mussten sie schreiben», sagte meine Mutter «es wurde ja alles kontrolliert.» Ich schaute mir das eine und andere an, dann packten wir es wieder weg. Ich habe mich damals schon auch dafür interessiert, aber nur wenig. An Einzelheiten erinnere ich mich deshalb nicht und weiter nachgefragt habe ich auch nicht. Aber eins weiss ich noch genau, über diesem Abend hing eine bleierne Traurigkeit.

**Es ist ihr passiert.** Meine Mutter ist gestorben, und ihre alten Schulfreundinnen wollen das Grab und meinen Vater, der inzwischen nach Eisenach gezogen ist, besuchen. Charlotte Kuprat aus Braunschweig hat Martel Weber, die in Schmalkalden wohnt, mit dem Auto abgeholt. Ich bin aus Erfurt angereist. Ich hätte das nicht machen müssen, aber ich erhoffe mir etwas von der Begegnung. Beide Frauen sind mit meiner Mutter in ihrem Heimatdorf in Schlesien in eine Klasse gegangen. Charlotte ist eine attraktive und unternehmungslustige Frau; Martel hingegen ist still und zurückhaltend. Martel und ihr Mann haben uns früher ein paarmal

besucht. Meine Mutter hatte mir erklärt, es seien Bekannte. Nie hat sie gesagt, dass es ihre Schulfreundin aus Zedlitz bei Fraustadt ist. Ich fand Martel sehr nett. Aber ihren Besuchen haftete etwas Merkwürdiges und Trauriges an. Später hiess es, Martel habe es schwer, sie hatte ihre geliebte Tochter an Krebs verloren. Die Tochter sei nur 50 Jahre alt geworden und hatte Leukämie.

Charlotte strotzt heute noch vor Lebensfreude. Sie ist nach der Flucht in den Westen gegangen und hat dort in einem eigenen Haus gelebt. Das hatte sie sich vom Lastenausgleich gebaut, den die Flüchtlinge im Westen bekommen haben, so hat meine Mutter es erzählt und hinzugefügt, die Charlotte habe es gut. All die Jahre während der DDR-Zeit hatten sie kaum Kontakt zueinander. Nur zu Weihnachten wurden die üblichen Kartenglückwünsche ausgetauscht. Dann kam die Wende, und die Leser des Heimatblättchens *Das Fraustädter Ländchen* haben ein Jahrgangstreffen organisiert. Da haben sich alle vom Jahrgang 1927 in Zedlitz getroffen. Charlotte erzählt begeistert davon: «50 Jahre waren vergangen, seitdem deine Mutter und ich uns das letzte Mal gesehen haben, und zwischen uns war kein bisschen Fremdheit.»

«Es war bestimmt sehr bewegend nach allem, was geschehen ist», sage ich, aber sie geht nicht darauf ein, und von der Flucht erwähnt sie auch nichts. Ich frage auch nicht.

Am Grab sagt Martel, «die Luzia hat es gut, die hat es hinter sich». Die lebensfrohe Charlotte sagt so etwas nicht. So offen wie Martel hat meine Mutter die Toten nicht benedigt, aber insgeheim schon. Seit Kurzem denke ich, dass sie eigentlich nicht mehr leben wollte.

Zurück vom Friedhof sitzen wir am Kaffeetisch bei meinem Vater. Jetzt stelle ich meine Frage. Einige Wochen schon beschäftigt sie mich, nun bringe ich sie über die Lippen. Ich stelle sie Charlotte. Charlotte ist aufgeschlossen, sie wird sie mir beantworten.

«Ich habe in letzter Zeit viel darüber gehört und gelesen, dass die Russen so viele Frauen vergewaltigt haben in Schlesien, auf der Flucht, vor allem junge Frauen. Ich habe nachgerechnet, meine Mutter war damals 17. Und sie war auf der Flucht. Die Russen sind doch nach Schlesien gekommen. Gibt es eigentlich einen Grund, warum es ausgerechnet ihr nicht passiert sein sollte?»

Nach einer kurzen Pause antwortet Charlotte: «Es ist ihr passiert! Sie hat sich mir einmal anvertraut.»

Mir bleibt der Kuchen im Hals stecken. Es ist ausgesprochen. Obwohl meine Tochter Anna es schon vermutet hat, ist mir unangenehm, dass sie jetzt dabei ist.

Ich möchte am liebsten unter den Tisch kriechen. Der Boden wankt unter meinen Füßen, dabei sitze ich auf einem Stuhl. Alle Kraft ist aus mir gewichen. Das dunkel Geahnte ist ausgesprochen, und ich will es nicht wahrhaben.

Nach einer Pause murmele ich: «Aha», und esse weiter meinen Kuchen. Das Gespräch, von dem mein Vater nichts mitbekommen hat oder nichts mitbekommen wollte, gleitet wieder in ruhigeres Fahrwasser.

Aber nach einer Weile muss ich noch etwas fragen: «Was war mit dem Lenchen?» Hier wird Charlotte plötzlich redselig. Sie habe auch so spät wie meine Mutter eine kleine Schwester bekommen, da war sie schon elf Jahre alt. Ihre Schwester hiess Dorchen und war ebenso ein Nachzügler wie Lenchen. Die beiden wurden im Abstand von einem Monat geboren. «Wir haben beide den Kinderwagen geschoben mit unseren kleinen Schwestern», erzählt sie weiter. «Obwohl», hier stockt sie, «mit dem Lenchen stimmte etwas nicht. Deine Mutter musste nicht so oft auf ihre kleine Schwester aufpassen wie ich. Darum habe ich sie immer beneidet. Ich musste mein Dorchen überall mit hinnehmen, ob ich wollte oder nicht. Wenn ich Luzia zu Hause besuchen wollte und

mich der Gartenpforte näherte, stand die Oma mit dem Lenchen auf und verschwand im hinteren Teil des Gartens. Ich habe das Lenchen gar nicht mehr zu Gesicht bekommen, die haben sie vor mir versteckt. Und ich weiss gar nicht, warum.»

Nun frage ich Martel, was sie mitbekommen hat. Martel sagt: «Da war nichts. Lenchen hat schlimm Masern gehabt, und die sind nach innen gegangen.» Komisch, jeder erzählt etwas anderes. Ich überlege, Martel hat am anderen Ende des Dorfes gewohnt, und die Familien waren nicht so eng miteinander befreundet. Möglicherweise hat sie es nicht genau mitbekommen. Wer nicht viel Kontakt mit der Familie hatte, dem wurde die Geschichte von den Masern erzählt.

### **Meine Schwester und ich wollten die Toten wieder mit an den Tisch holen.**

Meine Mutter ist ein Jahr tot. «Kennen sie den Begriff ‚Gedenkerzenkinder‘?», fragt mich Herr Gruber. «Wenn Holocaust-Überlebende ihre gesamte Familie in den Lagern verloren hatten und sich nach dem Krieg zusammentaten, heirateten und Kinder zeugten, diese Kinder wurden so genannt. Sie mussten ihren Eltern die Toten ersetzen. So ist es auch bei Ihnen.» Das stimmt, denke ich, meine Schwester Regina wurde mit Herta verglichen, der Schwester meines Vaters, die mit 29 Jahren starb. Oma Martha hat das oft gesagt: «Regina ist so still und immer für sich, die ist wie die Herta.» Da der Vergleich mit Herta vergeblich war, blieb für mich nur noch die Identifikation mit der toten Schwester meiner Mutter, dem Lenchen. Darüber wurde aber nicht gesprochen.

Ich sage zu Herrn Gruber: «Das Lenchen war mongoloid.» Das hätte jemand aus der Verwandtschaft auf der Beerdigung meiner Mutter zu mir gesagt, und deren engste Freundin hatte es mir bestätigt. Er schweigt einen Moment und sagt: «Dann haben Sie also eine geistig behinderte Tante. Das, was Sie in sich als minderwertig empfinden, das ist das Lenchen. Wissen Sie eigentlich, dass

die Nazis solche Familien sterilisiert haben? Daher kommt diese Angst in Ihrer Familie.»

Ich sage, vielleicht stimmt es nicht, da meine Mutter nie etwas dergleichen gesagt habe, und mir fällt ein, dass ich auf einer Postkarte meines Onkels aus der Gefangenschaft den Satz gelesen habe: «Wie geht es Lenchen, geht sie fleissig zur Schule?»

Ich sage, ihr Bruder müsse das doch gewusst haben, wie konnte er sonst danach fragen. Und gleichzeitig fällt mir ein, dass sogar meine Mutter erwähnt hatte, dass Lenchen nicht zur Schule gegangen sei. Auf mein Nachhaken hin hatte sie schnell gesagt: «Es war doch Krieg.»

Herrn Gruber verwundert das alles nicht. «So etwas gibt es», sagt er. «Wenn jemand jahrelang ein Kind versteckt und Todesangst ausgestanden hat, dass es entdeckt werden könnte, dann bricht derjenige nie das Schweigen darüber, auch nicht, wenn die Gefahr längst vorbei ist.»

Da ist es also, das Gesetz in meiner Familie, nie mit jemandem darüber zu sprechen, auch nicht mit den eigenen Töchtern. Meine Mutter hat es uns nicht erzählt, und Alois wird es seiner Tochter auch nicht erzählt haben. Das Einzige, was meine Cousine Ulrike von Lenchen weiss, ist eine kleine Begebenheit, von der sie mir auf der Beerdigung meiner Mutter berichtete: Alois, der grosse Bruder, kam aus der Gefangenschaft wieder, kurz vor Weihnachten 1950, und hatte Bonbons für Lenchen in der Tasche. Die hatte er irgendwo in Stalingrad erstanden und mit auf die tagelange Zugfahrt genommen. Als er in Eisenach ankommt, stehen seine Mutter und seine Schwester Luzia dort auf dem Bahnsteig und erwarten ihn. Er wundert sich, dass nur sie beide da sind, und fragt nach dem Lenchen. Sie sagen ihm, dass Lenchen gestorben sei. Zu diesem Zeitpunkt war sie schon mehr als ein Jahr tot. Sie hatten ihm das nicht geschrieben, und er hatte die Bonbons umsonst

mitgebracht. Ich vermute, sie haben nie wieder ein Wort darüber verloren, und er hat auch nie wieder etwas gefragt.

Ich schaue mir die beiden Fotos an, die es vom Lenchen gibt. Auf diesen winzigen Abzügen ist sie ein kleines Mädchen von drei oder vier Jahren. Sie trägt ein kurzes Kleid und hat eine weisse Schleife im Haar. Ich betrachte ihr Gesicht und sehe es. Sie hat leicht mongoloide Züge, das könnte Trisomie 21 sein, das Down-Syndrom.

Das ist ungeheuerlich. Bis zu ihrem Tod hat meine Mutter nie erwähnt, dass Lenchen behindert war. So gross war ihre Scham, sagt Herr Gruber in der nächsten Stunde.

Ich denke an ihren emotionalen Ausbruch, als ich sie nach Lenchen fragte, das war am Anfang meiner Therapie und kurz vor ihrem Tod. Jetzt glaube ich, was eine Freundin damals gesagt hat. Dass meine Mutter gestorben sei, weil ich diese Analyse angefangen habe. Sie hatte sich davongemacht, als sie ahnte, was ich alles herausfinden würde.

Ich ziehe Bilanz. Ich habe keine Mutter mehr und keinen liebevollen Vater. Ich habe nur eine Schwester, aber wir haben kein gutes Verhältnis. Alle leiblichen Onkel und Tanten sind tot, zu meiner Cousine habe ich keinen Kontakt. Ich habe nicht den richtigen Partner und keinen Vater für mein Kind. Wir waren nie eine richtige Familie. Ich denke an das Foto, das bei meinem Vater im Wohnzimmer hängt, ein Foto der Familie meines Vaters aus dem Jahr 1934 in Ostpreussen. Darauf die sechs Geschwister meiner Oma Martha mit jeweils ihren Familien und meine Urgrosseltern, es sind an die 30 Personen, aufgenommen bei einer Hochzeit. Auch wir waren einmal eine stolze Familie, aber alles ist kaputt. Mein Uropa wurde beim Einmarsch der Russen erschlagen, meine Tante vergewaltigt, mein Opa verschleppt. Eine glückliche Familie zerstört, die Überlebenden traumatisiert. Auf der mütterlichen Seite ist es nicht besser, nur davon weiss ich so gut wie nichts.

Ich muss sie besuchen, die Freundinnen meiner Mutter und die wenigen Verwandten, die noch leben. Ich muss mir ihre Geschichten anhören, und sie sollen mir auch die Geschichte meiner Mutter erzählen. Eine Geschichte, die so schlimm gewesen sein muss, dass sie nicht darüber sprechen konnte.

Herr Gruber sagt: «Schreiben Sie alles auf. Tun Sie es für Ihre Mutter und für Ihre Tochter.»

Du warst nicht gewollt. So langsam dringt es in mein Bewusstsein, ich bin die Tochter einer vergewaltigten Frau. Einer Mutter, die in zwei Welten gelebt hat, in der Gegenwart, in der sie funktioniert hat, und in der Vergangenheit, die abgeschnitten war und zu der ich niemals Zugang bekam. Ich habe nachgerechnet. Meine Mutter war 17 Jahre alt, als sie vergewaltigt wurde. Als sie heiratete, war sie 31. Sexualität war für sie eine furchtbare Sache, und ihrer katholischen Einstellung zufolge durfte es vor der Eheschließung keinen Geschlechtsverkehr geben. In meiner Kindheit wurde gesagt, dass meine Mutter fünf Jahre lang mit meinem Vater nur «gegangen» sei. Obwohl sie Ende 20 war und mein Vater fast 40, durfte er nicht mit ihr schlafen. Meine Mutter konnte also nach dem schrecklichen Ereignis 13 Jahre lang keinen Mann an sich heranlassen. In einer Therapiestunde sage ich, dass es Glaubensgründe waren, die sie enthaltsam sein liessen. Aber Herr Gruber meint daraufhin, dass der Glaube eventuell nur vorgeschoben war und es einen viel gewichtigeren Grund gab.

Fünf Jahre lang hat sie die sexuelle Begegnung mit meinem Vater hinausschieben können. Dann hat sie ihn nach einigem Hin und Her geheiratet und konnte ihm folglich nicht mehr ausweichen. Sie musste es über sich ergehen lassen. Wahrscheinlich empfand sie keinerlei Lust dabei, sondern im Gegenteil, es musste furchtbar gewesen sein, wenn die Erinnerungen hochkamen. Meine Schwester wurde ein Jahr nach der Hochzeit geboren. Zu

mir hat sie gesagt: «Du warst nicht mehr gewollt, aber der Vater hat es eingefordert. Ihr habt als Kinder bei uns im Schlafzimmer geschlafen, weil wir kein extra Zimmer für euch hatten wegen Oma Martha. Ich habe den Vater abgewehrt, weil ich nicht wollte, dass ihr das mitbekommt.» So hatte sie eine gute Ausrede, und insgesamt wird es wohl selten passiert sein.

**Niemand in dieser Familie war von einem schweren Schicksal ausgeschlossen.** Am 26. Januar 2006 fahre ich im tiefsten Winter bei minus 15 Grad nach Schlesien, nach Zedlitz. Ich muss an den Ort, an dem meine Mutter ihre Seele verloren hat. Ich will die vereisten Strassen sehen, ich will frieren und mich in den Schnee legen. Es muss wehtun.

Ich stehe an diesem Sonnabend zu einer für mich ungewohnt frühen Zeit auf. Ich steige in mein Auto und fahre mit den unterschiedlichsten Gefühlen los. Einerseits freue ich mich auf diese Fahrt wie auf eine Urlaubsreise in den Süden, und andererseits weiss ich nicht, was ich dort eigentlich will. Ich habe diese Reise exakt vorbereitet. Sonst bin ich kaum in der Lage, ein Urlaubsquartier zu buchen oder die Reiseroute herauszusuchen. Aber diesmal war ich schon Tage vorher beim ADAC, habe mich über die Einreisebestimmungen nach Polen informiert, mir die Wegstrecke ausdrucken lassen, habe Geld umgetauscht. Ich habe Kaffee und Süssigkeiten gekauft, als kleine Geschenke und als Gegenleistung für Gefälligkeiten. Ich habe meine Tasche am Vortag sorgfältig gepackt und am Abend vor der Abreise eine Freundin eingeladen, um nicht alleine zu sein. Und da sie mir immer beisteht, wenn ich sie darum bitte, hat sie auch bei mir übernachtet.

Es sind genau 454 Kilometer von Erfurt nach Zedlitz. Es ist 13 Uhr, als ich die Grenze passiere. Es ist die alte Ländergrenze zwischen Schlesien und Sachsen. In meiner Kindheit und Jugend



hiess sie Oder-Neisse-Friedensgrenze. Kurz vor 16 Uhr habe ich mein Ziel fast erreicht. Ich fahre nach Fraustadt hinein, die Kreisstadt bei Zedlitz, die für meine Mutter eine grosse Bedeutung hatte. Diese Stadt hat sie geliebt, hier ist sie zur Hauswirtschaftsschule gegangen; das war ein Ereignis für sie, das Mädchen vom Dorf.

Ich habe keinen Schimmer, in welcher Richtung Zedlitz liegt, wir waren einmal dort mit der Familie, aber da war ich noch ein Kind. Ich bin zu aufgeregt, um anzuhalten und die ausgedruckte Wegstrecke aus der Handtasche zu holen; ich folge einfach der Eingebung und biege in Richtung Gora ab. Und siehe da, auf dem nächsten Wegweiser steht schon: SIEDLNICA 2 KM. Die Landstrasse nach Zedlitz bietet einen wunderschönen Anblick bei untergehender Januarsonne und viel Schnee auf den Feldern.

Ich sehe die alten Bauernhäuser, viele davon sehen genauso aus wie das der Familie meiner Mutter auf dem alten Foto von 1935. Das Foto habe ich dabei. Wenn ich das Haus finde, ob mir dessen Steine etwas zu sagen haben?

Die Strassen und auch die Wege, die ich entlanggehe, sind verschneit und vereist. Ich fotografiere, während es schneit, so könnte es damals bei der Flucht ausgesehen haben. Ich überlege, welcher Weg es gewesen sein könnte, auf dem sie ihr Dorf verlassen haben.

In einem Moment denke ich, es ist gut, dass ich hier bin. Und im nächsten zweifle ich daran und ahne, das, was ich suche, ist hier nicht zu finden.

Zwei Stunden bin ich durch den Ort gelaufen. Mit zwei Paar Socken trotz gefütterter Stiefel und ich hatte immer noch eiskalte Füsse. Wie haben die das damals bloss ausgehalten, frage ich mich, und das kleine Lenchen sass draussen auf dem Kutschbock. Das hatte mir meine Mutter ein paar Tage nach unserem Gespräch über Lenchen, nachdem sie sich wieder etwas beruhigt hatte, er-

zählt: «Wir hätten das Lenchen in den Wagen setzen sollen, aber das haben wir ja nicht gedurft.»

Die Flucht begann am 21. Januar. Meine Oma hatte zehn Tage später ihren 46. Geburtstag. Sie war mit ihren beiden Töchtern auf sich allein gestellt. Die Männer waren alle im Krieg, der Ehemann, der Sohn und ihre zwei Brüder. Einen Monat später wurde meine Mutter 18, in Schnee und Kälte, von den Russen vergewaltigt. Niemand war vom Schicksal ausgeschlossen, alle in dieser Familie mussten kämpfen, um zu überleben.

Vielleicht war es gar nicht so schlimm, auf dieser Flucht zu sterben. Es war vielleicht viel schlimmer, das alles erleben und damit weiterleben zu müssen.

Leben müssen, das ist mein Grundgefühl. Mein eigenes Leben fühlt sich oft wie Kampf an, selbst in Situationen, in denen es nicht nötig wäre.

Es ist eine unglaubliche Ruhe in diesem Dorf, unterbrochen nur durch das vereinzelte Bellen eines Hundes. Eine Stille, die zu mir zu sprechen beginnt. Ich werde ruhig, und es geht mir gut. Die Glocke der katholischen Kirche läutet, ein einsamer Klang in die Dunkelheit von Zedlitz hinein, und ich bete zu meiner Mutter, als wäre sie eine Heilige und könnte mich beschützen. Sie schaut auf mich herunter. Sie sieht ihr einsames Kind die Strassen ihres Dorfes entlanggehen, in der Dunkelheit, bei sternklarem Himmel und wie damals bei Eis und Schnee und Kälte. Sie wundert sich, 61 Jahre nach dem Beginn ihrer Flucht laufe ich dort herum. Als wäre das noch nicht traurig genug, erscheinen mir die reglosen Bündel am Strassenrand, die Säuglinge, Kinder und alten Frauen. Und ich sehe meine kranke Uroma, erfroren und verscharrt in Primkenau.

Ich habe so viel Dunkles in meiner Seele.

Das ist der Unterschied, eine warme Wohnung zu haben oder auf der kalten Strasse zu sein, mit einem vertrauten Mann zu ku-

scheln oder einen besoffenen Russen über sich ergehen lassen zu müssen. Das ist der Punkt, an dem sich alles entscheidet, ein für alle Mal und für Generationen.

Meine Mutter hat nichts davon erzählt, und ich habe nicht gefragt. Nur Anna hat schliesslich etwas davon erfahren.

Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich nach zwei Stunden Kälte ins Auto steigen konnte und nun im warmen Hotelbett liege, Lenchen aber zwei Winter lang gefroren hat und am Ende daran gestorben ist. Ich habe nach den zwei Stunden in der Kälte zu meiner toten Mutter gesagt, jetzt kann ich es mir ein wenig vorstellen, aber ich kann nichts dafür, dass ich nicht wusste, was ihr mitgemacht habt.

Nun sind sie alle ganz nah, die Seelen. Am nächsten Morgen wache ich gegen acht Uhr auf. Ich habe von meiner Familie geträumt. Wieder so ein typischer Traum von Chaos beim Packen. Eine Szenerie, die oft wiederkehrt in meinen Träumen. Ich will meine Sachen zusammensuchen und schaffe es einfach nicht. Es ist quälend, ich strenge mich an, aber finde nicht alles, und die Zeit rennt. Wenn ich es im Traum doch schaffe loszufahren, habe ich entweder meine Tasche nicht dabei oder nur die Hälfte eingepackt. Mir wird bewusst, dass ich bestimmte Sachen dringend brauche, und überlege angestrengt, ob ich zurückfahren könnte, doch es geht nicht.

Ich ahne langsam, diese Träume kommen von Oma Clara und der Flucht, packen müssen, wegfahren und nicht alles mitnehmen können. Als Oma später so verwirrt war, wollte sie immer weglaufen, ohne zu wissen, wohin. Einmal ist sie mitten in der Nacht aus dem Fenster gestiegen und war verschwunden. Wegen ihrer Verwirrtheit schlossen wir schon lange die Wohnung nachts ab und hielten den Schlüssel vor ihr versteckt. Sie hat trotz ihrer 80 Jahre den Weg zum Fenster hinausgenommen. Wir haben ihr Verschwinden am nächsten Morgen bemerkt und überall nach ihr ge-

sucht. Es war Spätherbst, es waren nur fünf Grad, und sie hatte bloss ein Nachthemd an, eine Strickjacke darüber und Hausschuhe. Wir sind zusammen losgegangen, meine Schwester und mein Vater in die eine Richtung, in die Stadt, meine Mutter und ich in die andere Richtung, in den Wald. Wir sind alle möglichen Wege entlanggelaufen, und ich hatte grosse Angst, dass sie auf einmal irgendwo liegt am Rand, tot, erfroren oder verunglückt. Wir haben sie stundenlang gesucht, und die ganze Zeit hatte ich mit meiner Mutter zusammen diese Angst. Gesprochen haben wir nicht darüber. Weil wir sie nicht gefunden haben, musste meine Mutter, so peinlich ihr das auch war, die Polizei anrufen. Dort erfuhr sie, dass sie aufgegriffen wurde gegen vier Uhr morgens, am Bahnhof von Eisenach. Man hatte sie in ein Krankenhaus gebracht, aus dem wir sie am Nachmittag wohlbehalten abholen konnten. Sie hatte einen Stoffbeutel dabei mit einem Handtuch, ihrer Schürze und einem Löffel. Sie konnte zu alledem nichts sagen. Danach hat meine Mutter sie auch nachts nicht mehr allein in ihrem Zimmer gelassen. Mein Vater, der sowieso die Woche über unterwegs war, wurde kurzerhand aus dem gemeinsamen Schlafzimmer ausquartiert. Meine Mutter hat dann mehrere Jahre bis zu Omas Tod mit ihr das Ehebett geteilt und auf sie aufgepasst. Oma ist unzählige Male nachts aufgewacht. Sie ist aufgeschreckt aus ihren Albträumen, hat an meiner Mutter gerüttelt und gerufen: «Luzia, aufstehen, wir müssen packen, wir müssen fort. «

Ich habe das Herrn Gruber erzählt und ihm gesagt: «Wir haben gedacht, sie war dement.» Doch er meinte: «Das war nicht nur Demenz, das war ihre Realität.»

Am nächsten Morgen fahre ich von meinem Hotel aus wieder nach Zedlitz. Jetzt weiss ich, wonach ich auf dieser Reise suche. Ich will herausfinden, ob es Sinn macht, dass ich lebe, wenn ich

mich dabei so quälen muss mit den vielen dunklen Gedanken. Wenn meine damals 17-jährige Mutter mit einem Kopfschuss im Strassengraben gelegen hätte und nicht ihre Freundin, die sie neben sich umfallen sah, dann würde es mich nicht geben.

Ich will wissen, welchen Sinn es machte, dass sie sich nach der Vergewaltigung oder in den 17 Jahren danach nicht das Leben nahm und schliesslich mich auf die Welt brachte.

Ich laufe zur Dorfkirche und warte darauf, dass der für um zehn Uhr angekündigte Gottesdienst beginnt. Die kleinen Wege um die Kirche herum sind glatt, ich komme ins Straucheln, und in diesem Moment tritt durch eine kleine Pforte in der Mauer, die um das Kirchengelände herumführt, der Pfarrer in seinem Talar und sagt auf Polnisch zu mir: «Seien Sie vorsichtig.» Ich antworte: «Es tut mir leid, aber ich verstehe leider nichts.» Woraufhin er zu mir in perfektem Deutsch sagt, ich solle aufpassen, dass ich nicht hin falle. «Was machen Sie hier in einem kleinen polnischen Dorf mitten im Winter?», fragt er mich, und ich sage: «Ich bin auf den Spuren meiner Verwandten.»

«Kommen Sie mit», meint er, «kommen Sie rein in die Kirche zur heiligen Messe.»

Bevor die Messe beginnt, kommt der Pfarrer auf mich zu und sagt: «Welch ein Zufall, heute ist hier noch eine andere deutsche Frau. Gehen Sie doch zu ihr auf die Empore.» Ich begrüsse die Frau und will sie gerade fragen, warum sie hier ist, da setzt die Orgelmusik ein. Auf dieser Orgel habe ich schon gespielt, auf unserer Reise 1975. Ich war elf Jahre alt und hatte seit einem Jahr Orgelunterricht. Der Küster, der uns damals die Kirche aufschloss, wurde von meinen Eltern gefragt, ob ich hier spielen dürfte. Das Instrument war alt und abgenutzt, und so hat er es erlaubt. Meine Schwester hat den Blasebalg getreten, und ich habe einen Choral von Bach gespielt.

Nun stehe ich nach 30 Jahren wieder hier. Die Orgelmusik

reisst mich in eine noch frühere Vergangenheit. Ich sehe Oma Clara mit Lenchen an der Hand dieselbe Orgel hören, es müssen auch dieselben alten Kirchenbänke sein. Wo haben sie wohl gesessen? Am liebsten möchte ich jetzt umfallen oder niederknien oder endlos weinen. Ich muss mich festhalten am Geländer der Empore und sofort die deutsche Frau ansprechen, damit diese Gefühle wieder Weggehen. Denn nun sind sie alle ganz nah, die Seelen. Ich frage die Frau, ob sie auch auf Spurensuche sei. Ich bin überzeugt davon, dass es sonst keinen anderen Grund geben kann, mitten im Winter in ein abgelegenes polnisches Dorf zu reisen. Aber Monika, so heisst sie, sagt, sie besuche hier eine Freundin, die den Sommer über als Erntehelferin in Deutschland arbeitet.

Monika bringt mich zu ihren polnischen Freunden Marya und Tomasz. Sie wollen mir helfen, das Haus meiner Mutter zu finden. Ich breite den alten Dorfplan aus, den ich bei meiner Mutter gefunden habe. Auf diesem Plan sind alle Häuser von Zedlitz eingezeichnet, ihre genaue Lage und die dazugehörigen deutschen Familiennamen. Das Problem ist nur, es gibt viele, die Fengler heissen, und die alten Hausnummern stimmen nicht mehr, wie ich schon festgestellt hatte. Einen einzigen Anhaltspunkt habe ich, neben dem Gutshof Hülsse befindet sich ein Haus mit dem Namen Wirth. Wenn die beiden Wirth-Schwestern die Nachbarn meiner Mutter waren und auf dem Gut gewohnt haben, dann müsste es das Haus gegenüber sein. Ich zeige darauf, und das polnische Paar denkt kurz nach. Dann meinen sie, dass es das Haus mit der alten Frau sein müsste, die mit ihrem Sohn zusammenlebt. Sie sagen: «Komm, wir bringen dich dahin.» Wir gehen los, Monika links von mir, Marya rechts von mir. Ich bin sehr aufgeregt, und hätten die beiden mich nicht zwischen sich genommen, wäre ich umgefallen. Nach 200 Metern stehen wir vor dem Haus. Ich hole das Foto heraus. Ich vergleiche die Backsteine und Mauervorsprünge,

es sieht alles noch genauso aus, nur die Eingangstür ist anders. Aber dann entdecke ich das alte Scheunentor. Es ist das Haus meiner Mutter.

Eine polnische Babuschka von ungefähr 75 Jahren in Kittelschürze und Kopftuch öffnet das Hoftor. Sie sagt zu Marya, dass vor vielen Jahren Deutsche kamen, die das Haus besucht hätten. Ich bitte Marya, sie zu fragen, wann sie in das Haus eingezogen ist, und die alte Frau kritzelt auf den Zettel, den ich ihr schnell hinhalte: 1945. Da erkenne ich die Ähnlichkeit. Es ist die gleiche Frau. 1975 war sie Mitte 40, sie trug damals ein verschlissenes Kleid, und zwei kleine, verwahrloste Kinder liefen über den Hof. Die Deutschen, die mal hier waren, das waren also wir vor 30 Jahren. Es ist die gleiche Frau, die meine Mutter so unwirsch empfangen und schliesslich vom Hof gejagt hat. Sie hat geschimpft und geschrien, die Deutschen hätten ihr so viel angetan im Krieg, und meine Mutter hat zurückgeschrien, dass ihre Mutter von den Polen geschlagen wurde. Es war für uns Kinder eine furchtbare Szene.

Heute ist diese alte Frau mild und zurückhaltend, und ich bin ganz vorsichtig. Die Zeiten haben sich geändert. Für sie ist das nun lange her, und sie wird bald sterben. Und ich habe das alles nicht erlebt, und es ist nicht mein Haus.

Ich darf das Haus betreten, werde in die Küche gebeten und soll mir alles anschauen. Ich bin so überwältigt, dass ich nur einen kurzen Blick in das Wohnzimmer werfe und denke, für heute ist es genug, den Rest hebe ich mir für ein nächstes Mal auf. Ich kann ja noch mal wiederkommen. Mein Blick schweift über die alten Türrahmen, ich will mich an irgendetwas festhalten. Aber was wirklich von früher ist, weiss ich natürlich nicht. Es ist nicht so wie vor ein paar Jahren in Ostpreussen, als wir mit meinem Vater im Haus seines Onkels waren und er sich an den Kachelofen erinnern konnte. Hier kann ich niemanden mehr etwas fragen. Alle,

die in diesem Haus gewohnt haben, sind tot, meine Mutter, Onkel Alois und das Lenchen sowieso.

Ich überlege, wenn die Frau und ihr Sohn im Herbst 1945 eingezogen sind, dann haben sie alles vorgefunden, was meine Grosselftern hinterlassen haben. Ich bin sehr aufgewühlt.

Nach etwa einer halben Stunde verabschiede ich mich und lasse zum Dank ein Päckchen Kaffee und zwei Tafeln Schokolade da. Ich gehe beschämt hinaus, das Mitbringsel erscheint mir zu gering für das, was ich bekommen habe.

Ich muss noch mal alleine sein. Ich laufe hinter dem Haus die Feldwege entlang und überlege, welcher Acker meiner Familie gehört haben könnte. Am Ende hebe ich einen kleinen Stein vom Feld auf und stecke ihn in meine Tasche. Einen kleinen, unspektakulären grauen Stein.

Ich fahre zurück in mein Hotel, packe meine Sachen und trete die Heimreise an. Ich bin voller Eindrücke. Zum Abschluss gehe ich noch einmal durch den Ort. Wie anders war es vor 24 Stunden, als ich ankam. Alles war fremd, und nun ist es ein bisschen vertraut. Heute ist es wärmer und die Sonne scheint. Vielleicht waren es damals auf der Flucht nicht immer minus 20 Grad. Vielleicht hat mal die Wintersonne geschienen und die Menschen ein wenig gewärmt.

Eine Autokolonne fährt zu einer Beerdigung durch Zedlitz, etwa 30 Autos folgen dem Wagen mit dem Sarg. Ich bin wieder in der Gegenwart. Hier leben jetzt andere Menschen mit anderen Geschichten. Es ist 60 Jahre her, die Spuren sind verweht. Aber im Hof des Hauses, hinten, wo die Fassade unverputzt war, da war noch der Geist der Vergangenheit.

Jetzt fahre ich nach Primkenau. Auf der Oder treiben Eisschollen. So muss es damals auch gewesen sein. Als ich am Ortseingangsschild stehe, rechne ich die Entfernung aus. 50 Kilometer sind es von Zedlitz bis hierher. Diese 50 Kilometer sind sie zu Fuss mit dem gesamten Gepäck in drei bis vier Tagen gelaufen.



Die Landschaft sieht anders aus, dichte schlesische Wälder. Die Wälder, in denen sie ihre Sachen gesucht haben, die die Russen nach der Plünderung weggeworfen haben. Hier also haben sie meine Mutter ausgezogen und vergewaltigt. Das ist der Ort, den ich gesucht habe, hier muss sie ihre Seele verloren haben.

Haben sie eigentlich auch meine Oma vergewaltigt und gar das arme Lenchen, frage ich mich. Auf dem Zettel meiner Mutter stand, sie war ein gebrochenes Kind. Gebrochen, zerbrochen: woran? Ich stehe auf der Strasse und frage mich, wo der Hof des polnischen Bauern ist, von dem es hiess, dass sie es dort einigermaßen gut hatten. Wo könnte das Arbeitslager gewesen sein, in dem meine Oma die Eichenrinde mit blossen Händen aus kochendem Wasser holen musste? Wann waren sie zusammen in diesen Jahren der Besatzung, und wie lange waren sie getrennt? Wohin musste meine Mutter das Vieh treiben, und wo war sie an ihrem 18. Geburtstag? Ich laufe hin und her, weiss nicht, wohin, und steige schliesslich wieder in mein Auto.

Am Ortsausgang halte ich noch einmal an. Wie durch eine Fügung stehe ich vor dem Eingang des Friedhofs und frage mich, ob hier irgendwo meine Uroma verscharrt liegt. Ich stehe eine ganze Weile einfach nur da. Primkenau ist ein grosser, hässlicher Ort. Hierher also wollte meine Mutter noch einmal. Und ich bin nicht mit ihr gefahren.

Nach Mitternacht bin ich wieder zu Hause in Erfurt. Ich bin unendlich müde, aber ein wenig weiss ich jetzt, was Heimat ist. Und ich weiss jetzt, dass das Grauen, selbst wenn es noch so schlimm ist, nicht ewig anhält. Zwei Jahre sind eine lange Zeit oder auch fünf Jahre, wenn ich die Zeit des schweren Anfangs mitrechne, das bedeutet fünf Jahre Grauen. Aber vorher hatte meine Mutter 17 schöne Jahre und danach noch 55 gute Jahre, in einer schönen Wohnung, mit zwei gesunden Kindern, einer erfüllenden Arbeit, einem, wenn auch ungeliebten, Ehemann und spä-

ter drei süßen Enkelkindern. Das Problem war nur, sie konnte nichts von alledem genießen.

Wieder zu Hause, schaue ich auf eine Europakarte und suche die Geburtsorte meiner Eltern. Das weit entfernte Osterode in Ostpreussen und das Zedlitz in Schlesien. Und ich schaue auf Eisenach in Thüringen, wo ich geboren wurde. Dazwischen liegen über 1'000 Kilometer. Das alles ist meine Herkunft. Ich fühle mich zerrissen zwischen all diesen Orten.

In der Therapiestunde nach meiner Reise meint Herr Gruber, dass er oft an mich gedacht habe und das Gefühl hatte, er hätte mich begleiten müssen. Er hat mir ein Buch mitgegeben mit Geschichten von Flucht und Vertreibung aus der Sicht eines Psychologen. Darin begleitet eine Tochter ihre Mutter zur psychologischen Behandlung. Die Mutter hat Furchtbare erlebt, Flucht und Lageraufenthalte. Der Arzt führt ein Gespräch mit beiden und erkennt in dessen Verlauf, dass eher die Tochter als die Mutter in eine Klinik eingewiesen werden müsste. Nach dem Lesen dieser Geschichte bin ich tagelang sehr traurig. Aber meine Angstzustände sind nicht mehr da und kehren auch nicht zurück. Vielleicht habe ich jahrelang stellvertretend für die Todesängste meiner Mutter diese Ängste gehabt. Sie muss furchtbare Angst gehabt haben vor dem Russen, dass sie, wie Hiltrud mir erzählt hat, zu ihm sagte: «Erschiess mich lieber. Schiess doch, dann ist wenigstens alles vorbei.»

Ich wühle in den Unterlagen meiner Mutter und suche den Reisebericht, den sie für *Das Fraustädter Ländchen* verfasst hat. Ich habe ihn nie gelesen. Am Ende dieses Berichts steht: «Es wäre wünschenswert, wenn auch unsere jüngere Generation verstärkt unsere ehemalige Heimat besuchen und Land und Leute kennenlernen würde.» Ich habe ihr Vermächtnis erfüllt, ohne dass ich es wusste.

Ich nehme mir vor, dass dieses Haus in Zedlitz, die Nummer 102, das jetzt die Nummer 90 ist, eines Tages eine Gedenktafel

tragen soll, zur Erinnerung an alle früheren Einwohner. Darauf sollen die Namen meiner Vorfahren stehen sowie die Hinweise: Aus diesem Haus mussten am 21.1.1945 fliehen: Hedwig Schimke, gestorben 1945 in Primkenau auf der Flucht, Paul Fengler, geboren am 3.11.1898, vermisst im Januar 1945, Clara Fengler, Alois Fengler, Luzia Fengler mit ihren jeweiligen Lebensdaten und zuletzt Lenchen Fengler, geboren 1937, gestorben am 30.11.1949 an den Folgen der Flucht.

In der nächsten Therapiestunde berichte ich, dass meine Oma beim Mittagessen, wenn wir Kinder das Tischgebet nicht sprechen wollten, zu uns gesagt hat: «Ihr werdet das Beten schon noch lernen, wenn wieder ein Krieg kommt.» Als Kinder dachten wir, was redet Oma für einen Quatsch, die will uns nur Angst einjagen, damit wir ordentlich beten. So schnell wird es keinen Krieg mehr geben, dafür wird die Sowjetarmee sorgen. Das wurde uns in der Schule vermittelt. Herr Gruber sagt: «Für Ihre Oma ging der Zweite Weltkrieg immer weiter. Es war alles in ihrem Kopf und hörte bis an ihr Lebensende nicht auf.»

Auch ich möchte damit nicht abschliessen, selbst wenn ich ruhig vor dem Weihnachtsbaum sitze, kommen die schrecklichen Bilder hoch. Ich sehe meine Oma, meine Mutter und Lenchen vor mir, allein in dem kalten, kleinen Zimmer in der Bornstrasse 22, das sie nach der Vertreibung im Jahr 1947 bewohnten. Sie sitzen da mit nichts als ihrer Trauer und Hoffnungslosigkeit.

Eine schlesische Tradition war es, am Morgen von Heiligabend Mohnklösse zuzubereiten, die nach der Christmette gemeinsam gegessen wurden. Mohnklösse sind eine süsse Speise aus Mohn, Weissbrot, Rosinen, Mandeln und Zucker. Zum ersten Weihnachten nach zwei Jahren Flucht und Vertreibung haben sie trotz schwerer Hungerzeit die Zutaten irgendwie zusammenbekommen. Nach der Zubereitung wurde die Schüssel tagsüber ins Flurfenster gestellt. Als sie zum Abend die Schüssel hereinholen

wollten, lag sie zerbrochen und leer am Boden. Der Hund der Vermieterin hatte die Schlüssel vom Fensterbrett heruntergeworfen und die Mohnklöße aufgefressen.

Meine Mutter, meine Oma und Lenchen waren von der Familie übrig geblieben. Der Vater und die beiden Brüder von Oma fehlten. Sie waren vermisst oder schon gefallen. Alois war in Russland in Gefangenschaft, aber das wussten sie da noch nicht. Er war für mehrere Jahre in Stalingrad in einem Lager. In unserer Jugendzeit fuhr meine Schwester eines Tages in diese Stadt, die inzwischen umbenannt war in Wolgograd. Eine Reise mit dem Freundschaftszug, die sie als Auszeichnung erhielt für den ersten Platz bei der Bezirksrussischolympiade. Und es wurde gesagt, sie fährt in die Stadt, die ihr Onkel mit aufgebaut hat.

Alois starb mit 64 Jahren, einen Monat bevor er in Rente gegangen wäre, an den Folgen einer schweren Krankheit. Innerhalb weniger Wochen waren nach und nach Zeh, Vorderfuss, ganzer Fuss und schliesslich sein Bein amputiert worden. Es wurde gesagt, diese Krankheit habe er sich noch in Stalingrad geholt.

1950 war das Lenchen tot, aber Alois war wieder da. Sie haben ihn am Bahnhof nicht erkannt, als er nach all den Jahren wiederkam, er war aufgedunsen von Hunger und der Krankheit. Er war 25 Jahre alt, und sein Gesicht war gezeichnet von vier Jahren Krieg und fünf Jahren Gefangenschaft. Das, was er anhatte, war alles, was er besass, und er würde auch nichts mehr von seinen Sachen vorfinden, denn seine Mutter und seine Schwester konnten nichts retten und hatten selbst nur das, was sie trugen. Und über den Tod von Lenchen wurde geschwiegen bis zu dem Tag im Jahr 2003, am Anfang meiner Analyse, an dem ich meine Mutter fragte, woran ihre Schwester gestorben sei, und sie auf den Zettel schrieb: «Sie war ein gebrochenes Kind.»

**In allem war dieser stille Vorwurf, ihr habt das alles nicht erlebt, was wir erlebt haben.**

Meine Tochter Anna macht eine Ausbildung zur Fotografin in Potsdam und von einem Ausstellungsbesuch in Berlin hat sie mir eine Broschüre mitgebracht. Es gibt eine Veranstaltungsreihe vom Frauenverband des Bundes der Vertriebenen zum Thema: «Die langen Schatten der Vergangenheit».

Ohne lange nachzudenken, beschliesse ich, dort hinzufahren. Ich erzähle niemandem davon, weil ich mich schäme. Ich habe Angst, des Revanchismus verdächtigt zu werden. Ich habe Angst, mit militanten Opas in Verbindung gebracht zu werden. Das waren die Ansichten, die die DDR über diese Verbände vertrat. Ich habe sie übernommen.

Ich habe mir eine Abendveranstaltung herausgesucht zu dem Thema «Die transgenerationale Weitergabe von Traumata». Gleich zu Beginn schenkt mir der eingeladene Berliner Psychoanalytiker einen besonderen Satz: «In den meisten Flüchtlingsfamilien war es so, dass die Kinder alles verstehen sollten, die Eltern aber verstanden von den Kindern nichts.» Genauso war es bei uns. Meine kleinen Gefühle, meine kindliche Angst und meine Wehwehchen spielten keine Rolle angesichts dessen, was meine Eltern erlebt hatten. Wenn ich auf einem sonntäglichen Spaziergang Hunger und Durst verspürte oder mir die Füße wehtaten, sagte mein Vater, ich solle nicht jammern wegen Kleinigkeiten, er hätte schliesslich den Russlandfeldzug mitgemacht. Und meine Mutter hat oft zu mir gesagt: «Du hast doch gar nichts auszustehen.» In allem war dieser stille Vorwurf: Ihr habt das alles nicht erlebt, was wir erlebt haben.

Drei Wochen später fahre ich zur nächsten Veranstaltung. Wieder freue ich mich schon tagelang vorher darauf. Das Thema dieses Abends lautet «Kriegsgewalt gegen Frauen und Kinder».

Damit habe ich nicht unmittelbar zu tun, denke ich. Ich beschäftige mich zwar ständig mit dem Leid meiner Mutter und meiner Omas, aber ich habe das alles nicht selbst erfahren. Ich habe nur ihre Gefühllosigkeit und ihre Verhärtung erlebt.

Die Veranstaltung beginnt, und es geht nicht um Bombenangriffe und Tiefflieger, nicht um Frontverläufe und die Abkommen von Potsdam und Jalta, sondern es geht um Vergewaltigungen.

«Das eigentlich Schlimme», sagt eine Frau im Alter meiner Mutter beim Zuhörergespräch, «war das Nicht-darüber-sprechen-Können. Die Vergewaltigung war eine schlimme Schande, die einem passiert ist. Man hat nichts gesagt, nicht mal seinen nächsten Angehörigen, aus Angst vor deren Reaktion. Aus Angst vor der Entgegnung, hättest du dich nur genügend gewehrt, dann hätte der Russe bestimmt von dir abgelassen.»

Dieses komplette Unverständnis der Mitmenschen muss furchtbar gewesen sein. Die Frauen konnten das niemandem erzählen, von therapeutischen Hilfen ganz zu schweigen. Im Podium sitzt eine Sozialarbeiterin, die in den 1990er-Jahren in einer grossen Stadt ein Notruftelefon für vergewaltigte Frauen eingerichtet hat, es war das erste seiner Art in Deutschland. Sie hat mit zumeist jungen Anruferinnen gerechnet, aber zu ihrem grossen Erstaunen haben sich 60- und 70-jährige Frauen gemeldet, haben sich erstmalig einer anonymen Telefonstimme anvertraut und erzählt, dass sie als junge Frauen von Russen vergewaltigt wurden. Zu einer völlig fremden Person konnten sie plötzlich nach so langer Zeit über ihre vermeintliche Schande reden. Aber meine Mutter hätte da bestimmt nicht angerufen.

Diese Berlinfahrt hatte ich mit einem Arbeitsgespräch verbunden. Als ich im Anschluss daran von meinen Kollegen gefragt wurde, wo ich jetzt hingehen würde, hörte ich mich sagen: «Ich gehe zu einer Veranstaltung vom Bund der Vertriebenen, zu ei-

nem Vortrag über Kriegsgewalt gegen Frauen und Kinder.» Ich war der Meinung, sie guckten mich völlig entgeistert an. Aber vielleicht habe ich mir das nur eingebildet. So, wie sich vergewaltigte Frauen einbilden, jeder sähe ihnen die Schande an.

Ich stellte mir vor, wie meine Mutter von ihren Kollegen angeschaut worden wäre, hätte sie ihnen auf einer Versammlung der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft erzählt: «Ich bin von Russen vergewaltigt worden.» Das wäre sofort dem Parteisekretär gemeldet und möglicherweise wäre sie umgehend in eine Nervenklinik eingeliefert worden. Niemand hätte ihr geglaubt.

Auf der Veranstaltung wurde gesagt, dass ungefähr 90 Prozent aller Frauen und Mädchen, die geflohen und auf Russen getroffen seien, vergewaltigt wurden.

In meiner Kindheit gab es das Kaffeekränzchen meiner Patenante Gertrud. Sie stammte auch aus Schlesien. Wenn sie Geburtstag hatte, kamen ihre Freundinnen zu ihr, alles alleinstehende, katholische Frauen. Für uns Kinder war das eine skurrile Runde von alten Jungfern. Alle hatten ihre kleinen und grossen Macken, über die meine Schwester und ich uns amüsierten, wenn wir alljährlich zu ihrem Geburtstagskaffee mit eingeladen wurden. Das sind die Frauen, die keinen Mann abbekommen haben, hiess es. Fast alle stammten aus Schlesien, und ich vermute nun, warum sie allein blieben. Es war nicht nur der Männermangel nach dem Krieg, wahrscheinlich waren sie alle von Russen vergewaltigt worden und konnten keinen Mann mehr an sich heranlassen.

Eine ältere Frau hat das auf der Veranstaltung ausgesprochen. Sie sagte, dass sie nach den Vergewaltigungen zeitlebens nie mehr mit einem Mann schlafen konnte.

Ich habe mich nicht getraut, öffentlich etwas zu fragen, und doch habe ich an diesem Abend eine wichtige Antwort bekom-

men. Ich habe mich gefragt, ob es wirklich heilsam ist für die Frauen, darauf angesprochen zu werden, über ihr Schicksal zu reden und damit all das noch einmal zu durchleben.

Eine Autorin im Podium hat eine Dokumentation über verschleppte Frauen erstellt und erzählte, dass sie mit einigen Frauen nach Sibirien fahren wollte, an die Orte ihrer Zwangsarbeitslager. Zu diesem Zeitpunkt wusste sie nicht, ob diese Reise zustande kommen und wie viele Frauen sich anschliessen würden. Sie hatte bezweifelt, ob überhaupt jemand mitfahren wollte.

Die Reise wurde genehmigt, und sie hat drei Frauen ausgewählt, die ihr physisch und psychisch stabil genug erschienen, die Konfrontation mit alledem durchzustehen. Danach haben die anderen Frauen, die von ihr nicht noch mal gefragt wurden, mit Bedauern zu ihr gesagt, sie wären auch gern gefahren. Ausnahmslos alle wollten noch einmal an ihren Schicksalsort.

Ich verstehe plötzlich, warum meine Mutter unbedingt noch einmal nach Primkenau wollte.

Ich lese suchartig ein Buch nach dem anderen über Einzelschicksale während Flucht und Vertreibung und kann das Drama meiner Mutter immer besser verstehen. Eines dieser Bücher hat den Titel *Überleben war schwerer als Sterben*. Ich kann mir das inzwischen vorstellen.

Meine Oma war immer wie tot. Sie hat funktioniert wie ein schnurrendes Rädchen, sie hat wortlos unseren Haushalt gemacht, hat gekocht und abgewaschen, geputzt und gebügelt, und wenn sie mit allem fertig war, hat sie ihre Handtasche fest unter ihren Arm geklemmt und ist zur Kirche gerannt. Wenn die Messe vorbei war, ist sie schnell wieder nach Hause gekommen, denn inzwischen gab es erneut etwas zu tun im Haushalt. Das war ihr Leben, 40 Jahre lang, von der Flucht bis zu ihrem Tod.

Ich fahre die Autobahn bei Eisenach entlang. Ich bin wie so



oft mit meinen Gedanken bei der Vergangenheit meiner Familie. Von der Autobahn, die um Eisenach herumführt, hat man einen schönen Blick auf die Stadt. Sie liegt eingebettet in einem Tal, und ringsherum erheben sich Hügel und Wälder. Ich denke an den Satz von Alois, den er auf eine Karte aus der Gefangenschaft schrieb: «Da seid Ihr also in Eisenach. Dort soll es doch sehr schön sein.» Aber für meine Mutter war es nicht schön. Für sie war nie wieder etwas schön. Die herrliche Lage der Stadt, das viele Grün, es hat ihr nichts genützt. Ihr ging es nie wieder richtig gut. Und mir darf es auch nicht gut gehen, davon bin ich überzeugt. Bei einer israelischen Psychologin habe ich gelesen, dass es für die zweite oder dritte Generation der Holocaust-Überlebenden typisch ist, dass es ihnen schlecht geht. Sie inszenieren Probleme in der Gegenwart, die eigentlich mit der Vergangenheit ihrer Eltern oder Grosseltern zu tun haben. Durch diese selbst inszenierten Schwierigkeiten geht es ihnen annähernd genauso schlecht. Und wenn es ihnen ausnahmsweise mal gut geht, ist das mit Schuldgefühlen verbunden.

Bei mir ist es ähnlich. Wenn es mir schlecht geht, fühle ich mich meiner Mutter und meinen Omas nah. Es gibt kaum einen glücklichen Normalzustand für mich und keinen sicheren Ort, an dem ich mich geborgen fühle. «Den einzig sicheren Ort finden Sie für sich», sagt Herr Gruber, «wenn Sie in die Vergangenheit gehen. Wenn Sie eines Tages die Vergangenheit hinter sich lassen würden und in der Gegenwart ankommen könnten, dann wäre es für Sie, als würden Sie die Heimat Ihrer Eltern ein zweites Mal aufgeben. Das empfinden Sie als Verrat.»

Wenn ich an die wenigen Momente denke, die ich allein mit meiner Mutter war, fällt mir auf, dass wir immer mit irgendetwas beschäftigt waren. Sie hat sich in meiner oder ihrer Wohnung zu schaffen gemacht, hat aufgeräumt oder geputzt oder sie hat gekocht, und ich habe gegessen, oder wir waren zusammen einkaufen. Nie sassen wir einfach nur so da.

Kurz vor ihrem Tod hatte ich mir vorgenommen, mit ihr spazieren zu gehen. Dabei wollte ich sie einiges fragen. Es ist nicht mehr dazu gekommen. Ich denke, wenn ich es versucht hätte, sie hätte es verhindert. Sie hätte gesagt, sie hat keine Zeit dafür, und den Haushalt vorgeschoben. Meine Mutter wäre nie mit mir allein spazieren gegangen. Da hätten wir miteinander reden müssen.

«Als Kind haben Sie natürlich versucht, Ihrer Mutter nah zu sein», sagt Herr Gruber. «Sie sind Ihrer Mutter gefolgt, aber die war nicht da. Die war in Schlesien.»

Eine Freundin aus Kindertagen meinte neulich zu mir: «Bei euch zu Hause war das Wohnzimmer immer kalt und unbewohnt, alle Möbel waren abgedeckt. Das fand ich komisch, da fand kein Leben statt.»

Ich habe das Gefühl, nach Flucht und Vertreibung gab es kein richtiges Leben mehr für meine Familie, und das Leiden meiner Omas hat nie aufgehört. Ich habe ein Buch entdeckt von einem Psychiater namens Nederland, der in den 1960er-Jahren Gutachten von Holocaust-Überlebenden erstellt hat. Fast alle begutachteten Patienten sprechen über eine immerwährende Todesfurcht, haben Angst, ohne äusseren Anlass in einer alltäglichen Situation sterben zu müssen. Ich, als Tochter und Enkelin von Überlebenden der Vertreibung, der Lager und der Zwangsarbeit habe diese Angst auch. Sie hat sich durch meine lange Therapie gebessert, aber sporadisch tritt sie immer noch auf. Meine akuten Angstzustände sind zwar weitestgehend verschwunden, doch ich hadere mit meinem Leben und wälze meine Probleme hin und her. Ich bin traurig und ärgere mich darüber, dass ich kein zweites Kind bekommen habe. Ich überlege, warum ich keine glückliche Beziehung führen kann. Ich grübele endlos darüber, warum meine Mutter schon tot ist und ich fast keine Verwandten mehr habe. Ich frage mich, warum mir meine Arbeit schwerfällt und mich dau-

ernd Gedanken quälen. Von aussen betrachtet ist bei mir alles in Ordnung, ich habe eine interessante Arbeit, ich lebe in einer Beziehung, und meine Tochter absolviert erfolgreich ihre Ausbildung. Aber trotzdem werde ich meine Schwere nicht los.

In seinen Gutachten weist Niederland nach, dass es sich bei seinen Patienten nicht um eine anlagebedingte psychische Störung handelt, im Gegenteil, dass die Überlebenden von überaus guter Konstitution gewesen sein müssen, um das alles überstehen zu können.

Ja, denke ich, die waren auch stark, meine Omas und meine Mutter. Die haben das alles überlebt, die Kälte, die Strapazen, die Schläge, die Vergewaltigungen. Meine Oma Clara hat das polnische Zwangsarbeitslager überlebt, hat jahrelang allein ihre Familie durchgebracht, ist putzen gegangen, hat ihren Haushalt versorgt, hat sich um uns Kinder gekümmert und ist 84 Jahre alt geworden. Meine Mutter hat die Vergewaltigung überlebt, ohne durchzudrehen. Sie hätte auch den Rest ihres Lebens im Bett liegen können, vollgepumpt mit Medikamenten oder Alkohol. Sie hat es geschafft, uns grosszuziehen und uns zu versorgen. Sie hat unsere Wohnung in Ordnung gehalten, ist immer arbeiten gegangen und hat gekocht und gebacken.

Weil meine Mutter nur 76 Jahre alt geworden ist, obwohl sie vorher nie ernsthaft krank war, glaube ich, dass sie letztlich an den Folgen der Flucht, der Besatzungszeit und der Vertreibung gestorben ist.

Wobei meine Mutter nicht mal Depressionen hatte. Die hatte nur ich. Sie hat einmal zu mir gesagt: «Alle reden jetzt von Depressionen und haben welche. Und nun will sogar meine eigene Tochter welche haben.» Und weiter: «Die sind alle selbst schuld, und auch du bist selbst schuld daran, denn du hast keinen Glauben. Wenn du den christlichen Glauben hättest, dann hättest du auch keine Depressionen.»

Der Psychiater Niederland schreibt, dass die nach der Befreiung geborenen Kinder in das Verfolgungsschicksal ihrer Eltern mit einbezogen werden und Symptome aufweisen, die denen ihrer gestörten Eltern ähneln oder auch ihnen entgegengesetzt sind.

Die Prophezeiung von Lew Kopelew, der als Major der Roten Armee die Front nach Berlin vorantrieb, ist in Erfüllung gegangen. In *Aufbewahren für alle Zeit* schrieb er, seinen Vorgesetzten zitierend: «Wir sind Materialisten, wir müssen uns darüber klar sein. Das heisst: Was ist zu tun, damit der Soldat Lust zum Kämpfen behält? Erstens: Er muss den Feind hassen wie die Pest, muss ihn mit Stumpf und Stiel vernichten wollen. Und damit er seinen Kampfeswillen nicht verliert, muss er zweitens wissen: Er kommt nach Deutschland, und alles gehört ihm – die Klamotten, die Weiber, alles! Schlag drein, dass noch ihre Enkel und Urenkel zittern!»

*Antje Pohl*

# MEIN GROSSVATER, DER KRIEGSVREBRECHER

## **Angst in Konflikten**

In meinem Leben tauchen im Zusammenhang mit konfliktbesetzten Situationen immer wieder die gleichen Schwierigkeiten auf. Wenn die Luft «dick» ist, wenn es also atmosphärische Störungen gibt, wenn es um Fragen von Recht und Unrecht geht, wenn es also gilt, klare Bekenntnisse abzugeben und eindeutig Stellung zu beziehen – in derartigen Situationen überkommen mich beklemmende Gefühle. Ich bin schnell gefangen in Moral- und Gewissensfragen, die mich in meinem freien Handeln hemmen und bremsen. Und natürlich habe ich auch einen besonderen «Riecher» für derartige Situationen und gerate entsprechend häufig in sie hinein.

Was sind es für beklemmende Gefühle, die mich in diesen Situationen einholen?

Es geht um übertriebene Verantwortungs- und Schuldgefühle, um Loyalitätszwiespälte, um Angst vor Verlust von wichtigen Personen, Angst vor Autoritätspersonen und um die Angst um die Anerkennung. Häufig bin ich übermässig identifiziert mit der vermeintlichen «Opferseite» in Konflikten, und ebenso häufig verwässern die Grenzen zwischen den Seiten, zwischen dem Ich und dem Du.

Passend dazu fällt es mir häufig schwer, meinen eigenen Wert

zu sehen und zu schätzen, auch Selbstentwertung und Depression kenne ich. Im Laufe meines Lebens tauchten immer wieder die Fragen auf: Woher kommen diese Gefühle? Haben meine speziellen, individuellen Probleme etwas mit der dunklen deutschen Geschichte Deutschlands und der Nazi-Vergangenheit meines Grossvaters zu tun? In welcher Weise haben sich die ungelösten Konflikte diesbezüglich aus meiner Familiengeschichte auf mich übertragen?

### **Vom Auf-Horchen zum «Auf-Fühlen»**

Über Jahre und Jahrzehnte habe ich mich mit diesen Fragen auseinandergesetzt, habe unzählige theoretische Abhandlungen über das transgenerationale Erbe der nationalsozialistischen Vergangenheit gelesen. Ich fand mich oft wieder und gut beschrieben in persönlichen Fallgeschichten zu diesem Thema. All diese Literatur liess mich immer wieder aufhorchen und legte Spuren zum Verständnis meiner eigenen Person, zu meiner Gefühls- und Erlebniswelt. Dennoch blieb mir das direkte und mitfühlende Verstehen meiner immer wieder auftauchenden Konfliktängste versagt.

Im Sommer 2014 habe ich an einem Schreibworkshop zum Thema «Schwere Lasten abwerfen» teilgenommen. Hier wurden wir dazu angeleitet, assoziativ und an allen «Zensuren vorbei» innerhalb einer vorgegebenen Zeit eine kleine Geschichte über eine Lebensbelastung zu schreiben.

Aus diesem Workshop heraus sind folgende kleinen Anekdoten entstanden, die während des Schreibprozesses und danach beim nochmaligen Lesen eine Luke öffneten, durch die ich mich eine Weile als kleines Kind beobachten konnte. Durch diese Sicht konnte ich «auffühlen», und das liess eine emotionale Annäherung an die oben gestellten Fragen zu. Ich war erstaunt, welche Erinnerungen in mir schlummerten, und dieses Erstaunen schuf auch schon wieder einen schützenden Abstand zum mitfühlenden Ver-

stehen meiner selbst. Erst als meine Schwester beim Vorlesen der Texte am Telefon spontan in Tränen ausbrach, erschloss sich mir wieder dessen Sinngehalt auf einer tieferen Gefühlsebene.

### **Der Tisch ist gedeckt**

Auf der weissen Tischdecke schimmern verblasste Flecken vergangener Mahlzeiten. Die Tellerränder sind mit abgeblättertem Goldrand verziert. Das Besteck sieht blechern aus. Die Stoffservietten liegen – eingerollt in einem silbernen Ring – neben den Tellern.

Es riecht gut; ich freue mich auf das Essen: Hühnchen – schön lange im Ofen geschmort, damit die Haut ordentlich kross wird. Die ganze Wohnung duftet herrlich nach knusprigem Huhn.

Wir sitzen am Tisch. Wir sind zu dritt: meine Grossmutter, mein Grossvater und ich.

Ich bin ungefähr fünf Jahre alt – voller Neugier auf das Leben, aber auch ängstlich und vor allem verträumt. Mein Grossvater zerlegt das dampfende Huhn; er tut das mit ernster Miene, sehr konzentriert. Akribisch genau trennt er erst die Flügel, dann die Beine ab. Danach hebt er sehr sorgfältig die Bruststücke vom Rumpf und verteilt zum Schluss die einzelnen Teile auf unsere Teller.

Zurück bleibt das Rumpferippe, an dessen Ende noch ein goldkrosses Dreieck hängt. Voller Genuss trennt er auch noch dieses Stück ab, teilt es sich selbst zu und murmelt: «Mmh, der Bürzel.» Ich frage ihn, was das ist: «Bürzel». Er schaut mich düster an: «Der Hintern, der Po vom Huhn, der Arsch – das ist das Beste», sagt er.

Ich fühle Ekel; ich bin entsetzt. Das Huhn tut mir leid, ich fühle mit ihm. Mein Grossvater erscheint mir wie ein Richter, ein Herrscher, ein Tyrann. Ich fürchte mich vor ihm.

## **Kriegsverdienste**

«Wo ist der Grossvater?» «Er arbeitet an der Werkbank in der Garage.» Ich eile in die Wellblechgarage, in der auch der blank polierte schwarze VW-Käfer seinen Platz hat – der grosse Stolz meines Grossvaters.

Hier steht er und arbeitet an einem Holzrahmen – gerade montiert er die Scharniere, die den holzumrandeten Glasdeckel am Rahmen befestigen sollen. Neugierig frage ich: «Was soll das werden?» Die Antwort: «Ein Ausstellungskasten für meine Orden.»

Die Rahmenfläche bekommt nun noch eine wattierte Unterlage, die dann mit hellem, seidenartigem Stoff überzogen wird. Sofort assoziiere ich ein weiches Bett für meine kleinsten Puppen. Stattdessen aber hämmert mein Grossvater winzige Nägel in abgemessenen Abständen in diese weiche Unterlage.

Meine Neugier wächst. Staunend folge ich den handwerklich geschickten Händen meines Grossvaters. Mit zufriedenem Blick auf sein vollbrachtes Handwerk nimmt er schweigend meine Hand und kehrt mit mir ins Haus zurück. Hier öffnet er eine Schublade des grossen Wohnzimmerschranks, in der verschiedene kleine Schachteln und graue Stofftäschchen aufbewahrt sind.

Mein Grossvater entnimmt diesen Behältnissen diverse Abzeichen, darunter silberne und sogar goldene Taler, die sofort meine Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich ziehen. Auf der Rückseite dieser Medaillen und Abzeichen befestigt er nun kleine, an einseitig klebenden Stoffstückchen heftende dreieckige Anhänger, mithilfe derer er seine Schätze an die Nägel der seiden ausgeschlagenen Ausstellungsfläche hängt.

Seine Augen glänzen beim Anblick seines vollendeten Werks. Ich spüre seinen Stolz, der augenblicklich auch mich ergreift. Ich wusste nicht, dass mein Grossvater solche Schätze besitzt, und frage: «Woher hast du diese tollen Sachen?» «Ich habe sie ver-



dient – in zwei Kriegen.» Ein Unwohlsein ergreift mich. Krieg bedeutete für mich Tod, Vernichtung und Verlust. So oft hatte ich die klagenden Worte meiner Grossmutter gehört: «Kinder, Krieg ist das Schlimmste, bloss kein neuer Krieg!», dabei den Blick auf das Foto ihres Sohnes Max gerichtet, der dort – im Krieg – «gelieben» sein sollte. Wie ging das zusammen? Der Stolz meines Grossvaters und die Trauer meiner Grossmutter?

Der beeindruckende Schaukasten wurde im Eingangsbereich – in der Diele – des Hauses aufgehängt, sodass er jedem Besucher sofort ins Auge fiel.

### **Das Spiegelspiel**

«Komm, zeig mir den Max – lass uns lachen, wie der Max es immer tat.» Meine Grossmutter zieht mich in das Schlafzimmer, an dessen Wand neben dem Bett das Foto von Max hängt. Schon wieder dieses blöde Spiel – ich mag nicht wie der Max lachen, er ist doch ein Mann, er sieht ganz anders aus als ich, und ich kenne ihn nicht einmal. Aber ich weiss, wie sie sich freut, und ich kann ihr nichts abschlagen, ich kann sie nicht enttäuschen, die Grossmutter.

Eigentlich weiss ich auch gar nicht, wie er aussieht, wenn er lacht. Auf dem Foto lacht er gar nicht richtig, er raucht Pfeife, aber seine Augen sehen lachend aus – ein netter Mann; ich mag ihn, also lache ich sein Lachen. Meine Grossmutter stellt mich so an die Wand neben das Foto, dass mein Kopf direkt auf einer Höhe mit dem Kopf von Max landet. Dann stellt sie sich vor uns beide und lacht mit weit aufgerissenem Mund. «Und nun du auch», sagt sie, «lach mit!»

So lache ich eigentlich gar nicht, mein Mund muss sich anstrengen, meine Muskeln verkrampfen – es ist wie bei dem Fotografen, der mal Fotos von mir gemacht hat. Danach fühlte sich mein ganzes Gesicht wie eingefroren an. «Zeig noch ein wenig

mehr deine Zähne, ja, mach den Mund noch etwas weiter auf – wunderbar: Jetzt siehst du so aus wie Max.» Meine Grossmutter freut sich. Ich bin froh, dass sie sich freut und dass das Spiel zu Ende ist.

## **Der Hintergrund**

Ich bin die Enkeltochter von Robert Mulka, dem Hauptangeklagten des ersten Frankfurter Auschwitz-Prozesses (1963-1965). Im November 1960 ist mein Grossvater verhaftet worden. Er wurde beschuldigt, in der Zeit von Januar 1942 bis März 1943 im Rahmen des nationalsozialistischen Vernichtungsprogramms in seiner Funktion als Adjutant des Lagerkommandanten von Auschwitz (Rudolf Höss) an der Tötung einer unbestimmten Zahl von Häftlingen beteiligt gewesen zu sein. Im August 1965 wurde er wegen «gemeinschaftlicher Beihilfe zum gemeinschaftlichen Mord in mindestens vier Fällen an mindestens je 750 Menschen» zu 14 Jahren Zuchthaus verurteilt.

In der Zeit der Voruntersuchung, also Anfang der 1960er-Jahre, ist mein Grossvater zeitweise – gegen Kautions – aus der Untersuchungshaft entlassen worden und konnte in dieser Zeit zu Hause leben.

Ich bin 1957 geboren. Zwischen meinem vierten und meinem siebten Lebensjahr fanden also die Voruntersuchungen zu dem Prozess statt. In dieser Zeit rang meine Familie in jeder Beziehung um Fassung. Meine Eltern versuchten, mit meiner Schwester und mir ein normales Leben zu führen, und bemühten sich um Unauffälligkeit im Alltag. Familiendynamisch betrachtet, entpuppte ich mich als diejenige, deren Seele mit diesem Versteckspiel überfrachtet war. Auf jeden Fall wurde ich in dieser Zeit für ein ausgesprochen «anstrengendes und nervöses» Kind gehalten. In der Familie geriet ich in die Rolle des «schwarzen Schafes» und in der ersten Schulklasse galt ich als «auffällig».

Meine Grossmutter unterdessen schwankte in dieser Zeit innerlich zwischen Schamgefühlen ob der «Schande» ihres Mannes und Trauer aufgrund ihres im Krieg gefallenen Sohnes. Ich diente ihr als Trost, als Liebesobjekt und sicher auch als Mittel zur Ablenkung von ihrer Scham und ihrer Trauer. Sie überschüttete mich mit Fürsorge, Zuwendung und Aufmerksamkeit, die ich dankbar annahm. Bei ihr hatte ich «Narrenfreiheit», mir war nahezu alles erlaubt, ich erfuhr keine zornigen Worte und keine Schläge.

Zwischen meiner Grossmutter und mir gab es eine Art von un-  
ausgesprochenem Zusammenhalt, wir fühlten uns wohl miteinander. Meine Eltern dachten, dass es mir guttäte, wenn ich für eine begrenzte Zeit bei meiner Grossmutter leben würde, und veranlassten einen zeitweiligen Umzug meines Lebensmittelpunktes. So verbrachte ich meine Vorschulzeit über längere Phasen im Haushalt meiner Grosseltern.

Da mein Grossvater wie schon erwähnt bisweilen «Haftverschonung» genoss, gab es auch längere Zeitabschnitte, in denen wir zu dritt miteinander lebten. Auch nach der Verurteilung meines Grossvater 1965 verbrachte ich noch lange Zeitstrecken allein mit meiner Grossmutter. Irgendwann aber fühlte ich mich nicht mehr wohl bei ihr. Unsere gemeinsame Zeit hatte ein Ende, und ich verliess sie, wofür ich grosse Schuldgefühle empfand.

Die erzählten Anekdoten stammen aus der Zeit zwischen 1960 bis 1966.

### **Nach 50 Jahren ...**

Im Frühjahr 2014 fand in Berlin eine Konferenz mit dem Titel «Aussöhnen mit Deutschland» statt. Eine Veranstaltung, die im Gleichklang von Wissenschaft, Kunst und Spiritualität einen Beitrag leisten wollte zur Schaffung eines neu definierten Wertgefühls in diesem Land. Ich befinde mich seit vielen Jahren auf ei-

nem spirituellen Weg und habe dadurch heilsame Prozesse des Aussöhnens durchlebt. So wurde ich gefragt, ob ich zum Thema «Heilung» auf dieser Konferenz einen Vortrag zur Ehrung von Fritz Bauer halten würde.

Fritz Bauer war der Staatsanwalt, der den Frankfurter Auschwitz-Prozess zu Beginn der 1960er-Jahre initiierte. Ihm ist zu verdanken, dass es im Nachkriegsdeutschland überhaupt zu einer juristischen und damit auch menschlichen Auseinandersetzung und Aufarbeitung der in Auschwitz verübten Massenverbrechen kam.

Zunächst reagierte ich erschrocken auf diese Anfrage: Ich fühlte mich nicht selbstbewusst genug, um vor vielen Menschen etwas über meine Geschichte und die meiner Familie zu erzählen – denn das musste natürlich auch Thema sein, wenn ich als Enkelin des Hauptangeklagten in diesem Prozess den Staatsanwalt Fritz Bauer ehrte.

Schliesslich wurde mir mehr und mehr bewusst: Ohne diesen Mann wären die Taten meines Grossvaters weder an die familiäre noch an die gesellschaftliche Oberfläche des Bewusstseins gekommen. Ohne ihn hätte ich meine Frage, «Woher kommen meine Konfliktängste?», nicht stellen, geschweige denn beantworten können. Und so habe ich Fritz Bauer aus tiefster Dankbarkeit heraus auf dieser Veranstaltung geehrt.

## LEBENDE BILDER

Eine Fussgängerzone in einer grossen Stadt. Schaufenster mit Puppen, Waren, Logos und Fotografien von Models, die ganz bei sich scheinen, jedenfalls sehr selbstbewusst ein festes Ziel anvisieren. Einladende Eingangsportale, Angebote, Aufforderungen, Versprechungen. Verkaufspersonal, Rolltreppen, Beschilderungen, die Ordnung stiften, Hilfestellungen anbieten, Sicherheit vermitteln sollen.

Dazwischen Menschen in Bewegung, Menschen in verschiedenen Zuständen: hektisch, entspannt, in sich gekehrt, aufmerksam die Umgebung erkundend, schlendernd oder energisch ein Ziel ansteuernd.

Im Raum zwischen den Warenhäusern: Blumenkübel, Bäume, Bänke, Verkehrsschilder, Hinweisschilder, Brunnen und ein Denkmal mit einem Reiter, der auf einem Sockel posiert. Schräg dem Denkmal gegenüber ebenfalls auf einem Podest eine Statue, historische Kleider, silbern, unwirklich. Es ist ein Mensch, der eine Statue mimt. Die Pose ist ausladend, kalkuliert, anmutig. Einige Passanten sind stehen geblieben und betrachten den in seiner Pose verharrenden Darsteller. Gelegentlich verändert dieser seine Posen, manchmal wenn jemand Geld in eine ebenfalls silbrige

Dose wirft, manchmal aus einem Impuls heraus, der keinen Rückschluss auf den Anlass erkennen lässt.

Ein Mensch, der sich als Skulptur verkleidet, mitten unter vielen agilen Menschen im öffentlichen Raum grösserer Städte, ist keine Seltenheit. Welche Faszination geht von den lebenden Bildern aus? Für manche vielleicht das Aufzeigen des Widerspruchs der Gegebenheiten einer Grossstadt in der vergangene, überlebte und aktuelle, lebendige Schönheitsideale nebeneinander existieren. Oder eine ironische Entgegnung auf die leblosen Schaufensterpuppen, die mit kühler Überheblichkeit der Erhöhung von zeitgenössischen Waren zu etwas Begehrtem dienen.

Bei mir persönlich wird eine ganz andere Assoziation ausgelöst. Es geht um das Erstarren von Lebendigem. Für mich haben die lebenden Bilder etwas Beunruhigendes, ja Verstörendes, sind Leitbild, die Fährte zu etwas in mir selbst, um dort etwas aufzunehmen und dem nachzugehen.

### **Die Fährte führt zu den Vorfahren.**

Fritz war ein stattlicher Mann. Er war Bauer und bewirtschaftete erfolgreich einen Hof. Kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges musste er zusammen mit den anderen Dorfbewohnern Gräben ausheben und Panzersperren errichten. Diese Einsätze waren nachts, es war Februar und sehr kalt. Er erkältete sich und musste tagsüber das Bett hüten. Die Erkrankung befreite ihn nicht vor weiteren Einsätzen und entwickelte sich zu einer Lungenentzündung, die auch sein Herz schwächte. Am 23. Februar 1945 starb er. Er wurde 44 Jahre alt und hinterliess eine Frau, eine Tochter von acht Jahren und einen Sohn von sechs Jahren. Der Sohn ist mein Vater.

Gottlieb war selbstständiger Fuhrunternehmer. 1938 hatten er und seine Frau Lydia einen Lastwagen gekauft. Das Geld dafür

hatte Lydia eingebracht. Zehn Jahre lang hatte sie in Amerika als Zimmermädchen gearbeitet und eisern gespart. Zehn Jahre war das Paar getrennt, da Gottlieb kein Visum für eine Einreise nach Amerika erhalten hatte. 1939 wird der Lastwagen konfisziert und Gottlieb zur Armee eingezogen. 1941 wird er Vater. Zur Taufe erhält er Heimaturlaub. 1945 fällt er an der Ostfront. Seine Tochter hat er vermutlich nur einmal gesehen. Sie ist meine Mutter.

Ich bin der Enkel dieser Grossväter: ein sogenannter Kriegsenkel. Der Begriff Enkel bezieht sich auf die Grosseltern. Der Begriff Krieg beschreibt einen mit Waffen und Gewalt ausgetragenen Konflikt. Weder meine Grossväter noch Waffengewalt habe ich in meinem Leben je unmittelbar erfahren. Dass beides eine Rolle in meinem Leben spielt, darauf bin ich erst sehr spät gekommen.

### **Ein Parkplatz vor einem Hotel in Polen.**

Ein Mann stellt sein Wohnmobil in die Feuerwehranfahrtszone und geht vor dem Eingang des Hotels auf und ab. Nach einiger Zeit kommt eine Frau aus dem Gebäude und bittet den Mann, das Wohnmobil an einer anderen Stelle des riesigen und fast leeren Parkplatzes abzustellen. Der Mann schimpft, steigt in sein Wohnmobil und parkt es an einer anderen Stelle. Man wolle ihn vertreiben, schnaubt er ausser sich. Der Mann macht einen sehr seltsamen Eindruck. Der Mann ist mir unheimlich. Er macht mir Angst. Der Mann ist mein Vater.

Später werde ich zu dem Mann ins Wohnmobil steigen. Zusammen mit meinem Bruder. Ich werde nichts sagen. Ich werde nur registrieren, was gesagt wird. Ich werde dasitzen und aus dem Fenster schauen. Ich werde nichts denken und fühlen. Nach ein paar Stunden Fahrt werde ich an einem Bahnhof aussteigen und mich verabschieden. Mein Vater wird die Strecke abfahren, auf der er 70 Jahre zuvor schon einmal unterwegs war. Damals auf

einem Holzwagen mit Pferden davor. Damals, kurz vor Kriegsende auf der Flucht. Damals ein Kind. Ich werde nicht dabei sein, wenn mein Vater vor sich hin schweigen wird, so wie er es die Tage zuvor getan hatte, als wir seinen Herkunftsort und den Hof, auf dem er die ersten sechs Jahre seines Lebens verbrachte, besucht hatten. Freundlich wurden wir von den Einheimischen begrüßt. Die Frau, die heute auf dem Hof meiner Vorfahren lebt, lud uns zum Essen ein. Mein Vater motzte vor sich hin. Die Polen verstanden nicht, dass er sie beleidigte und vieles, was um uns herum passierte, misstrauisch aufnahm und teilweise als Angriff gegen sich interpretierte.

Das Misstrauen, die Verfolgungsangst, das Verdrehen von Begebenheiten, dazu noch die abwertende Art und die schwelende Aggressivität, die unvorhersehbar ausbrechen kann. Ansonsten Schweigen, gelegentlich unterbrochen von merkwürdigen Assoziationen – mein Vater verhält sich eigentlich wie immer. Der Unterschied bei dem Besuch in seiner Heimat: Die Polen verstehen nicht, was er sagt. Ich schäme mich trotzdem. Dazu bin ich traurig, enttäuscht, fassungslos, verunsichert, aber auch wütend. Ich habe immer verstanden, was er sagt. Warum er das sagt und dabei andere so sehr abwertet und verletzt, habe ich sehr lange nicht verstanden. Es hat nur immer wieder wehgetan. Er hat sich lustig über mich gemacht, mich beschimpft, beleidigt, geschlagen, grundlos verdächtigt. Er hat Situationen entstehen lassen, die ausweglos waren und in denen ich mich nur falsch verhalten konnte. Er hat mir nichts erklärt, aber Leistungen eingefordert, die mir nicht klar waren. Er hat mich vor anderen Menschen als Idioten dargestellt. Er hat mein Zimmer durchsucht. Er hat vieles falsch verstanden. Er hatte grundsätzlich immer recht. Er war kalt und unbarmherzig. Er versteckte sich hinter einer Fassade, er war nicht zu erreichen, meistens schwieg er.



Mein Vater hat bei dem Besuch ein Holzkreuz auf dem Friedhof aufgestellt. Er stand eine Zeit lang daneben. Er hat nichts gesagt, kein Gefühl oder eine Regung gezeigt, wie so oft, wie schon so lange, wie fast immer. Vielleicht seitdem er das letzte Mal an dieser Stelle gestanden hatte. Damals kurz vor Kriegsende als Sechsjähriger.

**Die Kriegskindheit meines Vaters** (erzählt von seiner Schwester). Der Vater meines Vaters war Bauer mit eigenem Hof. Es gab: fünf Pferde, etwa 30 Schafe, zwölf Kühe, einen Bullen sowie Gänse, Enten, Puten und Schweine. Auf den Feldern wurden Kartoffeln, Weizen, Roggen und Hafer angebaut. Er verkaufte seine Ernte selbst auf dem Markt im nahe gelegenen Stettin und umging damit die Zwischenhändler, die damals üblicherweise die Ernten der Bauern aufkauften. Durch seine Präsenz auf dem Markt ergaben sich viele Kontakte, und er war gut über das Geschehen in der Region informiert, so auch über Innovationen in der Landwirtschaft. Er investierte von seinem Gewinn, der höher war als der der anderen Bauern, in die neuesten landwirtschaftlichen Maschinen, mit denen er wiederum erfolgreicher produzieren konnte. Auf Fotografien ist ein sehr selbstbewusster, freundlicher und zufriedener Mann zu sehen, der einen massgeschneiderten dunklen Anzug trägt. In seinem Dorf war er der Einzige, der ein Auto besass. Auf seinem Hof wohnten und arbeiteten mehrere Angestellte sowie seine Schwester Käthe. An Feiertagen traf sich die Verwandtschaft in der «Guten Stube», im Sommer verbrachte ein befreundetes Ehepaar aus Berlin den Urlaub auf dem Hof. Fritz, wie er genannt wurde, eigentlich hiess mein Grossvater Friedrich, stand dem Nationalsozialismus kritisch gegenüber. An sich war er unpolitisch, aber er misstraute Autoritäten generell, der Kirche, dem Dorflehrer oder eben Politikern. Er sah seine Autonomie als selbstständiger und erfolgreicher Landwirt eingeschränkt oder gar

bedroht, dazu kam, dass sein ältester Bruder im Ersten Weltkrieg gefallen und er ein Kriegsgegner war.

Seine Positionen, vermutlich aber auch sein wirtschaftlicher Erfolg, hoben ihn von den anderen Dorfbewohnern ab und grenzten ihn auch ein Stück aus. Vermutlich verärgerte es manchen aus seinem Umfeld, dass er sich beispielsweise darüber lustig machte, dass einige Geld für einen Volkswagen angezahlt hatten, diesen aber nicht ausgeliefert bekamen oder dass er seinen Kindern untersagte, zu Veranstaltungen der Hitlerjugend zu gehen, die er für Blödsinn hielt. Möglicherweise gab es Menschen, die mit ihm eine Rechnung offen hatten, vielleicht waren es aber auch übliche Vorgänge, die gegen Kriegsende passierten und in deren Folge Fritz starb. Auf seinem Hof wurden Pferde beschlagnahmt, in der Scheune stand ein Dreschkasten, der zerstört wurde, um an dessen Stelle Munition und Sprengstoff einzulagern. Fritz regte sich sehr auf und war nervlich geschwächt. Nachts musste er auf Befehl des Volkssturms zusammen mit anderen Dorfbewohnern Gräben ausheben und Panzersperren errichten. Er erkältete sich dabei, wurde aber weiter für die Arbeit herangezogen. Die Erkältung verschlimmerte sich zu einer Lungenentzündung. Am 24. Februar 1945 starb er. Zehn Tage später begann der Treck, der von ihm mitgeplant und vorbereitet worden war.

Drei Tage wurde er in seinem Haus aufgebahrt und anschließend beerdigt. Die damals achtjährige Schwester meines Vaters sagt, sie hätte in dem Moment nicht begreifen können, dass sie ihren Vater niemals wiedersehen würde. Mein Vater schweigt. Er sagt nur, dass für ihn als Kind die sechswöchige Flucht eine tolle Abenteuerreise gewesen sei. Der Treck bestand aus 23 Personen. Die Verwandtschaft und ein Mitarbeiter vom Hof meines Grossvaters. Nicht dabei war die Schwester meines Grossvaters. Sie lag zu dem Zeitpunkt im Krankenhaus. Keiner weiss, was aus ihr später geworden ist. Sie war ledig und kinderlos. Der Treck endete

in Heede, einem kleinen Ort in Schleswig-Holstein. Meine Verwandtschaft wurde dort auf verschiedene Unterkünfte bei den Dorfbewohnern verteilt, wirklich willkommen waren sie nicht, und das liess man sie auch spüren. Sie waren ungebetene Gäste, für deren Schicksal man sich nicht interessierte, die nur störten und denen man mit Misstrauen und Ausgrenzung begegnete.

### **Meine eigene Kriegskindheit.**

Beunruhigend in meinem Elternhaus empfand ich das tief sitzende Misstrauen der Familienmitglieder untereinander und dem Rest der Welt gegenüber. Etwas zu sagen oder etwas von sich zu zeigen, konnte unerwartet heftige, abwehrende und abwertende Reaktionen bei meinen Eltern auslösen. Vieles wurde als Kritik oder Angriff verstanden. Der Versuch, Missverständnisse zu klären, machte teilweise alles noch viel schlimmer. Mein Vater hatte eine sehr beleidigende Art, mit der er andere Menschen abwertete. Dies geschah so häufig, so reflexhaft, dass ich sehr früh aufhörte, den Schmerz zu spüren, den seine Worte bei mir auslösten. Nicht aufgehört hat mein Entsetzen darüber, dass ihn das, was er sagte, erheiterte und er sich damit besser zu fühlen schien.

Ich bin in Gegenwart meines Vaters erstarrt. Die tief sitzende Verunsicherung und die Annahme, selbst nicht in Ordnung zu sein, hat man mir offensichtlich anmerken können. Da dies bei meinem Vater nur weiteres Misstrauen hervorrief und er dies als meine Ablehnung gegen seine Person interpretierte, versuchte ich, auch meine Aussenwirkung zu kontrollieren beziehungsweise zu neutralisieren. Ich bin in der Folge innerlich und äusserlich erstarrt. Die Folge davon war, dass ich mich zunehmend verschloss und mich nicht mehr alles, was um mich herum passierte, erreichte.

Meine Mutter war nicht das Korrektiv, das ich gebraucht hätte, um mich zu stabilisieren. Ganz im Gegenteil. Sie hatte ähnliche

Züge. Dazu kamen noch in schneller Folge wechselnde Stimmungen. Ich erlebte Ablehnung und Abwertung sowie Idealisierung binnen weniger Augenblicke. Vorwürfe, Unterstellungen, vollkommen entfesselter Hass, Gekränktsein, Schuldzuweisungen, bizarre Deutungen und Erklärungen, die mit einem absoluten Wahrheitsanspruch vorgetragen wurden, irritierten mich bis ins Mark. Ich habe mein Elternhaus als einen Kriegsschauplatz erlebt. Ein Krieg, der allerdings keinen Anfang und kein Ende kennt, ein Krieg, dessen zugrunde liegender Konflikt unbekannt und auch nicht zu befrieden scheint, so sehr auch über eine Lösung nachgedacht und verhandelt wird. Der Krieg war eine Endlosschleife, ein Teufelskreis, der an Fahrt gewinnen konnte oder auch nicht, wenn ich etwas tat oder sagte, und der nur dann aussetzte, wenn sich eines meiner Elternteile dem destruktiven Spiel durch beleidigtes Schweigen oder geschwächt durch Krankheit oder Depressionen für einige Zeit entzog. Nach aussen wurde eisern an dem Bild einer intakten, normalen und glücklichen Familie festgehalten. Ein Bild, dessen Risse aber gelegentlich auch von anderen gesehen wurden, das auch plötzlich von der Wand fallen konnte oder eilig abgehängt wurde. Gründe für den plötzlichen Abbruch von Beziehungen, die heftigen Ausbrüche oder beleidigtes Schweigen, wurden immer gefunden und waren unverhandelbar, unverrückbar, egal wie sehr sie an den Haaren herbeigezogen waren. Der Krieg ist Teil der Persönlichkeit meines Vaters und meiner Mutter.

**Frieden finden.** Was kann ich tun, um Frieden zu finden mit mir, mit meinen Eltern, mit meinem Leben und mit der Welt? Wie finde ich endlich zu der Stabilität und dem Urvertrauen, das ich nicht kenne und das ich so gerne besitzen würde, um endlich ins Leben zu kommen? Wie überwinde ich all die Glaubenssätze, Strategien und Verhaltensweisen, mit denen ich mir selbst und an-

deren Schaden zufüge? Wie komme ich in meine Kraft, aus der auch zukünftige Kraft entstehen kann, um Abhängigkeit und Bedürftigkeit zu überwinden? Wie finde ich überhaupt heraus, was mir guttut und hilft? Kurz: Wie werde ich heil?

Auf einem sehr langen Weg habe ich herausgefunden, dass es bei mir um das Vertrauen in die eigene Wahrnehmung geht. Das Zulassen dessen, was sich in mir als Abbild meiner Umwelt konstituiert und dort weiter abspielt, in mir und auf mich wirkt und wiederum ausstrahlt auf meine Umwelt. Dafür musste ich zunächst grosse Hürden überwinden. Zum einen: Ich habe es als Kind nicht gelernt. Zum anderen: Meine Wahrnehmung deckte sich so häufig nicht mit der Wahrnehmung meiner Eltern, sie stand ihr sogar entgegen. Das Schlimmste: Ich habe mich als den Urheber des bizarren Verhaltens meiner Eltern angesehen. Die dadurch bei mir entstandenen Gefühle von Schuld, Scham oder Trauer entfremdeten mich meinen Eltern und meinem Umfeld noch weiter, liessen sich nicht auflösen, wirkten im Verborgenen und hinderten mich daran, am Leben teilzunehmen.

**Heilung.** Nun befinde ich mich gerade an dem Punkt, an dem ich es aushalte, meine Eltern und deren Eltern in mir selbst zu entdecken und anzusehen. Ich habe Verhaltensweisen meiner Eltern übernommen, ohne dass ich mir dessen bewusst war. In mir kann ich das erkennen, was meine Eltern nicht in ihr bewusstes Selbst integrieren konnten. Dafür suche ich einen bildnerischen Ausdruck, das setze ich mit mir als Darsteller um.

Das Freigeben nähert mich, so hoffe ich, endlich dem an, was mein Leben sein darf, das endlich stattfinden kann. Aufgebaut auf einem Trümmerfeld, zu dem ich in den letzten 20 Jahren, aber auch schon davor, leider selbst beigetragen habe, ohne es zu wol-

len, teilweise auch ohne es zu bemerken. Meine Persönlichkeit war überlagert von Kräften, deren Ursprung mir heute endlich klar geworden ist, die ich aber nun genauer identifizieren und beschreiben kann, ans Licht bringen und in Gemeinschaft mit vielen anderen Betroffenen betrachten will. Es wird noch so einiges zu erzählen und weiterhin zu entdecken geben, um das Erstarrte zu überwinden.

**Die Fotografien.** Um an das Erstarrte in mir selbst heranzukommen, wählte ich als Methode die Fotografie. Naheliegend, da ich seit 20 Jahren als Fotokünstler arbeite, und geradezu zwingend, da in der Fotografie ein Genre existiert, das *Tableau vivant* («lebendes Bild»), auf das die Strassenkünstler von heute wiederum Bezug nehmen. Das *Tableau vivant* schlägt eine Brücke zwischen der darstellenden Kunst und der bildenden Kunst, in der die Motive zum Teil aus Figuren und Ereignissen aus Geschichte und Literatur rekrutiert werden. In Anlehnung an diese Historienmalerei wird beim fotografischen *Tableau vivant* eine Person, ein Ereignis oder eine Aussage mit Menschen inszeniert und auf einen symbolhaften Ausdruck hin verdichtet. Das Überhöhen und das Theatralische sind die Stilmittel. Dabei wird auf bekannte Posen zurückgegriffen, die wiederholt und wiedererkannt werden sollen.

Die Faszination und den Spass, sich zu verkleiden, kennt jeder. Kinder gestalten ihr Spiel dadurch, Erwachsene beschränken sich meist auf wenige Anlässe wie den Fasching. In meinem Fall dient das Verkleiden keinem heiteren Zweck, sondern einem bedrückenden. Als Kriegsenkel interessierten mich meine Grosseltern. Der Begriff Enkel bezieht sich ja auf die Grosseltern, die lange vor meiner Geburt gestorben sind.

Für meine Fotografien posierte ich selbst als Darsteller (die Fotokamera wurde ebenfalls von mir mit einer Zeitverzögerungseinstellung ausgelöst). Ich bin in die Rolle des Grossvaters geschlüpft

und habe mich mit dem auseinandergesetzt und das ins aussen gebracht, was in mir selbst an Erstarrtem steckt. Ans Licht zu bringen hat etwas Befreiendes. Es ist der Versuch, etwas herauszulösen, was gar nicht zu mir gehört und meine eigene Lebendigkeit von der Lebendigkeit des Lebens trennt. Gelungen ist mir das, indem ich die Rolle meiner Grossväter einnahm und aus ihnen heraus agierte.

**Kunst, die heilt.** Ein Waldweg, später Nachmittag, warmes, schräg einfallendes Licht, schwarze Krater im Wechsel mit hellen Stellen. Wald, Baumstämme, Äste, Gestrüpp, Moos. Ein Fest von Eindrücken, von Freundlichkeit, von Möglichkeiten ... Mein Vater und ich sind mit den Fahrrädern unterwegs. Mein Vater gibt ein Tempo vor, dem ich nicht gewachsen bin, er blickt sich nach mir, dem Abgeschlagenen, um. Ich trete in die Pedale, strample, was meine Beine hergeben, und rase auf ihn zu. Ich bin stolz, ich bin voller Enthusiasmus und ich strahle meinem Vater entgegen. Seine Schulter verdeckt den unteren Teil seines Gesichts. Ich sehe bloss seine Augen. Als ich auf seiner Höhe angekommen bin, blicke ich ihn direkt an. Sein Gesicht ist regungslos, kalt und abweisend. Mein Blick senkt sich, sucht irgendwo einen Halt, eine Bestätigung, eigentlich eine Erwiderung. Da sind die schwarzen Flecken auf dem Boden, Schatten der Bäume, für mich Löcher, in die ich mit dem Gefühl der Scham abtauchen möchte. Scham darüber, etwas falsch gemacht zu haben; mit dem Wunsch, die eigenen Gefühle im Gesicht des Vaters gespiegelt zu bekommen, ein vermessenes Bedürfnis zu haben und selbst falsch zu sein.

Wir radeln weiter. Schweigend. Jeder für sich, in sich oder ganz woanders? Wohin blickt mein Vater? Warum sieht er mich nicht, warum ist er so abweisend? Woran denkt er?

40 Jahre später schaue ich mir Fotoaufnahmen aus meiner Kindheit an und bemerke einen Bruch. Auf den Aufnahmen, die

mich als Kleinkind zeigen, wirke ich lebhaft, unbefangen und fröhlich. Mit etwa fünf Jahren ändert sich das. Mein Gesichtsausdruck wird verhalten, erstarrt, missmutig bis genervt. Es ist das Alter, in dem sich auch die Erinnerung an den Fahrradausflug zeitlich verorten lässt. Es ist die Zeit, in der bei mir ein Bewusstsein entsteht, dass ich meinen Vater nicht erreiche, dass da ein Panzer ist, durch den ich nicht zu ihm durchdringe, dass da ein Körper bloss als Hülle existiert.

Für meine künstlerische Arbeit verwende ich die alten Aufnahmen und kombiniere sie als Collagen neu. Ich nehme ein Bild, das noch aus der Zeit vor dem Bruch stammt und mich als etwa Dreijährigen und meinen Vater zeigt. Ich schaue fröhlich in die Kamera, mein Vater hat diesen merkwürdigen abwesenden Gesichtsausdruck. Ich werde diese Aufnahme nicht verwenden können, denke ich. Mein Vater, der nicht mit mir redet, dafür aber im Internet recherchiert, was von mir und über mich zu lesen oder zu sehen ist, würde es als Angriff auffassen und, wie er es schon mehrmals in der Vergangenheit getan hat, mit E-Mails und anderen Mitteln reagieren, was mich stets sehr getroffen und verletzt hat. Ich sortiere das Bild aus.

Ein paar Tage später wird mir bewusst, wie sehr mich dieses Bild noch beschäftigt, und ich werde wütend. Ich krame das Bild wieder hervor und schneide mit einer Schere meinem Vater den Kopf ab, lege es auf eine Aufnahme, die meinen Grossvater und seine Kriegskameraden als Gruppe zeigt. Es ist ein bildnerischer Ausdruck für meine Spekulation, wo mein Vater gedanklich eigentlich ist und vermutlich immer war: bei seinem 1945 verstorbenen Vater. Er war damals sechs Jahre alt. Ein Alter, in dem ein Mensch, so der heutige Erkenntnisstand aus der Psychologie, einen Tod gar nicht begreifen, geschweige denn verarbeiten kann.

Wenn ich an einem Bild arbeite, zurücktrete und es betrachte, weiss ich immer sofort, ob es stimmt oder nicht. Es stimmte, es



war so wahr, es war so klar und klärend, dass ich mich unendlich erleichtert fühlte, endlich einen Ausdruck für die wortlose eigene Kindheit gefunden zu haben. Es war ein Dambruch, ich arbeitete weiter, und es entstanden weitere «wahre» Collagen.

Ein paar Tage später überfielen mich Gewissensbisse. Ich hatte meinem Vater den Kopf abgeschnitten. Ja, das Bild entstand, als ich wütend war. Vaternord? Bist du von allen guten Geistern verlassen? Wie kannst du so ein Bild machen und es auch noch als «wahr» und gut befinden? Ist es nicht ungeheuer verletzend für andere, ist es nicht eher bizarr, pathologisch, niederträchtig? Werden andere ebenfalls aggressiv oder fassungslos beim Betrachten des Bildes sein? Ich schämte mich. Da war es wieder: das Gefühl der Scham, das mich als Kind so oft und auch damals, bei meinem Fahrradausflug, überfallen hatte und mich so verhalten und traurig werden liess.

Ich beschloss, das Bild als meine Potenzialzündung für meine Collagen anzusehen und zu würdigen, es aber nie zu veröffentlichen. Ein Verfahren, das ich schon häufiger bei einer vierteiligen Arbeit angewendet hatte. Häufig waren die ersten Bilder am Anfang einer Arbeit für mich persönlich wichtig, als Bild an sich, im Nachhinein betrachtet aber schwach und unbeholfen. Ich fertigte noch weitere Varianten an, bei denen ich versuchte, das Aggressive herauszunehmen oder zumindest abzuschwächen.

Nach ein paar Wochen versöhnte ich mich mit mir und meinen Selbstvorwürfen. Ich bin kein Vaternörder oder ein Freak, der seine Schattenseiten mit Voodoo-Zauber auszuleben oder zu kompensieren versucht. Ich bin der Sohn eines Vaters, der sein Leben lang abwesend war. Den ich, wie so viele andere ihren Vater, nie erreichen oder greifen konnte. Ich bin ein verhalten und traurig gewordenes Kind, möglicherweise darüber für die Menschen in meinem Umfeld genauso ungreifbar und greifbar wie

mein Vater. Ich bin ein Kind, das seinen Vater liebt und an diesem nicht auszulöschenden, weil im menschlichen Naturell angelegten Gefühl fast zerbrochen ist. Zerbrochen, weil es kein einziges Mal auf eine Erwidernng oder Bestätigung getroffen ist.

Wenn ich so ein Bild mache, dann habe ich verdammt noch mal alles Recht dieser Welt dazu. Weil ich verletzt bin, weil mich meine eigenen Gefühle, die aus der Ablehnung durch den Vater entstanden sind, wundgescheuert haben und weil ich wütend bin, dass alles so geschehen ist, wie es geschehen ist. Und weil ich die Wut nicht einfach wegmachen kann, weil sie wahr ist, weil sie recht hat. Und deshalb ist das Bild richtig und wahr, und deshalb werde ich es zeigen und dazu stehen. Ich werde zu mir selbst stehen, und es wird mir selbst guttun, anzufangen, zu mir selbst zu stehen und mich auch mit meinen sozial unerwünschten Gefühlen und Anteilen zu zeigen. Ich werde endlich etwas nachholen, was zu mir gehört, aber mir als Kind vorenthalten wurde. Ich werde derjenige sein, den es nie gegeben hat: ein Vater, der hinter seinem Kind steht, es annimmt, beschützt, verteidigt, tröstet, zuhört, nachfragt, mahnt, schimpft und am Ende des Tages sich wieder mit ihm versöhnt. Ich werde das in einem Raum tun, in dem man das machen darf: der Kunst. Ich werde dort ganz werden, ich werde dort heilen. Das habe ich mir versprochen.

Alexandra Senfft

## LASTEN DER VERGANGENHEIT – CHANCEN FÜR DIE ZUKUNFT

«There is a crack, a crack in everything  
That's how the light gets in.»

Leonard Cohen, *Anthem*

«Also, in meiner Familie hat es so etwas zwar gar nicht gegeben, aber Ihr Buch über die nationalsozialistische Vergangenheit Ihrer Familie habe ich mit grossem Interesse gelesen», das höre ich von meinen Lesern öfter. Diese Reaktion gepaart mit der passenden Mimik ist für mich mittlerweile ein Indiz, dass es hier, anders als behauptet, vergrabene Geschichten gibt. Wer die Unschuld der eigenen Familie unaufgefordert so betont, hat etwas zu verbergen. Entweder der Sprechende verdrängt und belügt sich selbst, oder er tappt im Dunkeln, weil seine Eltern ihm nicht die Wahrheit gesagt haben. Nach vielen Jahren der biografischen Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust erfahre ich immer wieder, wie sehr die Kriegsgeneration ihre Kinder über ihre Haltungen und Taten in der NS-Zeit belogen und betrogen hat – und wie viele unserer Eltern und Verwandten sich mit dieser Verschleierung abgefunden haben, um die in ihrem Ursprung kindliche Idealisierung der Eltern nicht zu verlieren. Diese Ideale haben sie freilich auch an uns, die Kriegsenkel, weitergereicht. Ich halte

es deshalb für einen weitverbreiteten Irrtum, dass die dritte Generation nach dem Holocaust offener und unbeschwerter mit dem Thema umgehen kann. Mitunter ist gerade diese Generation desinteressiert und voller Abwehr, während ihre Eltern mit den Jahren manchmal zugänglicher werden und beginnen, über ihre und die Vergangenheit ihrer Eltern nachzudenken.

Der Nationalsozialismus hat in Deutschland und anderswo bis heute tiefe seelische Spuren hinterlassen – in der Psychologie spricht man von transgenerationalen oder intergenerationeilen Folgen. Diese sind selten offensichtlich, scheinen jedoch zum Beispiel bei individuellen Schicksalen oder psychischen Problemen durch, in angespannten Beziehungsgeflechten oder politischen Haltungen – bis hin zu Ausländerfeindlichkeit und Rechtsradikalismus. Die Wechselwirkung zwischen der vielschichtigen Tradierung von Familiengeschichten und dem kollektiven Umgang mit Erinnerung ist in der Forschung bislang viel zu wenig beachtet worden.

Viele Nachkommen der NS-Täter und Kriegsteilnehmer litten und leiden an ihrem Erbe: an Schuld- und Schamgefühlen, den Folgen von Kriegstraumata, Vergewaltigung und Flucht. Mitunter ist es ein diffuses Unbehagen, das in ihrem Leben und Empfinden eine erhebliche Rolle spielt. Wenn diese Pein zwar auch real ist, erkannt und anerkannt gehört, so ist sie dennoch nicht vergleichbar mit dem Leid der NS-Opfer und deren Nachkommen und sie sollte auch niemals gleichgesetzt werden. Auch die Nachkommen einer Gesellschaft, deren Mehrheit andere ausgegrenzt, erniedrigt, enteignet, deportiert und ermordet hat, die einen Krieg anzettelte und aktiv unterstützte, müssen bereit sein, die negativen Ergebnisse dieses destruktiven Verhaltens an Leib und Seele bei sich selbst in Kauf zu nehmen und dies als bitteren Preis für die verursachte Gewalt zu begreifen.

Ich akzeptiere nicht, dass sich viele Nachkommen der Täter auf eine Opferposition zurückziehen und somit die Verantwortung für die Handlungen ihrer Vorfahren abweisen. Das heisst mitnichten, dass die Kinder und Enkel der Kriegsgeneration Verantwortung im juristischen Sinne übernehmen sollten, denn sie haben sich nicht schuldig gemacht. Im ethisch-moralischen und gesellschaftspolitischen Sinn sollten sie sich jedoch verantwortungsvoll zeigen – hinsichtlich der Vergangenheit und somit auch der Gegenwart. Wenn wir es nicht tun, wer dann?

Es gilt also zunächst die Täteranteile in der eigenen Familie anzuerkennen, anstatt das eigene Leid an der Geschichte und deren Folgen in den Vordergrund zu stellen. Heilsam ist letztendlich ein emotionaler Prozess des Selbstverstehens, der die eigenen Täter- und Opferanteile integriert und den Weg frei macht, um über die Toten und die massiven seelischen Schäden zu trauern, die der Krieg allenthalben hinterlassen hat. In den Familien der meisten Täter- und Opfernachkommen wird bis heute über die Ereignisse in der NS-Zeit geschwiegen, freilich aus unterschiedlichen Motiven. Die Täter wollten ihre Schuld nicht eingestehen, sich vor Anklage und Liebesentzug schützen. Die Opfer hingegen waren aufgrund von Traumatisierung regelrecht sprachlos geworden; zudem wollten sie ihre Kinder nicht mit ihren grauenhaften Erlebnissen belasten. Aufseiten der Täter und ihrer Angehörigen gibt es die starke Neigung, sich selbst als Opfer der NS-Zeit oder gar als Helden des Widerstands zu stilisieren. Psychologisch betrachtet ist es in der Regel schwerer, sich mit den Tätern als mit den Opfern zu identifizieren. Schliesslich sind die Täter im Unrecht, sie sind «die Bösen», während die Opfer unseres Schutzes und Mitleides bedürfen und der «guten» Seite zugeordnet werden. Eine andere Reaktion ist es deshalb, sich engagiert und überidentifiziert mit den Opfern der Nationalsozialisten zu beschäftigen, aber in einer Ausschliesslichkeit, die penibel vermeidet zu erfor-

schen, welche Rolle die eigenen Familienangehörigen im Dritten Reich gespielt haben. Zu oft wird der Frage nicht nachgegangen, wie – von einigen Ausnahmen abgesehen – eine ganze Gesellschaft direkt und indirekt am NS-Massenverbrechen teilnehmen konnte.

Akademisch und politisch ist die NS-Zeit in Deutschland allerdings fast vorbildhaft bearbeitet worden. Forschung schafft die notwendige Distanz zum Grauen und erleichtert deshalb Aufklärung – einerseits. Andererseits spart der nüchterne, wissenschaftliche Blick meist die biografischen Implikationen aus. Mit Rationalität allein ist das Phänomen des grössten Menschheitsverbrechens, für das die Deutschen verantwortlich waren, jedoch ebenso wenig zu erfassen wie die Spuren, die das in den nachkommenden Generationen hinterlassen hat. Indem die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit überwiegend auf eine sachlich-distanzierte Ebene gehoben wurde, konnte sie zugleich auch in die Bücherregale, Aktenordner, Schubladen und Museen entsorgt werden. Das Gedenken an die Opfer ist folglich oft Ritualen unterworfen, die an der Realität der Nachkommen und der wahren Erinnerung vorbeigehen. Diese Form der rein versachlichten, ritualisierten Aufarbeitung entkoppelt die Vergangenheit von der Gegenwart – die Lehren für die Zukunft, insbesondere für die vierte Generation, gehen verloren.

Bislang beschäftigt sich in Bezug auf das eigene Familiennarrativ nur eine Minderheit mit der NS-Vergangenheit. Die Mehrheit der Deutschen trachtet weiter danach, sie zu idealisieren oder zu vergessen – das Problematische in den eigenen Familien wird «verleugnet, verdrängt, verschwiegen», so der Psychologe Jürgen Müller-Hohagen. Es kostet Kraft und oft auch Mut, sich mit den transgenerationalen Belastungen, die aus Krieg, Gewalt und Unterdrückung entstanden sind, zu befassen, denn es ist irritierend, verunsichernd, oft sogar verstörend: Das damalige Geschehen war zu grauerregend. Es besteht also eine verständliche Angst da-

vor, beim Blick zurück vor einem menschlichen Abgrund zu stehen, der sich zu einer seelischen Gefährdung für einen selbst auswachsen könnte.

Die meisten unserer Grosseltern und Eltern waren psychisch nicht in der Lage, sich kritisch und selbstkritisch mit dem Krieg und dem Holocaust auseinanderzusetzen. Belastet, wie sie waren, haben sie die Konfrontation mit der Vergangenheit vermieden und somit der nächsten Generation überlassen. Doch die Kriegsenkel sind meist so stark von ihnen geprägt, dass sie selbst ebenfalls lieber die Augen verschliessen. Die innerhalb der Familie tradierten Traumata, Schuld- und Schamgefühle blockieren ihre Wahrnehmung und verhindern die Auseinandersetzung mit den wahren Geschehnissen und der Rolle der Angehörigen in jener Zeit – oder welchen Einfluss das auf ihr eigenes Leben und ihre Entscheidungen hat. Die Betroffenen bleiben in sich und mit ihren Angehörigen verstrickt, um das Familiengeheimnis, das Andenken der Grosseltern und das eigene Selbstwertgefühl zu bewahren. Diese Projektionen aus der Vergangenheit arbeiten in ihnen, in ihren Familien und der Gesellschaft weiter und haben manchmal destruktive oder selbstdestruktive Folgen.

Ein Teil meiner Familie ist exemplarisch für diesen Umgang beziehungsweise Nichtumgang der Nachkriegsgeneration mit der NS-Zeit: Meine Mutter Erika starb 1998 nach einem schrecklichen Unfall in ihrer Wohnung. Sie war in ihre Badewanne mit kochend heissem Wasser gefallen und regelrecht verbrannt. Es ist für mich symbolisch, dass sie mit ihrer Haut ihre letzte Schutzschicht verlor. Sich zu schützen, hatte sie nicht gelernt, vielmehr war sie als Erwachsene jahrzehntelang damit beschäftigt gewesen, sich zu zerstören. Immerzu war sie gequält von einem posttraumatischen Belastungssyndrom, von Zweifel und Ambivalenzen. Sie kam nicht damit zurecht, dass ihr geliebter Vater ein

hochrangiger Nationalsozialist gewesen war und ausserdem dafür am Galgen sterben musste.

Es war für mich von früh an ein Drama mit meiner labilen Mutter. Sie litt am Leben, vor allem aber litt sie an sich selbst. Wenn sie aus ihren Depressionen und ihrer Umnachtung hinter verschlossenen Türen, hinter verdunkelten Fenstern auftauchte, war sie liebevoll, zerbrechlich, voller Energie. Es war dann stets ein Bangen vor dem Moment, in dem sie wieder zusammenbrechen und sich depressiv zurückziehen würde. Ich war das Opfer ihrer Stimmungen, glücklich, wenn es ihr gut ging, und unglücklich, sobald es ihr schlecht ging. Der Tod war bei uns stets präsent – mit dieser diffusen Bedrohung wuchs ich auf. Als meine Mutter mit 64 Jahren von uns ging, regnete es in Strömen, der Himmel war schwarz. Ich habe lange gebraucht, Licht in das Dunkel zu bringen.

Ihr Tod löste viele Fragen in mir aus: Woran hatte meine Mutter so sehr gelitten, dass sie sogar uns Kinder in Mitleidenschaft gezogen hatte, obwohl sie uns doch so liebte und wir sie? In meiner Grabrede stellte ich erstmals die Hypothese auf: Ihr tragisches Leben habe wohl mit ihrem Vater Hanns zu tun gehabt. Dass ich meinen Grossvater dort als «Kriegsverbrecher» bezeichnete, missfiel manchen Verwandten. Seinerzeit hatte ich noch wenig Ahnung von der tiefen Wunde, die ich an diesem Tag berührte.

Mein Grossvater Hanns Ludin war der Gesandte des Dritten Reichs in der Slowakei und wurde 1947 in Bratislava als Kriegsverbrecher hingerichtet. Man sprach in der Familie meiner Mutter viel, ja fast täglich über ihn, galt er doch als «ein Opfer seiner Zeit». Das Wesentliche blieb allerdings unter dem Deckel der Verschwiegenheit: die Tatsache, dass er die Deportation der slowakischen Juden mit zu verantworten hatte. 65'000 Menschen starben in den Konzentrationslagern. Ich hatte stets gewusst, dass mein Grossvater Nationalsozialist gewesen war. In der Familie



meiner Mutter wurde das indes so dargestellt, als sei er dabei unschuldig geblieben. Die Täter waren immer die «anderen» – und hiermit beschreibe ich einen Reflex, der hierzulande sehr üblich ist. Obwohl so viel über meinen Grossvater gesprochen wurde und gesprochen wird, herrschte stets Schweigen, sobald es darum ging, sich mit den Konsequenzen seiner Ideologie, seiner Stellung und seinen Handlungen zu befassen. Birgit Rommeispacher nennt dieses inhaltslose Hinwegreden über die eigentlichen Fakten «bedredtes Schweigen». Seine Opfer und deren Nachkommen erschauern beim Namen Ludin noch heute, und für sie ist es nicht selbstverständlich, mit mir, der Enkelin, in einem Raum zu sitzen oder sich gar mit mir auszutauschen.

Mit meiner Mutter über ihren geliebten Vater zu sprechen war ein Tabu. Sprach ich sie auf ihn an, war sie rasch den Tränen nahe oder redete – aus meiner Sicht – Unsinn. Für mich war das Thema von früh an damit praktisch ausgeschlossen, und so vermied ich es bald ganz. Auf diese Weise beteiligte auch ich mich am «Schweigekomplotz», das sich klammheimlich als System der Familie Ludin etabliert hatte. Wir fassten uns mit Samthandschuhen an, waren höflich und «kultiviert». Solange meine Grossmutter, die Witwe Hanns Ludins, lebte, stellte niemand allzu kritische Fragen, traf keiner ein hartes Urteil. Das hätte vielleicht die bedingungslose familiäre Liebe und Loyalität infrage gestellt. Aber was für eine Liebe ist das, die nicht auf Ehrlichkeit und Offenheit beruht?

1945 hat mein Grossvater sich den Amerikanern selbst ausgeliefert. Er müsse sich seiner Verantwortung stellen, soll er gesagt haben und schlug alle Möglichkeiten zur Flucht aus. Was genau er mit Verantwortung gemeint hat, habe ich leider nicht herausgefunden, und mein anfänglich dringender Wunsch, etwas Entlastendes über ihn zu finden, erfüllte sich nicht. Ich war erschrocken, als ich einen Brief fand, den mein Grossvater seiner Frau aus der

Haft geschickt hatte, in dem er schrieb, sie wisse doch am besten, dass er kein Verbrecher sei. Sein Herz sei «weder eines unmenschlichen Gefühls noch einer unmenschlichen Handlung fähig». Wie konnte einer, der das nationalsozialistische System aktiv mitgestaltet, der das Wort Endlösung benutzt und mit in die Tat umgesetzt hat – Endlösung, dieser menschenverachtende, dieser grauenhafte Euphemismus für die Ermordung der europäischen Juden! –, wie konnte so einer auf seiner Menschlichkeit beharren? Hanns Ludin hatte seiner Frau und seinen sechs Kindern damit jedoch erfolgreich aufgetragen, wie sie ihn künftig betrachten sollten: als «guten» Nazi.

Die ganze Tragik meiner Mutter zeigt sich darin, dass sie genau das Gegenteil dessen tat, was ihr Vater ihr vor der Hinrichtung in einer Art Abschiedsbrief für ihr Leben mit auf den Weg gegeben hatte. Mit den Jahren versagten ihre Widerstandskräfte und ihre Fähigkeit, sich selbstbewusst in der Gesellschaft einzubringen. Sie litt unter einem starken Minderwertigkeitskomplex, gelähmt von depressiven Gefühlen. Dabei hätte sie genügend Intelligenz, Power und Kreativität gehabt, um sich zum Beispiel sozial oder politisch zu engagieren. Stattdessen zog sie immer häufiger die Decke über den Kopf. Ihren geliebten Vater konnte sie nicht als Täter begreifen, und ihre Mutter verweigerte ihr die wahren Antworten auf ihre vielen Fragen über ihn. Ihr wurde eine andere Realität vorgespielt als die, die sie innerlich spürte.

In der Familie meiner Mutter waren wir allesamt verwoben in einem Netz von Verdrängung, Leugnen und letztendlich: Lügen. Wir wurden daher zu «Komplizen» eines Verbrechens an der Menschlichkeit – geeicht auf ein gemeinsames Narrativ und im Selbstbetrug zusammengeschweisst, damit nur ja keine Schande über uns hereinbreche. Meine Mutter Erika war indes das schwarze Schaf dieser Familie, der Störenfried, sie war diejenige, die

«aus der Art» fiel, das Problemkind. So die eine Perspektive. Für mich ist sie in Wahrheit die Symptomträgerin. Der Schrei in das Schweigen hinein. Die offene Wunde einer Familie, die sich stets als intakt und harmonisch empfand.

Einige meiner Verwandten glauben bis heute fest daran, dass mein Grossvater als Gesandter in der Slowakei von den Todeslagern nichts gewusst habe; er habe sie für Arbeitslager gehalten, so heisst es. Mein Grossvater hatte so Opfer-, ja fast Märtyrerstatus erlangt, und auch in seiner Umgebung wusste man nach dem Krieg nur Gutes über ihn zu berichten. Familiäre Trauerarbeit war damals und auch später nicht möglich. Da die Schuld von Hanns Ludin in meiner Familie bis heute nicht ohne Wenn und Aber anerkannt ist, gibt es auch keinen Raum für die Trauer um seine Opfer. Es ist ein bekanntes Phänomen, dass Menschen in Konfliktsituationen davor Angst haben, Empathie für die andere Seite zu zeigen. Sie befürchten, das führe dazu, der eigenen Seite gegenüber nicht mehr loyal sein zu können und ihre eigene Sichtweise aufgeben zu müssen. Diese Angst behindert die meisten Dialoge in Konflikten. Sich der anderen Seite zuzuwenden bedeutet indes nicht, seine eigene Identität aufgeben zu müssen. In einem Dialog geht es zunächst darum, den anderen überhaupt wahrzunehmen und zu akzeptieren, dass er in manchen Fällen eine völlig andere Sichtweise auf dasselbe Ereignis hat.

Als ich 2005 mein Buch *Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte* zu schreiben begann, war ich zunächst sehr unsicher. Ich wusste, dass ich mit meiner Perspektive gegen den Familienkodex versties und die Zuneigung meiner Verwandten aufs Spiel setzte. Denn ich halte meinen Grossvater für verantwortlich für seine Taten, ich betrachte ihn eindeutig als einen Täter des Dritten Reiches. Der Druck auf mich war gross, und die stille oder offene Ablehnung meiner Schreibebeit, sogar unter einigen Freunden, mitunter massiv. «Warum tust du dir das an?»,

fragte mich ein guter Freund. Ja, warum?, das fragte ich mich anfangs gelegentlich selbst. Nachdem ich aber die Kisten meiner Mutter, gefüllt mit Briefen, die bis 1945 zurückreichten, mit Dokumenten und Fotos endlich geöffnet hatte, sieben Jahre nach ihrem Tod, gab es für mich kein Zurück mehr. Ein innerer Drang liess mich unbeirrt weitermachen, ungeachtet all meiner Befürchtungen und der ambivalenten Gefühle. Die Büchse der Pandora war geöffnet.

Ich war mit diesem Thema meist sehr allein. Oft wachte ich morgens auf und fragte mich, ob ich mich vielleicht verrannt hatte. Meine Umgebung konfrontierte mich mit einer anderen Realität als jener, die ich in der Aufarbeitung meiner Familiengeschichte und meiner eigenen Auseinandersetzung damit erlebte. Meine Umwelt – mit Ausnahme meines Vaters – wollte von alldem meistens nichts wissen. Und je mehr die Familie meiner Mutter begriff, in welche Richtung ich mich mit meinem Buch bewegte, umso mehr wuchsen Abwehr und Widerstand. Während meiner Recherchen entwickelte sich Hanns Ludin, zu dem ich nie mehr Bezug als zu einer Person aus dem Geschichtsbuch gehabt hatte, zu *meinem* Grossvater, zu einem Menschen, auf dessen Schoss ich als Kind hätte sitzen können, wäre er nicht mit dem Tode bestraft worden. Täglich wurde mir mein schreckliches Erbe bewusster.

Als *Schweigen tut weh* 2007 erschien, griffen die Medien und Leser es interessiert auf. Einige der vielen Rezensenten widersprachen sich inhaltlich komplett: Ich hätte mit diesem Buch mit meiner Mutter abgerechnet, sagten die einen – es sei ein Dokument der Liebe, die anderen. Ich hätte das Schicksal meiner Mutter zu monokausal dargestellt, so die eine Meinung, andere lobten, wie differenziert ich die verschiedenen Ebenen und komplexen Zusammenhänge beschrieben hätte. Die Rezensenten und Rezipienten reagierten nach ihrer eigenen Fassung, bei einigen hatte ich massiv die Abwehr berührt und bekam das zu spüren. Viele Leser

öffneten sich jedoch und erzählten plötzlich ihre eigenen Familiengeschichten aus der NS-Zeit, ermutigt dadurch, dass ich sie an meiner hatte teilhaben lassen. Es waren und sind bis heute meist Leser aus der zweiten Generation, seltener aus meiner eigenen, der «Kriegsenkel-Generation».

Meine Familie reagierte mit SMS, E-Mails und Briefen. Die Kette der Vorwürfe riss nicht ab, und es wurde kein Versuch ausgelassen, mich zu diskreditieren: Ich hätte dieses Buch geschrieben, weil ich wusste, dass Nazi-Geschichten sich gut vermarkten lassen; ich hätte mich zur Richterin über die Familie erhoben und die Familiengeschichte monopolisiert. Als Enkelin sei ich viel zu jung, um die Verhältnisse von damals beurteilen zu können, oder ich hätte die Familie zur Selbsttherapie missbraucht. Genau diese Vorwürfe erleben auch andere Menschen, die sich daranmachen, den familiären Panzer aufzubrechen, um Klarheit über die Vergangenheit zu erlangen. Einige wurden gar von ihren Familien ausgeschlossen, weil sie zu tief in den Wunden bohrten und eine andere Perspektive einnahmen. Auch ich galt für manche meiner Angehörigen als Nestbeschmutzerin, die unter dem Einfluss ihres Vaters stünde – als gehörte ich eigentlich zu dessen Familie und nicht auch zu den Ludins.

Einige meiner Familienmitglieder fragten mich vorwurfsvoll, warum ich diese Geschichte öffentlich gemacht hätte, anstatt sie privat zu diskutieren. Das ist eines der klassischen Abwehrargumente: Gespräche hinter verschlossenen Türen in Familien, in denen Wahrheiten als Bedrohung empfunden werden, führen ohne fachkundige Moderation schnell in die Sackgasse. Solange die Mehrheit nur eine Perspektive gelten lässt und andere Sichtweisen ausgrenzt, kommt die Familie inhaltlich und emotional nicht weiter. Vielmehr wird sich das dominante Narrativ durchsetzen, dik-

tiert von den familiären Machtverhältnissen, und die Gefahr ist gross, dass die Auseinandersetzung destruktive Formen annimmt.

Gerade weil die meisten Familien meinen, alles unter Ausschluss der Öffentlichkeit verhandeln zu müssen, gibt es keinen nachhaltigen gesellschaftlichen Diskurs, der den Vertretern des «Schlussstriches» den Boden entziehen könnte.

Mein Buch *Schweigen tut weh* habe ich so genannt, weil Schweigen keineswegs immer Gold ist. Meine Mutter ist daran zugrunde gegangen. Ich habe damit aber auch auf das Sprichwort «Scheiden tut weh» angespielt. Denn es gibt in unserer Familie genügend schmerzliche Verluste: mein Grossvater, erstickt am Galgen, meine Mutter, verbrüht in der Badewanne, mein Patenonkel, gestorben an Herzversagen. Auch in dessen viel zu frühem Tod sehe ich Bezüge zur NS-Vergangenheit meiner Grosseltern. Zugleich geht es auch um den Abschied von den Idealen, mit denen ich aufgewachsen bin: der idealisierte Grossvater, die Grossmutter, unsere Königin des Guten, die bezaubernde, vermeintlich harmonische Familie. Aus der Psychologie ist bekannt, dass Idealisierung bedeutet, etwas auszublenden, das belastend oder negativ sein könnte.

Meine Verwandten sind mir weiterhin wichtig, und ich verleugne meine Grosseltern nicht – schon gar nicht die Liebe, die ich für meine Grossmutter empfand. Doch ich sehe heute vieles in einem anderen Licht, kann nicht nur Gutes erkennen, sondern musste auch mit vielem fertigwerden, das mich erschüttert und anwidert. Es mag absurd klingen, aber mein Grossvater ist mir allmählich näher gerückt. Meine Auseinandersetzung mit seiner Rolle in der Nazi-Zeit hat dazu geführt, dass ich ihn als meinen Grossvater angenommen und in mein Narrativ integriert habe, anstatt ihn nur als verachtenswerten Nazi abzutun. Er ist nicht mehr die neutrale Figur aus dem Geschichtsbuch, sondern ein Mensch für mich geworden, mit dem ich sehr nah verwandt bin. Wie hätte

sich unsere Familie entwickelt, wenn Hanns Ludin nicht hingerichtet worden wäre? Meine Grossmutter habe ich mit allen ihren guten Seiten heute nicht weniger lieb; aber ich sehe nun auch ihre schwierigen Anteile und kann ihr mitunter «böse» sein. Ich betone «gut» und «böse», weil diese Dichotomie immerzu eine grosse Rolle spielt. Die Nazis waren perfekt darin, die Welt in Gut und Böse zu unterteilen, in die, die vermeintlich zu ihnen gehörten, und die, die es als angebliche Fremdlinge und Andersdenkende zu vernichten galt.

Ich werde oft gefragt, ob ich mich mit diesem Buch denn nun befreit hätte. Auf diese Frage gibt es keine eindeutige Antwort. Auch das ist eine der vielen Ambivalenzen. Und deshalb antworte ich zum einen, ja, es ist befreiend, wenn man Licht in die Dunkelheit gebracht hat und weiss, womit man es zu tun hat. Das, was man als Bedrohung nicht kennt, aber dennoch spürt, macht viel mehr Angst als das, was man kennengelernt hat und einschätzen kann! Ich bin heute sehr viel mehr in der Lage, meine Positionen öffentlich vorzutragen und meine Standpunkte zu verteidigen. Meinen Kindern habe ich ein anderes Familiennarrativ vermittelt, um den Teufelskreis von Verdrängung, Idealisierung und Selbstbetrug zu durchbrechen. Sie sollten die Suche nach der Wahrheit im Dickicht der Verdrängungen nicht weiterführen müssen und sollten Klarheit über ihre Herkunft haben.

Ich antworte aber auch immer, nein, ich habe mich nicht befreit. Denn je mehr ich das System der Nationalsozialisten auch mit allen seelischen Auswirkungen auf die nachfolgenden Generationen begreife, umso mehr empfinde ich das als Belastung. Zu wissen, dass mein Grossvater aktiv am Holocaust beteiligt war, ist für mich ein Schrecken ohne Ende. Umso weniger kann ich es ertragen, wenn ich von der ersten oder zweiten Generation höre, ich wüsste überhaupt nicht, wovon ich spräche, ich könnte und

dürfte über die Vergangenheit nichts sagen, weil ich nicht dabei gewesen wäre. Als hätte diese Vergangenheit keine Folgen für die Nachkommen gehabt, als beträfe sie uns seelisch und politisch nicht bis heute!

Vor allem aber: Wo bleibt die Empathie für die eigentlichen Opfer der Nationalsozialisten? Wo bleiben tiefes Empfinden und Mitleid für die ermordeten Juden, Sinti und Roma, für die Homosexuellen, Behinderten, Kommunisten und Andersdenkenden? Ihre Nachkommen leiden bis heute und fühlen sich von der Abwehr und dem Leugnen der Täterfamilien ein weiteres Mal zutiefst verletzt. Denn durch das Leugnen der Tat wird auch ihr Leid negiert. Wie muss es sich für die Opfer und deren Nachkommen anfühlen, wenn sie von der Mehrheit der Deutschen weiterhin hören, «die anderen» oder Dritte wären es gewesen? Wenn die Opfer feststellen, dass die Täter menschlich nicht greifbar sind, weil diese zwar meist stolz auf ihre Geschichtsbücher, auf ihre Historiker und ihre vermeintlich aufgeklärten Medien verweisen, angeblich jedoch fast niemand mit dem Täterkreis persönlich etwas gemein hat? Es ist an der Zeit, die Verbrechen auch in den eigenen Familien zu identifizieren und aus dem Staub der Geschichtsbücher herauszuholen. Keiner der Nachkommen der in meinem Buch genannten NS-»Kameraden« meines Grossvaters hat übrigens jemals Kontakt zu mir aufgenommen, geschweige denn einen Dialog über deren Mittäterschaft mit mir oder anderen begonnen. Ich weiss über Dritte, dass viele von ihnen meine Arbeit zutiefst ablehnen, nicht zuletzt weil ich ihre Väter in die Nähe meines Grossvaters gerückt habe.

Die Philosophin Hannah Arendt hat über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust gesagt, «dies hätte nicht geschehen dürfen. Da ist irgendetwas passiert, womit wir alle nicht fertigwerden.» Solange die Rolle unserer Vorfahren im Dritten Reich nicht reflektiert und akzeptiert wird, wird diese Gesellschaft mit dem



schrecklichsten Kapitel ihrer Geschichte tatsächlich nicht fertigwerden – und somit neues Leiden schaffen: Antisemitismus und Muslimfeindschaft sowie Feindbilder überhaupt haben in den letzten Jahren stark zugenommen. Der Religionsmonitor der Bertelsmann-Stiftung ermittelte 2013, dass jeder zweite Deutsche den Islam für eine Bedrohung hält und meint, der Islam gehöre nicht nach Deutschland. Auch Sinti, Roma und Juden sind weiterhin marginalisiert und stigmatisiert. Laut Religionsmonitor fühlen sich 19 Prozent aller Deutschen vom Judentum, also von Juden, bedroht. In Westdeutschland meinen 19 und in Ostdeutschland 16 Prozent der Befragten, dass Juden in diesem Lande zu viel Einfluss hätten. Der ehemalige Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung, Wolfgang Benz, hat in seinem Buch *Die Feinde aus dem Morgenland. Wie die Angst vor den Muslimen unsere Demokratie gefährdet* festgestellt, dass es zwischen der stereotypen Wahrnehmung von Juden und Muslimen deutliche Parallelen gibt. Diverse Personen der Öffentlichkeit und die Medien haben es erreicht, dass Rassismus, Islamfeindseligkeit und Antisemitismus wieder gang und gäbe sind. Die alten Feindbilder sind wieder aktiviert. Hat unsere Gesellschaft wirklich so wenig aus der Vergangenheit gelernt?

Um zu begreifen, wie das Nazi-System funktionieren konnte und bis heute psychologisch weiterwirken kann, ist es notwendig, die Täter auch in der eigenen Familie zu benennen. Die Nationalsozialisten waren keine Ungeheuer aus dem Fabelbuch und auch nicht «verrückt», sondern meist ganz normale Menschen. Sie zu pathologisieren oder ausserhalb der Norm zu stellen hiesse, ihre Handlungen zu rechtfertigen und gleichzeitig die Augen davor zu verschliessen, dass so etwas wieder passieren könnte. Zu Recht stellt Jürgen Müller-Hohagen deshalb auch immer wieder die Frage nach «den Tätern in uns selbst».

Die Verbrechen der eigenen Vorfahren aufzuklären bedeutet, Dialoge anzuregen – im Kreis der Freunde, unter Bekannten, in der Gesellschaft und mitunter auch in der Familie. Die Fakten offen zu benennen, kann auch zu den Opfern einen Zugang schaffen und einen Austausch ermöglichen. Dieser Austausch bedeutet nicht, dass hinterher die «Erlösung von der Schuld» und «Versöhnung» kommen: Das sind christlich geprägte Idealvorstellungen und Werte, die Juden zum Beispiel so nicht teilen würden. Die Perspektiven von Tätern und Opfern und deren Nachkommen bleiben grundsätzlich immer andere. Doch sich zuzuhören und auszutauschen führt zu einer Annäherung und zu Verständigung. Das kann zumindest sehr tröstlich sein und hilft, weiter für Aufklärung, Gedenken und Menschenrechte zu kämpfen.

Gerade die Kriegsenkel könnten und sollten, nun, da die meisten Zeitzeugen gestorben und auch die Eltern in die Jahre gekommen sind, eine wichtige Rolle als Brückenbauer spielen: Sie sind das Bindeglied zur vierten Generation, die über den Krieg und Holocaust nur noch abstrakt aus Geschichtsbüchern erfährt. Den Urenkeln mangelt es häufig am Interesse an der Geschichte und an der Reflexion darüber, was diese heute noch mit uns zu tun hat. Kann man ihnen das verübeln, wenn ihre Eltern nichts für das individuelle Gedenken tun? Das Familienwissen über damals an sie weiterzugeben bedeutet, der nächsten Generation einen persönlichen Bezug zur Geschichte zu ermöglichen, der nicht allein auf der kognitiven Ebene verharrt, sondern Identifikation und somit auch Emotion erlaubt.

Nur durch diesen Austausch können wir die Erinnerung wachhalten, einen konstruktiven Umgang damit finden und für die Zukunft arbeiten. Diese Form der Auseinandersetzung mit sich selbst und mit anderen fördert den Sozialkontrakt, den eine demokratische und friedliche Gesellschaft braucht. Und selbst, wenn es

pathetisch klingt: Klarheit über die Vergangenheit kann sogar zum Frieden in der Welt beitragen.

Die Vergangenheit reist stets in unserem Leben mit, sie ist nicht zu entsorgen. Es ist jedoch möglich, sie in das eigene Dasein zu integrieren und die Last bewusst aufzunehmen. Die Wahrheit tut manchmal weh, stärkt jedoch immer Identität und Selbstbewusstsein. Verschleierung, Verdrängung und Selbstbetrug hingegen verunsichern und schwächen das Individuum und somit auch die Gesellschaft. Erst wenn die Gespenster aus dem Gruselkabinett ans Licht gebracht sind, kann der Schrecken gebannt werden und eine positive Wendung nehmen. Das, was wir wissen und kennengelernt haben, ist viel weniger beängstigend als das, was im Verborgenen lauert. Und sobald wir wissen, wie es zu den Verbrechen der Vergangenheit kommen konnte, warum selbst «kultivierte» Menschen zu Mördern, Wegguckern und Mitläufern wurden, können wir in unseren Familien und in unserer Gesellschaft neue Gewalt, Ausgrenzungen und Unterdrückung verhindern. Es geht darum, die in den Individuen wirksamen Mechanismen faschistischer und unterdrückerischer Gesellschaften zu begreifen, um deren Anfänge in der Gegenwart zu erkennen und ihnen selbstbewusst entgegenzuwirken.

## BORDERLINE

Mein Buch *Ich, Rabentochter* ist 2006 erschienen. Es handelt von den Kriegserfahrungen meiner Eltern, die beide typische Kriegskinder waren, mit allem, was dazugehört: Flucht, Vertreibung, Hunger, Bomben und verlorene Angehörige. Und es handelt von den psychischen Belastungen, die mir und meinen Geschwistern aufgrund dieser unverarbeiteten Traumatisierungen zuteilwurden: Sie wurden Teil meines Lebens, meiner Persönlichkeit, meiner Bindungen zu anderen Menschen, meiner Berufswahl, meines ganzen Daseins.

Meine Mutter war Borderlinerin. Borderline ist eine der schweren psychischen Störungen, an der Grenze zur Psychose. Sie ist bei den Kriegskindern weitverbreitet und wird typischerweise durch extreme Ängste und Verlassenheitsgefühle in den ersten Lebensjahren verursacht. Die Psyche kann wegen einer andauernden Angstüberflutung keine sogenannte Ich-Instanz ausbilden, die die eigenen Gefühle reguliert. Borderliner leiden deshalb ein Leben lang an einer Art Gefühlsüberflutung, einem Dauernotstand: Alle Emotionen werden sofort ausgelebt. Die eigenen schlechten Gefühle, wie Neid oder Wut oder Eifersucht werden anderen Menschen zugeschoben: Ein Borderliner muss vor sich selbst und der Welt immer gut dastehen, als das «arme bedauernswerte Opfer» (das er in seiner Kindheit ja wirklich gewesen ist).

Mit einem sehr infantilen Schwarz-Weiss-Schema versucht seine Psyche ein Minimum an Orientierung aufrechtzuerhalten. Borderline bedeutet: «Grenzlinie». Meine Mutter befand sich ein Leben lang an der Grenze zwischen ihrer eigenen Vergangenheit und der normalen Bürgerlichkeit. Ihre Welt war genau aufgeteilt in Gut und Böse, und jeder Gedanke, jede Handlung galt immer nur dem eigenen wankenden Selbstwertgefühl.

Ich bin in Königstein im Taunus gross geworden. Dorthin hatte es meine entwurzelten Eltern verschlagen. Vielen Leuten ist diese noble Kleinstadt im Taunus als Wohnort gut situierter Wohlstandsbürger und Frankfurter Bankvorstände bekannt. In Königstein sind die Vorgärten noch grüner als anderswo, die Kinder noch adreter und die Schulen hervorragend. Meine Mutter bemühte sich nach Kräften, eine gute Hausfrau zu sein, mit wohlgeratenen Kindern und einem perfekten Haushalt. Und immer waren die anderen an ihrer Dauerüberforderung schuld – meist wir Kinder, manchmal auch mein Vater. Sie empfand sich als Opfer der Böswilligkeit ihres ganzen Umfeldes, besonders ihrer Familie, die ihren Bemühungen und ihrem Elend niemals genug Anerkennung und Aufmerksamkeit schenkte: «Wegen euch schrecklichen Kindern geht es mir so schlecht, ihr seid schuld daran, dass ich sterben will!», war ein typischer Satz, den ich als Kind von meiner Mutter zu hören bekommen habe. Dann warf sie Teller an die Wand oder legte sich zum Sterben tagelang ins Bett. Natürlich durfte davon nichts nach aussen dringen: Ihr Ansehen ging ihr über alles. Sie vertrug keinerlei Kritik.

Es gibt für eine Borderlinerin nichts Schlimmeres als eine Tochter, die ein Buch über den grenzwertigen Familienalltag mit dieser Krankheit schreibt. Ich hatte es unter einem neuen Namen herausgegeben, die Namen aller Beteiligten, aller Orte und Schauplätze geändert. Es hat nichts geholfen. Allein in Königstein wur-

den über 500 Bücher verkauft. Nach dem Erscheinen meines Buches habe ich meine Mutter nie mehr gesehen oder gesprochen. Sie ist zwei Jahre später, 2008, gestorben, plötzlich, bei einem Unfall. Kurz davor hat sie mir noch einen Brief geschrieben, in dem sie versuchte, mich mit den schlimmsten Beschuldigungen, zu denen sie fähig war, zu verurteilen. Es war ein letztes Zeugnis ihrer Verzweiflung und Hilflosigkeit. Ich hatte die mühsam gezimmerte Fassade ihrer diffizilen Scheinwelt öffentlich gemacht – und damit niedergerissen.

Ich habe in meinem Buch keine Anklage geführt, es war keine Abrechnung oder Schuldzuweisung. Es war eine Analyse meiner Prägung, deren Wurzeln bis tief in den Zweiten Weltkrieg reichten. Ich wollte die eigentliche Ursache des Unrechts benennen, es greifbar machen – um es durch die Aufarbeitung in meinem Leben zu stoppen, in seiner ererbten Langwierigkeit. Das Leid des Krieges hatte auch nach 1945 meiner Familie schwer zugesetzt. Es hatte uns alle, meine Eltern, meine Schwestern, an Körper und Seele krank gemacht, in Süchte und Essstörungen getrieben, in Selbstzerstörung und Bindungsunfähigkeit. Ich hatte Bomben und Hunger nie selbst erlebt, trotzdem hatte die kollektive Traumatisierung dieser Zeit verheerende Wunden geschlagen, in meiner äusserlich sicheren und behüteten 1970er-Jahre-Kindheit. Doch mein Buch war auch die Erzählung eines geglückten Kampfes, eines gefundenen Auswegs, weg von diesem Kriegsschauplatz.

Unser Umfeld, das Verhältnis zu unseren ersten Bezugspersonen, deren Zuwendung für uns Menschen überlebenswichtig ist, lässt die Nervenzellen in unserem Gehirn erst ihre Form, ihre Netzstruktur ausbilden. Wir bestehen aus all der Liebe und all den emotionalen Enttäuschungen, all den Rollenbildern und traumatischen Erfahrungen, all der Zuwendung, Demütigung, Aufmerksamkeit, Zurückweisung und Wertschätzung, die uns besonders in

unseren ersten Lebensjahren zuteilwird. Wir sind unser Hirn, und unser Hirn entwickelt sich aus unseren Erfahrungen. Je stärker die emotionalen Bewertungsmarker unserer Erlebnisse sind, umso stärker bestimmen sie unser zukünftiges Denken und Handeln, unser Selbstbild und unsere Wahrnehmung der Welt. Doch leider sind uns diese Grundsteine unserer Lebensregulation kaum bewusst: 95 Prozent der ständig ablaufenden gelernten Bewertungsvorgänge, die Einschätzung von uns selbst in der Welt, die Einschätzung von anderen Menschen, ob wir uns verlieben oder vertrauen, all das passiert automatisch. Die Liebe unserer Eltern, ihr Lob, ihre emotionale Kälte, ihre Ängste, ihre Werte und ihre Wunden geben die Muster vor, nach denen wir unser Leben gestalten. Trotzdem glauben die meisten Menschen immer noch, sie könnten ihr Leben selbst bestimmen, wären selbst daran schuld, wenn sie scheitern oder Erfolg haben. Und trotzdem können wir mit den verbleibenden 5 Prozent unserer bewussten Reflexion unser Schicksal auch beeinflussen und unser Leben verändern. Wir müssen dafür aber die Zusammenhänge erkennen und uns den schmerzhaften Prägungen unserer Kindheit stellen – und die Schwächen unserer Eltern nicht länger mit Schweigen zu bannen versuchen.

Viele Trauergäste auf der Beerdigung meiner Mutter zeigten ebenfalls ihr Unverständnis, wie ich als Tochter so ein entblößendes Buch über meine Familie schreiben konnte; einige weigerten sich, mir zu kondolieren, mir am offenen Grab die Hand zu geben. Die Mutter eines Jugendfreundes behauptete, sie bringe sich um, wenn er auch so ein Buch über sie schreiben würde.

Es gibt oft Widerstand, wenn wir Kriegsenkel uns jetzt, in unserem fortgeschrittenen Leben, mit der Generation unserer Eltern und deren bald endendem Leben auseinandersetzen wollen.

Wir wurden zumeist zwischen 1955 und 1980 geboren: Gerade ist Halbzeit – mehr oder weniger. Viele von uns müssen sich Fehler in ihren Lebensläufen eingestehen, können nicht mehr einfach so weiterrennen in eine zunehmend bemessene, endliche Zukunft. Wir sind nicht mehr so richtig jung, doch alt sind und fühlen wir uns auch noch nicht: Jetzt ist noch Zeit, etwas zu ändern. Die Wiederholungsmuster sind längst offensichtlich. Und wer nicht den Rest seines Lebens an die fremdbestimmenden Mächte in seinem Unbewussten verlieren will, der schaut sich spätestens jetzt an, warum sich so viele Sehnsüchte unerfüllt aufgestaut haben. Und warum das Leben nicht so geworden ist, wie es werden sollte, als wir damals aufbrachen, es zu erobern. Denn damals wollten wir unsere Eltern in ihrer bürgerlichen Wohlstandsspiessigkeit weit hinter uns lassen, alles anders machen; heute erschrecken wir, wie nahe sie uns dabei immer geblieben sind. Das ist normal. Doch bei Familien, deren Schicksal besonders stark vom Krieg betroffen ist, zieht sich auch das unverarbeitete Leid, neben all den anderen kleinen und grossen Verschrobenheiten, durch die Generationen hindurch.

Unsere Eltern, die Kriegskinder, die letzten Augenzeugen des grossen kollektiven Traumas, werden gerade sehr alt und sind bald nicht mehr da. Der Druck wächst. Wenn wir mit ihnen und für uns noch etwas klären wollen, dann wird es dringend Zeit. Ihre Generation, die letzte Generation, die eigene Erfahrungen mit brennenden Städten und Leichen und Vergewaltigungen, zerrissenen Familien und Hunger und anderen menschenmöglichen Grausamkeiten hat, die dies alles selbst gesehen und gefühlt hat, nimmt diese Bilder und Gefühle gerade mit ins Grab. Diese Menschen haben damals überlebt (im Gegensatz zu vielen ihrer Generation), hatten das Privileg, zu leben und alt zu werden und all die Entwicklungen nach diesem grossen Trauma mitzubekommen. Sie



hatten das Privileg, Kinder zu bekommen und Enkel und sich etwas aufzubauen. Doch jetzt geht es trotzdem zu Ende, dieses zweimal geschenkte Leben, dessen zweite Chance oft mit so viel Elend bezahlt worden war. Bald wird es keine Gelegenheit mehr geben, sich mit ihnen über das Leid, das sie an uns weitergegeben haben, auseinanderzusetzen. Und so gibt es nur eine richtige Antwort auf die elterliche Abwehr, das kollektive Herunterspielen, Schweigen, Auskunftsverweigern der Generation der Kriegskinder: «Nur weil so viele Kinder damals im Krieg so viel Leid und Lieblosigkeit und Demütigungen und Ängste erlebt haben, war das nicht normal oder banal. Es war furchtbar, und jetzt ist spätestens die Zeit, dieses Leid und alles Leid, das daraus hervorgegangen ist, das in unsere Generation der Kriegsenkel eingesickert ist, zur Anerkennung zu bringen!»

Man sagt: Grosses Unrecht, das Menschen erfahren, und grosser Schmerz, der ihnen durch andere Menschen zugefügt wird, braucht vier Generationen, um zu heilen. Der Zweite Weltkrieg war so ein Unrecht. Vielleicht war er sogar das grösste Trauma der jüngeren Geschichte. Und die Deutschen, die diesen Krieg als Kinder erlebt haben, waren unschuldige Opfer – ohne die Gnade der späten Geburt. Ohnmächtig trugen sie all das Leid aus ihren jungen Jahren danach durch ihr gesamtes Leben. Und aus ihrer eigenen Unschuld als Kriegskinder und ihrer Verantwortung als Eltern, der sie deshalb oftmals nicht richtig gerecht werden konnten, gelangte das Leid zu uns, den Kriegsenkeln. Wir sind die dritte Generation, nach unseren Grosseltern und Eltern, nach denen, die den Krieg mitverschuldet haben, und denen, die seine ersten Opfer waren. Wir tragen nun die Staffel des Unrechts, der Lieblosigkeit und Grausamkeiten, der Selbstzweifel und Ziellolosigkeit gerade mitten durch unser Leben.

Doch wir sind auch die Generation, die die Möglichkeit hat, dieses Leid und Unrecht aufzuarbeiten, die alten Wunden zu hei-

len. Der Abstand der Jahre, die Erkenntnisse der Wissenschaft und die zahlreichen Angebote professioneller Hilfe geben uns die Werkzeuge der Verarbeitung an die Hand. Und so liegt es (seit einiger Zeit schon) in unserer Verantwortung, in der Verantwortung von uns Kriegsenkeln, das Leid endgültig zu stoppen – um es nicht auch noch in die vierte Generation weiter einsickern zu lassen.

Man könnte sogar sagen, es ist die Eigenart unserer Generation, die von Eltern erzogen wurde, die noch mit den Werten von Vaterland und Pflichterfüllung sozialisiert wurden – und von dem moralischen und emotionalen Super-GAU: Krieg, der genau daraus hervorgegangen ist. Wir sind die erste Generation, die jenseits dieser jahrhundertealten Regeln (Frauenunterdrückung, Erziehung mit dem Stock, rücksichtsloser Kriegs- und Arbeitsdienst) als eine Art Übergangsgeneration in das neue digitale Zeitalter hinein lebt. Der grosse Bruch der Werte und Paradigmen führt mitten durch unser Kriegsenkel-Dasein. So gut wie uns, der Generation Golf, Generation Barbie, Generation Schleimie und Schlümpfe, Karottenjeans, Schulterpolster und Disko, sollte es keiner Generation mehr gehen – sieht man mal von den psychischen Belastungen der vererbten, unverarbeiteten Kriegstraumata unserer Eltern ab. Und auch von der Überlastung durch den Anspruch, das «beste aller Leben» führen zu müssen – um all dem Leid unserer Eltern doch noch einen Sinn zu geben.

Doch versucht man sich der eigenen Vergangenheit zu stellen, wird man schnell zu jemandem, der die heilige Ordnung des «Ihr habt es so viel besser als wir» gefährdet. Hinterfragt man sein Unbehagen, die labilen Stabilisierungsversuche in den wirtschaftlich aufstrebenden Familien der 1960er-, 1970er- und 1980er-Jahre, den ein oder anderen Alltagshorror, wird man schnell zum Dankesverweigerer. Sätze wie: «Wir haben doch alles für euch getan, nachdem wir selbst alles verloren hatten», verstärken die Wand

aus Schweigen, an der man (mit seinen meist zaghaften Versuchen) bisher abgeprallt war.

Nein, liebe Eltern, liebe Kriegskinder, ihr habt nicht alles getan, konntet ihr gar nicht, gerade weil ihr alles verloren hattet, vor allem eure Kindheit, aber lasst uns wenigstens darüber reden und vielleicht unser aller Frieden finden, bevor ihr bald sterben werdet!

Doch unsere Eltern, die Kriegskinder, können mit den Geschichten über ihre eigenen Fehler nicht umgehen. Oft erkennen sie in unserer Aufarbeitung ihrer Fehler auch nur das eigene Leid ihrer Kindheit wieder und wehren den aufkommenden Schmerz mit dem typischen Satz ab: «Das haben wir doch alle mal erlebt, das ist doch nichts Besonderes, dann wären wir ja alle krank.»

Einige der Kriegskinder, meist unsere Väter, gehen aber plötzlich von alleine los, steigen herab in den Keller ihrer Vergangenheit. Oft vermeiden sie es jedoch, dort die wichtigen Türen zu öffnen. Sie halten ihr Leben in aufwendigen Autobiografien fest, weil sie die Deutungshoheit behalten wollen, weil ihr Leben gerade durch den Krieg bedeutungsvoll geworden ist (viele halten es deshalb sogar für gelungen). Wer das tut, hat meist – genauso wie die Verdränger – kein Interesse an einer Aussöhnung. Er will seinen Kindern nicht die Möglichkeit einer Anerkennung geben für die begangenen Fehler oder ihr Verständnis gewinnen für das eigene Leid. Im Gegenteil: Diese späten Versuche einer möglichst schmerzlosen Aufarbeitung sollen darüber hinwegtäuschen, dass jahrelang die eigenen Kinder dazu benutzt wurden, das unverarbeitete Leid mitzutragen (manchmal sogar die frühe Schuld aus Kriegseinsätzen in Kindertagen). Die Geschichte des eigenen selbst zugeschriebenen Erfolgs soll die schlimme Vergangenheit nichtig machen. Die anhaltende Unausgeglichenheit, mangelnde oder aggressive Zuwendung, existenzielle Dünnhäutigkeit und er-

presserische Dominanz werden nicht zugegeben – und können deshalb auch nicht verziehen werden.

In der aktuellen Hirnforschung erfährt langsam Anerkennung, was Psychotherapeuten schon lange wissen: Unsere Erlebnisse werden in den Nervenzellen unseres Gehirns und damit in unserem gesamten Stoffwechsel «verkörperlicht». Schlimme Erfahrungen können aufgrund von Epigenetik sogar vererbt werden – bis zu vier Generationen! Wir sind keine Maschinen, die man irgendwo in einem Leben aussetzt und die dann immer gleich funktionieren. Und wenn wir kaputtgehen, kann man uns auch nicht einfach mit ein paar Psychopharmaka reparieren. Das müssen die Neurologie und die Pharmaindustrie gerade sehr beschämt eingestehen. Psyche entsteht durch emotionale Erfahrungen mit anderen Menschen – und lässt sich auch nur durch korrigierende emotionale Erfahrungen mit anderen Menschen langfristig reparieren. Deshalb wirkt Psychotherapie über die therapeutische Beziehung, über die gute Erfahrung mit einem wohlwollenden, empathischen Therapeuten. Und deshalb ist die emotionale Aussöhnung mit den uns nahestehenden Menschen, mit denen wir die prägendsten Jahre unseres Lebens verbracht haben, so wichtig: und zwar beidseitig.

«Man kann doch nicht immer alles auf die Kindheit schieben!» Diesen Satz bekomme ich als Psychologin sehr oft zu hören. Die wissenschaftlich fundierte Antwort darauf lautet: «Doch, man kann!» Alle Studien aus der Neurologie, der frühkindlichen Bindungsforschung und der Psychotherapiewissenschaft weisen einheitlich darauf hin, dass gerade das erste Umfeld, die ersten Bezugspersonen die wichtigen Grundlagen legen für den Charakter, das Selbstbild, die Lernfähigkeit, die Beziehungsfähigkeit – sprich für alles, was uns als soziale Wesen ausmacht. Unser Hirn ist extrem anpassungsfähig an sein Umfeld. Das hat dem Menschen seinen grossen evolutionären Vorteil gebracht – und gleich-

zeitig wird es zum Verhängnis, wenn dieses Umfeld am Anfang unseres Lebens, in der Hauptprägungsphase, nicht liebevoll und bestätigend mit uns umgeht. Deshalb ist unsere Kindheit, sind unsere Erfahrungen mit den für uns überlebenswichtigen Eltern (durch deren Verhalten wir die Welt und unseren Platz darin lernen) leider *immer* an unseren langwierigen Problemen, unserem Scheitern im Leben schuld. Denn in der Kindheit müssen wir die nötige Selbststärke, den Umgang mit anderen und uns selbst, die Bewältigung von Konflikten, das Verhältnis zu unserem Körper und unseren Grenzen lernen. Oft geschieht das aber nur sehr mangelhaft. Und somit sind unsere Eltern eindeutig die Ursachen für unsere Probleme, denn sie haben uns durch ihr Verhalten keinen gesunden Umgang mit uns selbst und unserem Umfeld vermittelt.

Die weitverbreitete Beziehungsunfähigkeit der Kriegsenkel, unsere nie endende Sehnsucht und Suche nach irgendeiner ganz grossen Erfüllung, unsere Burn-outs und unsere Anfälligkeit für Werbeversprechen und Selbstzweifel werden uns gerade von unseren Eltern oft vorgeworfen. In ihren Augen sind wir verweicht, verschwenden unser Leben mit Selbstsuche oder unsinniger Rebellion: Wo wir doch alles hatten, sie sich alles vom Mund abgespart haben, nur für uns! Der latente Vorwurf: «Was macht ihr nur aus eurem Leben, ihr hattet doch alle Möglichkeiten?!», wird oft vom Beklagen des aktuellen Niedergangs gesellschaftlicher Sicherheiten begleitet. Unsere Generation weiss angeblich nicht, was sie will, hat immer zu sehr nur auf ihr Wohlergehen geachtet und kann keine funktionierenden Beziehungen mehr führen. Sie dagegen haben die Bundesrepublik aufgebaut und all die materiellen und emotionalen Durststrecken durchgestanden, die heute keiner von uns mehr bereit ist auszuhalten. Deshalb geht jetzt alles den Bach runter. Und die Frauen wollen heute alle nur noch sich selbst verwirklichen, statt Kinder zu bekommen ...

Unsere Eltern, die Kriegskinder, sind von Opfern zu Tätern geworden, haben selbst viele Fehler gemacht (unwillentlich sicher), jenseits von Nazi-Terror und Mitläuferzwang. Und oft haben sie gerade aus ihren Kindheitserfahrungen heraus nicht die Kraft, das (auf ihren letzten Metern) einzusehen. Wir verderben ihnen mit unseren Problemen ihre Lebensbilanz – ohne dass sie selbst noch davor weglaufen könnten.

Nach dem Krieg gab es eine Menge aufzubauen und es gab wenige Regeln und viele Möglichkeiten. Oft wird das in den Vorwürfen gegenüber uns oder sogar gegenüber der heutigen Jugend (den Kriegsurenkeln) vergessen. Keiner hat nach Diplomen und Zulassungen gefragt. Es gab viele Löcher, viel freie Fläche, die gefüllt werden mussten, und noch mehr Konsumbedürfnisse. Wer nichts mehr hat, kann viel erträumen, hat Motivation und klare Ziele für sein Leben. Wer alles hat, fragt sich, warum er trotzdem so unglücklich ist, und schreibt das schnell der eigenen Unfähigkeit zu. Kriege erleben wir heute nur noch als Zuschauer vor dem Fernseher. Dafür ist die Sinnsuche für uns Kriegsengel zu einer Art Krieg geworden. Die Unsicherheit eines Lebens im globalen Neokapitalismus mutet oftmals schon wie die Bedeutungslosigkeit eines Lebens im Krieg an.

Wir zittern zunehmend um unsere Jobs, auch wenn wir immerhin noch ziemlich leicht welche gefunden haben – genauso wie wir noch studieren konnten, was wir wollten, ohne uns von Entlassungswellen, Dauerkürzungen und Rentensorgen irritieren lassen zu müssen. Für die Jugend heute, die Kriegsurenkel, bleiben scheinbar gar keine Träume mehr übrig. Es geht nur noch darum, halbwegs in Würde angesichts der immer unmittelbareren Umweltzerstörung, bedroht durch die ständige Vorläufigkeit von Praktika und Beziehungen, zu überleben.

Auch wenn wir Nachkommen uns nicht vorstellen können, in einem Krieg wie dem Zweiten Weltkrieg zu überleben:

Unsere Eltern können sich oftmals nicht vorstellen, heute zu überleben, heute eine Familie durchzubringen; sie ertragen die Perspektivlosigkeit ihrer Enkel nicht, die Machtlosigkeit, mit der man die Zerstörung aller Ressourcen beobachten muss, die Fragmentierung der Lebensbedingungen und die daraus hervorgehende Erlebnisverdünnung und die völlige Infragestellung von Ruhe und Rente. Das Wirtschaftswunder der Nachkriegsjahre, mit seinem Anspruch an stetig wachsenden Wohlstand als Grundlage unserer Kultur, ist die Ursache für viele Bedrohungsszenarien heute. Die Endlichkeit beherrscht jedes Leben, auch ohne Krieg und auch schon in jungen Jahren. Wie weit steht die Fremdbestimmung durch den zunehmenden Mangel an Möglichkeiten und Chancengleichheit hinter der Fremdbestimmung durch traumatische Erlebnisse zurück?

Oft gelingen uns grundlegende Veränderungen erst, wenn nichts mehr geht, Körper und Psyche völlig streiken und wir die eigene Hilflosigkeit in ihrem ganzen Ausmass begreifen müssen. Dann kommt die Ohnmacht zutage, die Trostlosigkeit unserer Kindertage, die Fremdbestimmung durch seltsame Regeln und all die Lieblosigkeiten, die uns zugemutet wurden. Sie haben den Grundstein gelegt für die ewigen Zweifel an uns selbst, für die Verzweiflung angesichts unserer unerfüllten Sehnsüchte, gescheiterten Beziehungen und begrabenen Hoffnungen. Die Schwere der eigenen Vergangenheit, die Missstände unserer Kindertage sind toxische Giftfässer, die man nicht gerne anrührt. Ich spreche hier von und für uns *und* unsere Eltern.

Seit dem Erscheinen meines Buches *Ich, Rabentochter* 2006 ist viel passiert. Besonders, dass es unter den überraschend vielen Lesern so viele Menschen meiner Generation gibt, die ähnliche Erfahrungen mit ihren Kriegskinder-Eltern gemacht haben, hat für mich viel verändert. Die Einsicht, dass der Kampf mit den Altlasten des Krieges in unseren spätgeborenen Leben so verbreitet

ist, hat mir das Gefühl genommen, bloss eine hysterische Einzelkämpferin zu sein. Ich war plötzlich nicht mehr allein mit meinem Unbehagen, meinen inneren Kämpfen – und auch nicht mit meinem Anspruch, mich den Schmerzen und Problemen irgendwie sinnvoll zu stellen. Es gab andere, die auch beharrlich versuchten, sich einen Reim darauf zu machen, warum ihnen, trotz Überflusses und äusserlicher Freiheit, das Leben nicht so richtig gelingen wollte.

Leid ist nicht vergleichbar, sagt man, aber vergleichbares Leid schafft Erleichterung: Es gibt andere Menschen, wildfremde Menschen, die wissen, wie es mir geht. Sie haben mir Briefe und E-Mails geschrieben. Es gibt zahlreiche Menschen, die können die so schwer in Worte zu fassenden Alltagslasten, die ihre Wurzeln tief in der Vergangenheit des Krieges haben, nachvollziehen. Sie verstehen wirklich, wovon ich rede und schreibe. Und mittlerweile gibt es viele Bücher, die gegen die Fassade aus Schweigen und Abwehr gerichtet sind.

Borderliner schaffen es nicht, selbst Verantwortung für ihr Verhalten zu übernehmen. Trotzdem behält man als Borderliner-Kind immer die Hoffnung, es möge doch noch ein Wunder geschehen und die eigene Mutter hat ein Einsehen. Selbst als Psychologin, als Fachfrau verliert man diese Hoffnung nie ganz. Als meine Mutter starb, ohne dass mit ihr zuvor wirklich eine Versöhnung möglich war, hat es mir viel Kraft gegeben zu wissen, dass ich nicht die Einzige war, die den Tod eines Elternteils mit gemischten Gefühlen wahrnahm. Ich konnte nicht einfach nur pflichtgemäss traurig sein, sondern war auch irgendwie unglaublich befreit, gleichzeitig misstrauisch lauernd auf späte Strafen, für meine Wahrheit, meine veröffentlichte Aufarbeitung. Nach dem Tod meiner Mutter lag meine Versöhnung mit ihr nun unausweichlich in meinem eigenen Ermessen.

Ich hatte zu diesem Zeitpunkt die Königsteiner Welt schon lange verlassen, war meinen eigenen Weg gegangen, der (in der



Kurzfassung) hauptsächlich aus einem Philosophie- und Psychologiestudium (einer meiner Schwerpunkte war Borderline), einer sehr langen Psychoanalyse (fast 700 Stunden, fünf Jahre lang viermal die Woche auf der Couch) und einer Karriere vor der Kamera (in diversen Funktionen) bestand. Mithilfe meiner Analytikerin haben wir mir die Selbstmordgedanken und Versuche ausgetrieben und die permanente Erschöpfung und auch Verzweiflung, dass das Leben nie so war, wie es sein sollte. Ich musste danach nicht mehr in meinen Fantasien von einem perfekten Leben überwintern, ich hatte zum Glück zur rechten Zeit den richtigen Ausgang gefunden. Doch was sich hier so leicht hinschreiben und lesen lässt, war ein harter, langer Kampf, eine späte Schlacht des Zweiten Weltkrieges: Gegen die alten Ängste, gegen das ewige Misstrauen, die emotionalen Schwankungen und Schuldgefühle und gegen die masslose Wut: Ich gegen meine Mutter in mir; ich gegen mich, um mein Leben.

Meine Mutter sass tief (wie alle Mütter); es war sehr aufwendig und schmerzlich, sie da hinauszuerwerfen. Warum hatte gerade ich so eine kranke, traumatisierte Mutter? Warum wurde mir all das Unrecht, das sie an mir begangen hat und das ihr selbst widerfahren war, nie wiedergutmacht? Warum gab es nichts und niemanden, keinen Erfolg, keine Liebe, keinen Menschen, der mir endlich all die Wunden heilte? Warum musste ich jetzt auch noch, nach dieser überfordernden Kindheit, selbst die Verantwortung für mich und mein Leid übernehmen, damit mein Leben nicht vollends den Bach runterging? Warum durfte sie für ihre Kriegserlebnisse uns Kinder als Überlebensstütze, als emotionalen Mülleimer missbrauchen, während ich selbst mich nicht so einfach drücken konnte vor der schmerzvollen Aufarbeitung? Was für eine Ungerechtigkeit! Das Schicksal ist wirklich ein mieser Verräter! Erst später, im Verlauf meiner Therapie und des Lebens danach, als mein eigenes Elend nicht mehr permanent alles über-

schattete, konnte ich langsam anfangen, das ihre zu verstehen und anzuerkennen.

Es wird immer Menschen geben, die leichtere Leben haben. Sie fahren in den Urlaub und kommen nach Hause, und nichts ist passiert. Sie haben Identitäten, die funktionieren, sie sind nett zu ihren Kindern. Ich habe mich daran gewöhnt, dass es so etwas gibt. Trotzdem werde ich die Habachtstellung nicht los, dass alles, was heute in meinem Leben gut funktioniert, meine Beziehungen, mein Beruf, morgen plötzlich vorbei sein kann: Dieses Gefühl wird als Tochter einer Borderliner-Mutter immer wie eine Narbe in meiner Psyche bleiben. Mangelndes Urvertrauen ist typisch für Borderliner-Kinder und für viele andere Kriegskinder und Kriegsenkel. Meine Mutter ist tot, ein Teil ihrer Angst lebt weiter in mir. Es ist nicht das Böse oder Gemeine oder Rücksichtslose. Es ist etwas, das mich Mitgefühl haben lässt mit ihr, weil ich dadurch nachempfinde, wie es ihr ergangen ist – und dabei hatte ich doch viel mehr Hilfe.

Heute kann ich die Vergangenheit einsperren hinter die Zäune meines Wissens über Psychologie und Neurologie, die Vorgänge des emotionalen Erinnerns und Verarbeitens. Ich habe den Zugriff meines Bewusstseins auf meine Geschichte ständig erweitert, habe dieses Wissen zum Beruf gemacht, Bücher geschrieben, immer wenn mir wieder ein Zusammenhang klar geworden ist. Ich habe mittlerweile viele Wände aus schöner Erfahrung um meine Kindheit gebaut, Mauer um Mauer gezogen, um dem fehlenden Urvertrauen seine Macht zu nehmen. Auslöschen werde ich es wohl nie ganz. Ich hatte lange darauf gehofft. Die Forschung und meine Erfahrung sprechen leider dagegen.

Heute erzähle ich mir die Geschichte meiner Mutter in einer neuen, abgeänderten Version: Sie war immer sehr stolz gewesen, als armes Flüchtlingskind aus dem Sudetenland sich in einer schicken Kleinstadt wie Königstein behauptet zu haben. Sie war eine

sehr schöne Frau mit vielen Verehrern, selbst noch mit 65 Jahren, als sie starb. Sie hatte einen guten Mann geheiratet, der zwar durch seine eigenen Kriegserlebnisse emotional unzugänglich war, aber wenigstens die Verantwortung für sie und uns Kinder übernommen hatte und bei ihr blieb. Obwohl sie meinen Vater dann für seinen besten Freund verliess (auf denkbar unguete Weise), kann man sagen, dass sie mit ihrem zweiten Mann ziemlich glücklich war – soweit das mit ihrer Krankheit möglich ist. Sie hat ihre letzten Jahre auf Weltreisen verbracht, von denen sie immer geträumt hatte. Ich glaube heute, dass sie mit der Bilanz ihres Lebens – vor sich selbst zurechtgebastelt, wie sie sich ihre seltsame Weitsicht immer zurechtgebastelt hatte – am Ende ganz zufrieden war. Mehr kann man von einem Kriegskind, das durch seine schrecklichen Erlebnisse in frühen, ohnmächtigen Kindertagen zur Borderlinerin wurde, nicht erwarten. Das weiss ich als Psychologin. Und ich glaube es auch als Tochter.

Es gab übrigens auch andere Menschen in Königstein: Sie nahmen mich auf der Beerdigungsfeier zur Seite und flüsterten mir zu, dass sie durch mein Buch verstanden hätten, wie krank meine Mutter war, dass sie sich nach der Lektüre endlich ihr viel zu emotionales, häufig dissonantes Verhalten erklären konnten – und dass es ihnen furchtbar leidtäte, nie nachgefragt zu haben. Aber man hätte selbst solche Problemfälle in der Familie und könne es daher nachempfinden. Eine Freundin meiner Mutter sagte: «Wir haben uns schon immer gefragt, wie es wohl euch Kindern ergeht, wenn deine Mutter mal wieder so einen dramatischen Auftritt im Tennisklub hingelegt hat, weil sie wie immer zu spät war und wir schon ohne sie zu spielen begonnen hatten.»

Man spielte Tennis in Königstein, traf sich zum Burgfest und gab mit seinen funktionierenden Kindern an, verschwieg die Essstörungen, die Sitzenbleiber und die Fahrerfluchten unter Alko-

holeinfluss und tat sich gegenseitig nicht zu sehr weh. Es gab überall Leichen in den Kellern, und wenn auch gerne und zum Teil sehr böse geklatscht wurde, diente dies mehr dazu, sich mit den Fehlern der anderen vor der Aufdeckung der eigenen zu schützen.

Unseren Eltern einfach nur die Schuld zuzuschreiben, hat noch niemanden geheilt. So unfähig und unfair, so schwach und hilflos unsere Eltern auch waren, sind sie selbst nur ein Teil in der langen Kette von generationsübergreifenden Missständen. Wir müssen ihre Schuld an unseren Problemen zur Anerkennung bringen, solange wir noch können, solange sie noch leben, sofern sie die Kraft dafür haben. Aber dann müssen wir die Verantwortung für uns und unser Schicksal und all die Ungerechtigkeiten, die uns (letztendlich unerklärlich) zugemutet wurden, selbst übernehmen. Es wird niemals jemand kommen, der uns diese falsche Liebe unserer Eltern *wiedergutmacht*. Wenn wir Glück haben, können wir uns mit unseren Eltern so weit über das Geschehene verständigen, dass wir merken, dass sie ihre Fehler begreifen, dass sie einsehen, dass sie mit ihrem Verhalten uns das Leben schwer gemacht haben. Eine Entschuldigung ist selten. Und so bleibt uns nur unser Bemühen, es auf eigene Faust und ohne Wiedergutmachung und oft auch ohne Anerkennung von unseren Eltern besser zu machen – und das Unrecht nicht durch unser Leben weiterzuvererben an unsere Kinder.

**DEUTUNG**

*Michael Schneider*

## EINE GENERATION IM DAZWISCHEN: WARUM DIE BABYBOOMER EINE AUFGABE HABEN UND SICH IMMER NOCH UNTERSCHÄTZEN

Ich selbst gehöre zur Generation der Kriegsenkel und deutschen Babyboomer. Mein Geburtsjahrgang ist 1960. Nach langjährigen Tätigkeiten in der Industrie im In- und Ausland bin ich seit einigen Jahren auch in der Erwachsenenbildung tätig. Ich habe bis Ende 2013 unter anderem die Akademie Sandkrughof in der Nähe von Lauenburg geleitet, die bei der Entstehung des Themas «Kriegsenkel» eine wichtige Rolle gespielt hat.

Ich äussere mich zum Thema nicht als Wissenschaftler, der ich nicht bin, sondern aus dem praktischen Erfahrungswissen von jemandem, der von den behandelten Themen selbst betroffen ist, der inzwischen eine Vielzahl anderer Betroffener kennengelernt und sich mit ihnen ausgetauscht hat und der sich inhaltlich engagiert, auch ganz konkret im Vorstand eines Vereins.

Meine Beschäftigung mit Generationenthemen geht zurück auf eine Seminarreihe, die 2007 im Sandkrughof begann. In der Akademie hatte sich ein Schwerpunktthema entwickelt, das sich zunächst der Generation der Kriegskinder, also den 1930-1945 Geborenen widmete und später dann auch den Kriegsenkeln zuwandte, den Kindern der Kriegskinder.

Die Gruppe der Kriegsenkel ist in grossen Teilen identisch mit der Bevölkerungsgruppe, die wir in Deutschland die «geburten-

starken Jahrgänge» nennen oder eben neudeutsch auch die «Babyboomer». Für das Allgemeinwissen ist es sicher interessant zu erfahren, dass der Begriff Babyboomer nicht etwa einer reisserischen Zeitungsheadline entstammt, sondern ein häufig beobachtetes demografisches Phänomen bezeichnet, und zwar den Geburtenanstieg nach dem Ende kriegerischer Auseinandersetzungen, sowohl bei den Gewinner- als auch bei den Verliererstaaten. In den USA zum Beispiel gab es infolge des Endes des Zweiten Weltkrieges schon ab 1945 einen sprunghaften Anstieg der Geburten und damit auch eine ganz eigene Babyboomer-Generation, denen wir unter anderem die Hippiekultur verdanken. Diesen Anstieg haben wir zehn Jahre nach dem Ende des Krieges von 1955 und bis 1965 auch in Deutschland erlebt. Sowohl in den USA wie auch in Deutschland verlangsamte sich das demografische Wachstum ab Mitte der 1960er-Jahre infolge der Einführung der Antibabypille nachhaltig und mit den bekannten Folgen.

Was erlaubt es uns eigentlich, von einer Generation «Kriegsenkel» oder «Babyboomer» zu sprechen? Im Geschichts- oder Biologieunterricht haben wir gelernt, eine Generation dauere 30 Jahre. Wie kommt man nun zu einer kleinteiligeren Betrachtungsweise, die uns die Differenzierung zwischen einer Kriegskinder- und Kriegsenkel-Generation erlaubt? Darauf eignet sich als Antwort eine etwas subtilere Definition des Generationenbegriffs, die wir dem Soziologen Karl Mannheim verdanken. Er hat sie in den 1920er-Jahren in seiner Schrift über *Das Problem der Generationen* einleuchtend ausgeführt. Seine Definition sieht eine Generation charakterisiert durch gemeinsame Generationenerlebnisse, also prägende Ereignisse in Kindheit und Jugend, die Einfluss auf ganze Geburtsjahrgänge haben. Bei einem rapiden sozialen Wandel, wie einem Krieg etwa, kann eine Generation demnach innerhalb eines relativ kurzen Zeitraums die für sie charakteristische

Prägung annehmen. Nach Mannheim besteht der Generationen-zusammenhang in einer inneren Verbindung, die in der Teilhabe sowohl an den gemeinsamen Schicksalen als auch an den geistigen Strömungen der jeweiligen Zeit besteht.

Für die Angehörigen der geburtenstarken Jahrgänge, die mein Thema sind, muss allerdings festgestellt werden: Es ist nicht leicht, für die Generation der deutschen Babyboomer Prägungen im Sinne Mannheims auszumachen. Reinhard Mohr, Schriftsteller und früher auch Journalist bei der *Zeit* und beim *Spiegel*, beschreibt die Babyboomer eher als Zaungäste der Geschichte, eingeklemt zwischen 68ern und Generation Golf, Nachhut der Strassenkämpfer und Vorhut der Digital Natives.

Echte Niederlagen aufgrund historischer Ereignisse musste die Generation in ihrer Jugend nicht hinnehmen, ebenso wenig erfuhr sie Zugewinne aus besonderen positiven Entwicklungen. Als die Mauer fiel, waren die Babyboomer aus der Prägephase eigentlich heraus.

Eine Generation im Niemandsland, im Dazwischen also?

Manche Autoren und Psychoanalytiker charakterisieren die deutschen Babyboomer folglich gerne als eigenschaftslos und desillusioniert, geprägt eher von einer Haltung der Indifferenz, ohne Veranlassung, die Gesellschaft zu verändern oder wenigstens ihrerseits zu prägen, weil der Leidensdruck dazu nicht ausreichende beziehungsweise ausgereicht habe.

Der Journalist Stefan Willeke, selbstjahrgang 1964, meinte einmal, es gebe eigentlich nicht viel über uns zu sagen. Wirklich Erstaunliches könne nicht berichtet werden. Wir hätten ab und zu Geburtstag, das sei eigentlich schon alles. Zu diesen Festen kämen dann allerdings 150 Leute.

Damit charakterisiert er unsere Generation einerseits als eher unauffällig, andererseits spricht er feinsinnig ein markantes Spezifikum der Babyboomer an, das an erster Stelle prägend für ihren



Sozialisationstypus wurde, und zwar ihre Anzahl, ihre schiere Masse. Davon kann man sich eine bessere Vorstellung machen, wenn man die Zahlen des Geburtsjahrgangs 1964 in Vergleich zu denen des Jahres 2013 setzt. 1964 war der geburtenstärkste Jahrgang, den es in Deutschland jemals gegeben hat und der sich 2014 zum 50. Mal jährte. Das Jahr 1964 bestätigte in besonderer Weise den Ausspruch Adenauers: «Kinder kriegen die Leute immer!» (Dass dies nicht so geblieben ist, hat er nicht mehr erlebt.)

1,357 Millionen Lebendgeburten 1964 in der damaligen Bundesrepublik mit 60 Millionen Einwohnern stehen 673'500 Geburten in Gesamtdeutschland im Jahr 2013 mit rund 80 Millionen Einwohnern gegenüber, oder zum besseren Vergleich: Auf 1'000 Einwohner kamen 1964 noch 22 Geburten, 2013 waren es nur noch acht. 1964 gab es also jeden Monat Bevölkerungszuwächse in Höhe der Einwohnerzahl einer Stadt wie Siegen.

Das vorrangige Grundcharakteristikum dieser Generation, nämlich ihre ungeheure Anzahl, hat ihr den Weg durchaus nicht nur mit Rosen gepflastert. Aus sozialpsychologischer Perspektive wurde schon angenommen, dass wegen der grossen Zahl Gleichaltriger im Verhältnis zu anderen Altersgruppen eine Urerfahrung der Masse stattgefunden haben muss, die nicht ohne Folgen für die Persönlichkeitsentwicklung geblieben sein kann. Begriffe wie Rudel oder Schwemme sind mit dem Phänomen der Anzahl dieser Generation verbunden. Einige Theorien behaupten, dass als Folge dieser Erfahrungen ein übertriebenes Konkurrenzverhalten in die ihr angehörenden Individuen eingewandert ist, was ich persönlich nicht glaube. Eher zutreffend scheint mir die Ansicht des Journalisten Stefan Willeke, dass ein Babyboomer die Gruppe zu schätzen weiss, vor allem, wenn ihre Mitglieder gleichaltrig sind. Man ist in der Lage, sich in der Gruppe zurückfallen zu lassen auf einen

hinteren Rang, ohne sich ständig bedroht zu fühlen. Die Babyboomer sind in der Regel eher nette und verträgliche Leute, und das ganz besonders untereinander.

Von diesem Bevölkerungstsunami bedroht und in Konkurrenz zu ihm fühlte sich wohl eher die Generation der Aufbau- und Wirtschaftswundergeneration. Seltsam paradox, denn schliesslich handelt es sich dabei oft um die Eltern der Babyboomer. Aber die nach schwerer Zeit mühsam errungenen materiellen und sozialen Besitzstände von den Heuschrecken aus der eigenen Brut aufgefressen zu sehen, war wohl nicht jedermanns Sache.

Nur am Rande: Neben Konkurrenz könnte tief im elterlichen Seelensediment auch Neid eine gewisse Rolle spielen. Der Wohlstand nämlich, den die Eltern mit Wiederaufbau und Wirtschaftswunder erst geschaffen haben und von dem ihre Kinder nun profitieren, stand ihnen selbst nicht zur Verfügung, als sie im gleichen Alter waren.

Deshalb wohl auch aus ihrer Sicht verständlich, dass die Babyboomer von ihren Altvorderen in vielfacher Weise in die mageren Warteschleifen auf dem Weg zu den Fleischtöpfen der Gesellschaft geschickt wurden. Ob das die Unterbringung in schnell errichteten formalinverseuchten Schulbaracken betraf, das Numerus-clausus-System an den Universitäten, die bis in die 1980er-Jahre hinein exorbitanten Wehr- und Zivildienstzeiten, die Einführung eines Praktischen Jahres in der Medizinerausbildung oder andere Zwangspraktika. Für die Mädchen, die man ja zum Wehrdienst nicht heranziehen konnte, wurde ausgerechnet 1964 auch noch das Freiwillige Soziale Jahr erfunden. Selbst die inzwischen notwendig gewordene Eigenfürsorge für die Rente hat hier ihre Ursachen. Alternativ dazu wäre ja auch beizeiten an eine Mässigung bei der Rentenentwicklung der Vorgängergeneration zu denken gewesen; zugegebenermassen keine Massnahme, mit der

man sich als Politiker viele Freunde unter den Bald-Rentnern gemacht hätte. An diesem Punkt sind die Babyboomer tatsächlich von ihren Eltern düpiert worden.

Was immerhin wissenschaftlich nachgewiesen wurde, ist, dass die Babyboomer zur ersten Generation mit zum Teil «prekären Berufsbiografien» im Nachkriegsdeutschland wurden, wie der Soziologe Heinz Bude formulierte. Das lebenslange Normalarbeitsverhältnis war zu den Zeiten, als die Babyboomer auf den Arbeitsmarkt drängten, kein Regelfall mehr. Die Ölkrise und die schiere Anzahl der Mitglieder der geburtenstarken Jahrgänge wiesen sie aus dem Paradies der Vollbeschäftigung. Als der erste Schwung der Generation der vielen Mitte der 1970er-Jahre Abitur machte, zu Zeiten des grossen Bildungsaufstiegs, hatten Eltern und Lehrer ihnen immer noch Gelassenheit vermittelt: Einen Beruf kriegt ihr immer! Das liess die Studienwahl oft zur Neigungsentscheidung werden. Nur die Ängstlichen wählten Jura oder BWL, um sich auf jeden Fall einen auskömmlichen Platz in der Arbeitswelt zu sichern. Die anderen machten es wie der junge Michael Diekmann, Jahrgang 1954, und studierten erst einmal Philosophie, getreu dem Motto: Allianz-Chef kannst du hinterher immer noch werden. Dass dann doch nicht alle von ihnen Allianz- oder Telekom-Chef (René Obermann, Jahrgang 1963) geworden sind, liegt vor allem, aber nicht nur, an ihrer grossen Zahl. 1973 stieg der Ölpreis von rund drei auf fünf Dollar je Fass, weil die OPEC das infolge des Jom-Kippur-Krieges so verhängte. Die Deutschen verordneten sich ein Sonntagsfahrverbot auf den Autobahnen, und die ganze Welt rutschte in den wirtschaftlichen Stillstand bei gleichzeitig steigender Inflation. Eine ungemütliche Gemengelage. Aufgewachsen im Paradies der Vollbeschäftigung ging die Nachfrage nach arbeitenden Menschen genau in jenem Moment dramatisch zurück, als die Babyboomer, darunter immer mehr Frauen, auf den Arbeitsmarkt drängten.

Ich erinnere mich gut an die aufrüttelnden Titelblätter der Magazine in den Auslagen der Bahnhofskioske Mitte der 1970er-Jahre: «Jetzt 700'000 Arbeitslose, 800'000 – bald eine Million Arbeitslose.» Noch nicht einmal Lehrerstellen gab es für die vielen Germanisten und Anglisten, denn durch den Pillenknick von 1965 war auch der Bedarf an Pädagogen geschrumpft. Ein akademisches Proletariat von Taxifahrern wurde zum Schreckgespenst dieser Generation und dem ihrer Eltern, die befürchteten, bis Sankt Nimmerlein für sie aufkommen zu müssen.

Der Gerechtigkeit halber sei erwähnt, dass es die Babyboomer der DDR in dieser Hinsicht zwar später, aber dafür doch ganz besonders hart getroffen hat: Als die Mauer fiel, waren sie schon um die 30 Jahre alt, zu alt, um dem Leben noch einen neuen Dreh zu geben. Ihnen blieb in vielen Fällen nur der Weg über die Kurzarbeit und den zweiten Arbeitsmarkt in die Frühverrentung. Man möchte sie in der Breite tatsächlich eine verlorene Generation nennen.

So viel mag zur Charakterisierung der Generation der geburtenstarken Jahrgänge in Ost und West als einer «Generation der vielen» genügen und damit der Schwenk zu dem anderen Spezifikum, das mir und vielen anderen erst in den letzten Jahren aufgegangen ist. Dafür greife ich den am Anfang schon genannten Gattungsbegriff «Kriegsenkel» wieder auf. Wer diese Bezeichnung eingeführt hat, ist mir leider nicht bekannt. Ich habe ihn das erste Mal im Buch *Ich, Rabentochter* von Katharina Ohana aus dem Jahr 2006 gelesen. Inzwischen hat er sich über vielerlei Publikationen im öffentlichen Diskurs etabliert. Die bekannteste Veröffentlichung ist das gleichnamige Buch der Kölner Autorin Sabine Bode. Auf der SpzegeZ-Bestsellerliste 2014 waren dieses Buch und sein Vorgänger über die Kriegskinder viele Wochen hintereinander vertreten. Erstaunlich eigentlich, denn das Buch über die Kriegskinder ist bereits 2004 erschienen und das über die Kriegs-

enkel 2009. Tatsächlich handelt es sich hier weniger um Best- als um Longseller, die sich über lange Zeit kontinuierlich von den Graswurzeln aus in die Spitzenränge der Verkaufszahlen entwickelt haben. Für mich ist das ein deutlicher Hinweis darauf, dass sich eine offensichtlich wachsende Käuferschaft von einem gesellschaftlichen Thema angesprochen fühlt, von dem sie bis vor wenigen Jahren noch keine Ahnung hatte.

Als «Kriegskinder» bezeichnet man, wie eingangs bereits erwähnt, die Jahrgänge 1930 bis 1945. In dieser Zeit wurden Menschen geboren, die als Jugendliche, Kinder oder Säuglinge Erfahrungen mit Kriegshandlungen, Bombenkrieg, Flucht, Vertreibung oder dem Tod naher Angehöriger machen mussten. Nach den heutigen Kenntnissen der Traumaforschung muss man davon ausgehen, dass die Angehörigen dieser Gruppe posttraumatische Belastungsstörungen unterschiedlichen Grades davongetragen haben, die mangels Kenntnis und Ressourcen fast vollständig unbearbeitet geblieben sind. Als «Kriegsenkel» werden die Kinder der «Kriegskinder» bezeichnet. Hierbei handelt es sich grob um die Jahrgänge 1960 bis 1975. Sie sind zu grossen Teilen deckungsgleich mit den zuvor beschriebenen geburtenstarken Jahrgängen der Babyboomer. Die Forschung hat sich in unterschiedlicher Weise seit etwa zehn Jahren der Fragen um die Kriegskindheiten in deutschen Familien angenommen. Seit etwa sechs Jahren werden auch die Kriegsenkel thematisiert.

Pionier auf dem Gebiet der Erforschung der Folgen von Kriegskindheiten war der frühere Ordinarius für Psychiatrie an der Universität Kassel, Hartmut Radebold. In seinem empfehlenswerten Buch *Die langen Schatten unserer Vergangenheit* beschreibt er zum einen die Sozialisation der verschiedenen Kriegskinder-Kohorten und zum anderen, zu welchen existenziellen Verunsicherungen und Charakterprägungen die Erfahrungen des

Kriegsgeschehens im weiteren Leben bei ihnen geführt haben. Hartmut Radebold stand auch einer Gruppe von Zeithistorikern und Humanwissenschaftlern vor, die, nach dem Vorbild von Soziologen und Medizinerinnen in Israel, die die Biografien der sogenannten zweiten Generation nach dem Holocaust erforschten, sich mit den Fragen von transgenerationalen Weitergaben an die Nachfahren der deutschen Kriegserlebnisgeneration beschäftigten. Sie fanden Hinweise darauf, dass sich die Belastungen nicht an die Generationengrenzen gehalten hatten und dass die Nachgeborenen auf unterschiedliche Weise am Schicksal der Elterngeneration mittragen.

Ob es auf eindrückliche Art oder subtil, bewusst oder unbewusst zu Weitergaben gekommen ist: Für mich und eine wachsende Zahl anderer Betroffener ist es inzwischen evident, dass sich Belastungen, die eine Generation erfahren hat, auch in der Folgegeneration abbilden können. Oft bedarf es der Bearbeitung und der Unterstützung anderer, um die Zusammenhänge aufzuspüren und zu verstehen. Diese Erfahrung habe ich zahlreich in der Seminararbeit gemacht. Dafür ein paar Beispiele. Da geht es etwa um die Weitergabe von Lebensmustern, die genuin etwas mit Aufträgen zu tun haben, die kriegsgeprägte Eltern ihren Kindern mit auf den Weg geben: etwa der Karriereweg, der immer wieder Brechungen erfährt, weil es die Betroffene nirgendwo lange aushält. In der Genogrammarbeit stellt sich dann das Flüchtlingschicksal der Mutter heraus, die ihrem Kind den Spruch mit auf den Weg gab: Ankommen ist gefährlich!

Oder die Enkelin, die ihre Freiberuflichkeit den wesentlich besser dotierten Angeboten zur Festanstellung bei grossen Organisationen vorzieht, parallel zur Strategie des hoch qualifizierten Grossvaters, der sich im Krieg immer wieder subaltern in der Etappe duckte, um so dem Einsatz an der Front zu entgehen. Oder die Mutter aus Schlesien, die ihrem Sohn einschärfte: Bildung ist

das Einzige, was man dir nicht nehmen kann – seit Jahren dreht sich bei ihm das Karussell immer neuer Aus- und Fortbildungen, ohne dass ihm das inzwischen noch Vorsprünge auf seinem Berufsweg bringen würde.

Die langen Schatten der Vergangenheit fielen und fallen aber auch ganz unspektakulär in der Art einer eingetrübten Grundstimmung auf das Verhältnis vieler Kriegsenkel zu ihren Eltern. Sie sind oft einfach nicht gut, die Beziehungen zueinander, auch ohne dass das gleich in den offenen Kampf münden würde, wie das bei den 68ern der Fall war. Eher könnte man sie als von einer sprachlosen Entfremdung geprägt beschreiben. Sabine Bode berichtet in ihrem Kriegsenkel-Buch mehrfach davon, dass sich viele der von ihr befragten Generationenvertreter noch nie Gedanken über die möglichen Ursachen gemacht hätten, die zu den von ihnen kritisierten unbegreiflichen oder seltsam scheinenden Eigenarten beziehungsweise Verhaltensweisen ihrer Eltern geführt haben könnten: nämlich deren Erfahrungen im Krieg und den schlimmen Jahren danach. Obwohl doch gerade die Auseinandersetzung mit solchen Erfahrungen eine Brücke zum Verständnis der eigenen Lebensgeschichte schlagen könnte.

Es strapaziert das Weltbild von uns aufgeklärten Menschen, wenn wir uns in die Vorstellung hineindenken, eine Generation habe auf oft unklare Weise am Erbe ihrer Vorgänger zu tragen, und zwar in einem anderen als moralischen Sinn. Ich möchte trotzdem dafür eintreten, sich mit diesem Gedanken anzufreunden. Wenn man die Belastung imaginiert, die sich da von den Kriegskindern auf den Weg zu den Kriegsenkeln gemacht haben könnte, findet man vielleicht auch einen Zugang, wie sich die Entlastung von solcher Bürde anfühlen muss. Mit dieser Entlastung kommen Kriegsenkel schon dort spürend in Kontakt, wenn sie erkennen, dass nicht alles, woran sie tragen, aus der eigenen Biografie herrührt. In den sozialen Netzwerken im Internet lese ich

von diesem Effekt fast täglich. Genauso sieht es in Seminaren und auf Tagungen aus, die der Kriegsenkel-Verein organisiert, in dem ich mich engagiere. Positive Nebenwirkung ist dabei übrigens oft, dass das Verständnis für die Elterngeneration wächst.

Sabine Bode schreibt in ihrem Vorwort zum Buch *Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation*: «Hatte man sich bis dahin als Generation ohne Eigenschaften gesehen, verblüffte und erleichterte die Kinder der Kriegskinder der Gedanke, offenbar doch generationsspezifische Probleme zu haben. Sie zogen daraus den Schluss, es könne sich lohnen, einem Themenkomplex auf den Grund zu gehen, der in der eigenen Altersgruppe auffällig oft anzutreffen ist.»

Viele haben das schon getan, viele scheinen im Begriff zu sein, das zu tun. Dafür ist neben dem Erfolg der Bücher von Sabine Bode und anderer Autoren wie Anne-Ev Ustorf oder Bettina Alberti für mich ein auffälliger Indikator, wie sich die Bearbeitungszeiten in der Wehrmachtsauskunftsstelle in Berlin verlängern. Dieses Archiv ist oft die erste niedrigschwellige Anlaufstelle für die Familienrecherche. Als ich vor fünf Jahren meinen eigenen Auskunftsantrag zur Wehrmachtlaufbahn meines Grossvaters stellte, erhielt ich innerhalb von drei Monaten die Rückantwort. Inzwischen haben sich die Laufzeiten auf über ein Jahr verlängert.

Ich fasse zusammen: Die deutschen Babyboomer der Jahrgänge 1955 bis 1975 sind eine zahlenmässig starke Bevölkerungsgruppe, die sich bislang relativ unauffällig in der Mitte der Gesellschaft bewegt. Geprägt sind sie durch positive wie negative Erfahrungen im Zusammenhang mit ihrer grossen Anzahl, andererseits durch Belastungen, die sie als Kinder der Kriegskinder in unterschiedlicher Weise von ihrer Elterngeneration übernommen haben. Sie haben begonnen, sich mit diesem Erbe auseinanderzusetzen. So weit bis hierher.



Was darf man von dieser Generation eigentlich noch erwarten, welche Rolle wird sie im Rückblick einmal gespielt haben? Oder um es mit Karl Mannheim zu formulieren: Was ist die «Entelechie» dieser Generation, das ihr Eingeborene? Oder bleibt sie im «Dazwischen»? Dann hätten wir es mit einer Generation zu tun, die sich nur an den Kontaktflächen ihrer Ränder spürt, in der eigenen Mitte aber nicht.

Der 2014 verstorbene Herausgeber der *FAZ*, Frank Schirrmacher, die *Kassandra* unter den deutschen Meinungbildnern, hatte angesichts des Rücktritts von Christian Wulff (Jahrgang 1959) schon mal zum Abgesang auf die Babyboomer angestimmt. Ihnen fehle einfach die politische Idee. Zweifel sind auch aus anderem Grund berechtigt: Wie viel Zeit hat sie eigentlich noch, um ihr Profil zu schärfen? Die Jahrgänge kommen «in die Jahre».

Ein bisschen kommen uns wahrscheinlich die Segnungen der Wohlstandsgesellschaft zu Hilfe: Unsere Lebenserwartung verlängert sich, und damit weiten sich die Perspektiven, unter Umständen um ganze Jahrzehnte. Der Zukunftsforscher Matthias Horx wird nicht müde, darauf zu verweisen, dass diese Veränderungen eine ganz neue Lebensphase kreieren, und zwar eine, die durch Agilität und Aktivität gekennzeichnet ist. Zwischen dem 50. und 70. Lebensjahr wird also noch einmal ein ganz neuer Aufbruch möglich, und zwar in vielen Lebensbereichen. Das stand früheren Generationen so nicht zur Verfügung.

Für einen Prozess der Profilierung kann es nicht verkehrt sein, wenn sich die geburtenstarken Jahrgänge intensiver einer vermehrten Auseinandersetzung mit sich selbst und den Eigenheiten ihrer Identität widmen würden. Die Verortung im «Dazwischen» der Generationen kann auch in einen «Sitz in der Mitte» umschlagen, wo sie sich altersmässig ja schon befindet. Dann könnte sie sich auch als Brückenglied verstehen, wofür sie eigentlich gute

Voraussetzungen mitbringt. Auch wenn Helmut Schmidt das vielleicht anders sieht: Friedensverwöhnt zu sein, kann nicht nur schlechte Folgen haben.

Auf der Habenseite steht so dies und das:

Babyboomer und Kriegsenkel sind die erste Generation in Deutschland, die nicht mehr unter schwarzer Pädagogik zu leiden hatte.

Wir haben die Ausläufer des analogen und gleichzeitig den Beginn des digitalen Zeitalters erlebt.

Wir können den dreidimensionalen Raum noch vom Cyberspace unterscheiden und wissen, dass die Welt in der Realität kein Dorf ist. Das ist eine gute Voraussetzung, um nicht ausschließlich technisch oder ökonomisch manipulativ über sie zu verfügen und über sich selbst verfügen zu lassen.

Wir haben schon als Kinder unter Beweis gestellt, dass wir gemeinschaftsfähig sind, und wir sind es geblieben. In einer Gesellschaft der Selbstdarsteller, geprägt durch den dauernden Kummer ums «Ich», könnten wir die Letzten sein, die die Fahne des «Wir» hochhalten. Wir haben noch lernen müssen zu teilen, und wir wissen um den Wert einfacher Dinge. Wie wird das nach uns aussehen? Können wir darauf noch Einfluss nehmen?

Die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft wird dreierlei erfordern: Gemeinschaft, Naturverhältnis, Einfachheit. Die Generation Babyboomer, respektive Kriegsenkel, verhält sich zu allen drei Bereichen affin.

Wenn wir uns der persönlichen Sache sicherer werden, gelingt es uns im nächsten Schritt vielleicht auch noch, die «neuen Regeln des Spiels» mitzubestimmen, statt es nach den alten Regeln weiterzuspielen. Das könnte klappen, denn noch sind wir viele, jedenfalls mehr als die anderen. Dann brauchten wir unsere Ideale nicht erst in unseren Alters-WGs umzusetzen.

Daniela Schiffer

# GEWITTERTIERCHEN VERTREIBEN

## INNENANSICHTEN MEINER GENERATION

Kann man einen Film machen über die Innenwelten einer Generation? Klare Antwort: mal sehen. Ich bin noch mittendrin in meinem Dokumentarfilmprojekt. Selbst Kriegsenkel, versuche ich mich als Journalistin und Filmemacherin dieser Frage zu nähern. Wem ich bisher dabei begegnet bin und was eine filmische Umsetzung des Themas Kriegsenkel bedeutet, möchte ich in Form eines geschriebenen *Making-of* erzählen.

Der Ausgangspunkt meiner Kriegsenkel-Überlegungen ist ein Foto aus der Kriegszeit meiner Mutter. Da ist sie fünf Jahre alt und sitzt zusammen mit ihrer kleinen Schwester auf dem Schoss ihrer Mutter. Sie sitzen in Sommerkleidern draussen im Garten. Die Sonne scheint, die Büsche blühen, es könnte eine schöne Sommeraufnahme sein, hätten nicht alle drei Gasmasken auf, mit denen sie stumm in die Kamera blicken.

Wenn ich mir dieses Bild aus dem Jahr 1944 ansehe, dann bin ich plötzlich meine Oma, die ihre beiden kleinen Töchter auf ihren Schoss nimmt, ihnen für Kinder viel zu grosse Gasmasken aufsetzt, um ihnen die Angst vor ebendiesen zu nehmen. Diese Mischung aus heiler Welt im Sommergarten und dem bedrohlichen Alltag im Zweiten Weltkrieg ist für mich das Sinnbild dieser verstörenden Zeit. Und gleichzeitig auch das Sinnbild für den Um-

gang unserer Familie mit dem Grauen – es wurde als normal dargestellt – nichts, worüber wir Gedanken verschwenden müssten.

Ich denke darüber nach, wie es meiner Mutter wohl gerade ging, als dieses Foto im Potsdamer Familiengarten entstand. Sie tut mir unendlich leid. Ein Kind, das einem Krieg ausgeliefert war. Mir kommen die Tränen, je länger ich auf das Gasmasken-Sommergarten-Bild schaue. Und meine Betroffenheit, dieses Berührtsein, verwundert mich. Es passiert wie auf Knopfdruck. Meist mache ich dann schnell etwas anderes, schaue nach E-Mails oder koche mir einen Kaffee.

Wenn ich dann wieder das Foto anschau, denke ich an meine Grossmutter. «Sie wollte uns den Krieg fernhalten», sagen meine Mutter und meine Tante heute. Und das habe sie auch geschafft. Ich will das für meinen kleinen Sohn auch, dass er nichts Schlimmes erleben muss. Dass er nicht an etwas zerbricht. Und so verbinden sich die Leben, das meiner Grossmutter, meiner Mutter und mein eigenes, in einem Gefühl.

Wie gehen wir mit Leid um? Wie gehe ich mit problematischen Situationen heute um? Und inwieweit steckt der Umgang von damals noch in mir drin?

Meiner Mutter geht das Bild nicht nahe. Sie könne es sich ohne Angst und auch ohne Traurigkeit anschauen. Es sei harmlos. Sie erzählt dann vom Garten und dass ihre Oma dort noch echten Mohn angebaut hat. Sie erzählt, dass ihre Mutter Kindergärtnerin war und deswegen gut wusste, wie man mit Kindern in solchen Situationen umgeht. Und sie erzählt, dass sie mit den Gasmasken im Bombenkeller Hund gespielt haben. Bei ihr beginnt das emotionale Erinnern bei der Stunde Null, dem Wiederaufbau. Das Nachvorneschauen hat sich ihr eingeprägt, die Ausrichtung auf alles Schöne, das jetzt wieder möglich wurde. Das lässt mich wiederum kalt.

Es bleibt mir bis heute ein Rätsel, warum solch eindringliche Erlebnisse wie die aus dem Zweiten Weltkrieg, keine Spuren im

Gefühlsleben hinterlassen haben sollen. Warum kommt das bei mir wieder hoch? Bin ich eine ewig Gestrige? Bin ich über irgendwas noch nicht hinweggekommen? Es gibt für mich dafür noch keinen fassbaren Anhaltspunkt.

Nur diesen: Vielen aus meiner Altersgruppe, aus den 1960er-Jahrgängen, geht es ähnlich. Sie beschäftigen sich mit den Eltern von damals. Es drehte sich in den Elternhäusern viel um das Funktionieren. Das Schweigen über Erlebtes, das Nichtüber-Gefühlreden-Wollen oder -Können, der grosse Harmoniewille, das Sparsame, das Nicht-gesehen-Werden – es hat uns in der Familie gewissermassen voneinander entfremdet. Um diese Defizite kümmern sich die Kriegsenkel, und sie sprechen sehr offen darüber. In Erzählkreisen, Artikeln oder in Büchern. Aber noch nicht in einem Film. Als Journalistin will ich diese Lücke schliessen und beginne ein Filmprojekt über die Langzeitwirkungen.

Zu Beginn besuche ich eine Autorenwerkstatt für Filmemacher und präsentiere dort voll motiviert meine Filmidee, meine Generation in ihren Bemühen zu zeigen, Klarheit über die Vergangenheit und die eigene Rolle darin zu erlangen. Nicht alle können damit etwas anfangen. Es gibt auch die Kritik, ob sich in den Kriegsenkel-Gruppen nicht Menschen versammeln, die ihre eigenen Probleme welttheoretisch erklären wollen. Und was ist am Thema neu? Gibt es nicht schon zahlreiche Dokumentarfilme über die Spurensuche und die Versuche, das Schweigen der älteren Generationen zu durchbrechen? Ja, was ist neu?

Es ist mir selbst zunächst nicht ganz klar, was ich genau dokumentieren will. Es ist ein Stochern im Nebel: Geht es um den schwierigen Umgang mit den Eltern? Wenn es um Familienprobleme geht, induziert durch Kriegserlebnisse oder nicht, schwingt so viel Unterschwelliges mit, wie soll man das bildlich, filmerisch einfangen?

Einen Arbeitstitel habe ich schon mal: *In mir drin – Der vererbte Krieg*. Und ich stelle mir die Frage, ob ich das gesellschaftliche Phänomen einkreise, meine Generation beschreibe, die sich gerade gemeinschaftlich aufmacht, die langen Ausläufer des Zweiten Weltkrieges zu erkunden. Ich überlege, ob der Klassiker – unterschiedliche Protagonisten, dazwischen Experteninterviews – wirklich das ist, was ich machen will. Oder ob ich nicht lieber versuche, Kriegssenkel eine Weile in ihrem Leben zu begleiten, um eine Entwicklungsgeschichte mitzuerleben, um mitzuerleben, was es mit einem macht, wenn man sich mit der Familienvergangenheit beschäftigt. Was folgt daraus? Klarheit? Wiedergeburt? Nichts?

Als Erstes fange ich mit den Recherchen in meiner Familie an und interviewe die beiden Kinder von damals: meine Tante und meine Mutter.

Wohin ist diese Traurigkeit, diese Angst aus dem Krieg verschwunden, ist sie überhaupt verschwunden? Wer hat bei uns jemals über seine Gefühle gesprochen?

Über den Krieg, ja. Es geht dann immer um Fakten, wer wann wo war. Meine Oma hat noch viel vom Schrecken erzählt, dass ihr Leben nicht mehr dasselbe war nach dem Krieg.

Ich frage meine Mutter und meine Tante direkt: «Habt ihr über Gefühle geredet?»

«Nein», antwortet meine Mutter, «das glaube ich nicht, dass wir über Gefühle geredet haben. Wie meinst du denn jetzt Gefühle? Gefühle hast du so auch nicht gezeigt. Man hat sich diszipliniert verhalten. Das ist auch unsere preussische Art, das mit sich selber abzumachen, nicht da so gross rumzureden.»

Dann erinnert sie sich. «Oma soll nach dem Tod ihres Sohnes wie tot auf dem Sofa gelegen haben, und Opa, der sich zusammengenommen hat und Stärke gezeigt hat, den hat sie (meine Grossmutter) mal getroffen, wie er in seiner Werkstatt war und alleine war,

dass der auch mal riesenhaft geschrien hat oder so. Aber vor uns nicht.»

«Das war ja ein Gemeinschaftsproblem, dass man Menschen verloren hat», ergänzt meine Tante, «das kam ja in jeder Familie vor. Man hatte ja schon Angst, wenn jemand an der Tür klopfte: Ist das jetzt der Telegrammbote? Also diese Angst, die da im Nacken sass, war ja in jeder Familie, man war ja kein Einzelfall.»

Als ich das Interview auf meine Generation und deren Eindrücke lenke, sind sie interessiert, aber auch irritiert. Beide können nicht verstehen, dass unsere Generation noch von Kriegsfolgen spricht. Von eigenen Lebensproblemen, die wir damit in Zusammenhang bringen. «Das sind doch Kinkerlitzchen!» lautet der Tenor. Ich bemerke die Spannungen, die dem Thema innewohnen und die einem gemeinsamen Gespräch im Wege stehen können. Meine Probleme hätten nichts mit dem Krieg zu tun. Das sei auch viel Einbildung.

Ich mag dann nicht mehr über mich reden oder welche Auswirkungen ich in meinem Leben spüre. Ich verstumme. Klar, so schlimm ist es nicht. Ist vielleicht auch zu viel Selbstmitleid dabei. Ich merke mir aber, dass es bei späteren Interviews mit Eltern und Kindern wohl auch für die anderen Kriegsenkel schwer werden könnte, die eigene Problematik zu thematisieren. Auch mit Mitte 40.

Ähnlich ergeht es mir in einer Seniorengruppe meiner Kirchgemeinde, die ich besuche. In der Gruppe sind viele Kriegskinder, und sie verstehen nicht, was meine Altersgruppe, also ihre Kinder, damit zu tun haben soll. «Was ist eigentlich Ihr Konzept? Sie müssen uns erst mal sagen, was Ihr Konzept ist!»

Ich komme in Erklärungsnot, dabei will ich doch zunächst herausfinden, wie sich die Kriegserlebnisse in den Familien ausgewirkt haben. Aber es scheint so, als sähen sie kein Unglück und

als würde ich ihnen etwas einreden, was nicht ist. Ich habe noch kein Konzept. Ich höre danach nie wieder von der Gruppe. Und ich selbst vermeide es ebenfalls, ein neues Treffen zu verabreden. Es erscheint mir zu mühsam, dabei ist mein Rückzug sicher auch symptomatisch.

Eine Sache passiert aber doch: Beim Hinausgehen spricht mich noch mal eine ältere Dame an und sagt, dass sie sich über meine Generation ärgert. Immer würde es um Schuld gehen. Ich entgegne, dass es mir gar nicht um die Schuldfrage gehe, sondern darum, ob man offen über die Familiensituation und das Aufwachsen darin reden könne, auch über das, was schiefgelaufen sei, ohne darin gleich einen Vorwurf zu sehen. Dann fragt sie mich, ob ich mit dem vererbten Krieg auch so etwas meinte: Ihr Vater war Nazi, und ihr Sohn ist auch in die rechte Ecke abgedriftet. «Ja, so ähnlich», antworte ich ihr.

Ich suche Menschen im Alter meiner Eltern, die sich eingehender mit ihrer Vergangenheit und deren Auswirkungen befasst haben, die zugänglicher erscheinen. Eine befreundete Historikerin vom Münchner NS-Dokumentationszentrum stellt den Kontakt zu der Psychoanalytikerin Edelgard Friedrich (Jahrgang 1932) her. Sie erzählt mir, dass sie ein reines Nazi-Kind war und der Führer für sie das Höchste gewesen sei. Bei Kriegsende musste sie sich dann aber als Kind jahrelang alleine durchschlagen, da beide Eltern untergetaucht waren. Ihre Generation sei die verarschte Generation gewesen. Sie hätte ihr ganzes Leben damit verbracht, ihre Kindheits- und Jugenderlebnisse aufzuarbeiten und sich mit dem Schicksal auszusöhnen. Richtig verarbeiten könne man das schwer. Sie ermuntert mich, weiter über mich und meine Altersgruppe nachzudenken und zu forschen, denn natürlich müsse es auch in meiner Generation Spuren geben. Darin bestehe kein Zweifel. Ihr Mitgefühl ermuntert mich tatsächlich.

Nur wenig später gehe ich in Lübeck zu einem Vortrag des



Psychoanalytikers und Altersforschers Hartmut Radebold (Jahrgang 1935), eigentlich eine Veranstaltung für Kriegskinder, aber es sind ebenso viele Kriegsenkel gekommen. Hartmut Radebold fordert am Ende die Kriegskinder auf: «Wir müssen mit unseren Kindern reden.» In 80 Prozent der Familien herrsche Sprachlosigkeit. Die Enkel würden beklagen, dass die Eltern keine Nähe gezeigt hätten: «Ihr wart da, aber nicht gefühlsmässig da. Unsere Probleme habt ihr nicht wahrgenommen», das höre er oft. Aber es sind nicht nur diese Ausführungen, die mich ansprechen, sondern was nach dem Vortrag in der unerwartet emotionalen Frageunde aufblitzt. Auch hier kommt es mir so vor, als würden die Probleme lieber bagatellisiert als ernst genommen. Ein Kriegsenkel erzählt, dass er nicht in den Keller gehen kann und ob das nicht eine geerbte Angst sei. Ein Raunen der Kriegskinder geht durch den Saal.

Natürlich haben wir den «echten» Krieg nicht erlebt, denke ich, und auch keinen Bombenkeller. Aber ich habe doch erlebt, wie meine Eltern mit den Erlebnissen umgegangen sind. Und das hat mich seltsam ungreifbar geprägt.

Dann meldet sich ein Kriegskind, eine ältere Dame, die sichtlich bewegt erzählt, dass sie nach dem Krieg als kleines Kind in ein Heim kam. Sie weiss bis heute nicht, wie sie dahin gekommen sei, sie könne sich an nichts erinnern. An alles andere ja, aber da komme sie nicht ran und sie wisse nicht, wie ihr das gelingen solle. Da sie mit einer gebrochenen Stimme spricht, rührt mich ihr Leid sehr an. Ich würde ihr gerne helfen. Oder zumindest jetzt etwas dazu sagen, aber ich traue mich nicht. Ich denke an meine Eltern. Zu ihnen will ich ja auch vordringen. Wäre da nicht so eine Hemmschwelle. Einige Wortmeldungen später und immer noch davon berührt, frage ich mit erhöhtem Pulsschlag Herrn Radebold, ob es sein kann, dass meine Mutter wirklich keine Angst im Krieg gehabt habe. Er antwortet mir, dass das unwahrscheinlich

sei. Ängste seien sicherlich da gewesen, aber ich solle Nachsicht haben mit meiner Mutter. Sie hätten alle seelisch nicht überlebt, wenn sie Ängste zugelassen hätten. Ich überlege, was Nachsicht haben jetzt wirklich bedeutet, und notiere mir, dass wir den Zweiten Weltkrieg wohl doch nicht so gut verkraftet haben.

Auf der Suche nach der Befindlichkeitslage meiner Generation, treffe ich mich mit Freunden, Bekannten und ehemaligen Teilnehmern aus Sabine-Bode-Seminaren, die ich vor Jahren besucht hatte. Sie erzählen mir von der Sprachlosigkeit und einer Gefühlskälte in ihren Elternhäusern. Oft sind sie diejenigen, die versuchen, das zu verändern. Wollen Frieden/Austausch/Empathie/Leben in ihre Familie bringen, versuchen die Erzählfetzen der Eltern zu einer Geschichte zusammenzufügen, forschen nach der «Wahrheit». Ich überlege, das Generationsporträt *Die Überempfindlichen* zu nennen.

In den Gesprächen höre ich oft auch vom Alleinsein oder vom Alleingelassenwordensein. Man muss mit allem alleine fertigwerden, darf niemanden belasten. Ich höre von vielen Selbstzweifeln und dass man auch zu sich selbst hart ist. Viele berichten von Ängsten, die plötzlich auftauchen. Ich erzähle einem Freund, dass ich manchmal Angst kriege, einfach so, als könne gleich etwas schiefgehen. Ich nenne das dann: Gewittertierchen-Stimmung. Er kann sofort etwas damit anfangen, es gehe ihm genauso. Eine Nähe entsteht.

Eine ehemalige Seminarteilnehmerin sagt sogar, dass Angst ein Grundlebensgefühl bei ihr sei: Es kann jeden Moment zu Ende gehen. Das sei noch schlimmer geworden, als sie ein Kind bekommen habe. «Wenn ich nicht alles kontrolliere, passiert meinem Sohn etwas Schreckliches.» Sie war dann voller Panik, empfand eine überbordende Angst. Weil sie das ändern wollte, besuchte sie das Seminar.

Bei meinen Recherchen treffe ich in der Regel auf offene Ohren. Eigentlich finden es alle spannend – «Sag Bescheid, wenn

der Film gezeigt wird». Aber dann, wenn es darum geht, eine filmische Erzählform zu finden und Menschen, die vor der Kamera darüber sprechen, tut sich eine Leere auf. Eine Art Lähmung erfasst mich. Ich will den Faden finden und verliere ihn gleich wieder. Das Thema scheint zu gross, aber ich kriege es auch nicht klein. Man kann alles darüber machen und nichts. Manchmal denke ich mir: lieber nichts.

Ich spreche mit Freunden, weil mich gerade die Erfahrungen der Männer mit vaterlosen Vätern oder entwerteten Grossvätern interessiert. Wie zieht sich die politische und persönliche Niederlage der Soldatengrossväter durch die männliche Linie? Ein Bekannter aus dem Kindergarten meines Sohnes sucht nach seinem Opa, der Kapo im KZ Buchenwald war. Aber eigentlich wolle er die Erklärung finden, warum sein Vater so ein dominantes Arschloch geworden sei. Ihm sei die Herzlosigkeit erst aufgefallen, als er seine Frau und deren zugewandte Familie kennengelernt habe. Die Herkunftsfamilie sei dagegen irgendwie verwahrlost.

Mit einem anderen Freund spreche ich über Vaterlosigkeit. Der Vater hatte keinen Vater, ist selbst unsicher in seiner Vaterrolle. Vater und Sohn fehlt ein emotionaler Zugang. Sie verstünden sich gut, weil sie an der Oberfläche blieben. «Es herrscht eher ein Totalschweigen über Persönliches.» Er schafft seit jeher keine Annäherung zu seinem Vater, es wäre ihm auch peinlich, das zu versuchen. Aber er fragt sich, wie man so wenig Zugang zu seinen Kindern haben kann. Mittlerweile habe er selbst einen vierjährigen Sohn und er würde sich die Kugel geben, wenn er so wenig Nähe zu ihm hätte.

Nach fünf Männerinterviews überlege ich, einen Film über die männliche Generationswirkungskette zu machen, scheitere aber an den Einwilligungen für die Dreharbeiten. Alle sagen mir nach einem ersten Vorgespräch ab. «Hoffentlich machst du trotzdem weiter! Viel Erfolg.»

Berührungssängste gibt es aber auch von meiner Seite. Ich will wissen, wie die jüdischen Nachkommen in meinem Alter die Auswirkungen des Holocaust in der Familie erlebt haben. Doch schon beim Telefonieren oder Verfassen von E-Mails zwecks Kontaktaufnahme weiss ich manchmal nicht, wie ich mein Anliegen formulieren soll, ich will nichts Falsches sagen oder schreiben.

Es fängt schon mit dem Enkelbegriff an. Es kommt zu Missverständnissen, die sich erst im Gespräch mit Noemi Staszewski vom Frankfurter Zentrum für Überlebende der Shoah und ihre Familien aufklären. Sie will mir den Kontakt zu 14- bis 21-Jährigen herstellen. Erst als ich erzähle, dass es mir um die heute 40- bis 50-Jährigen geht, klärt sich auf, dass man dort von der zweiten Generation spricht und nicht wie «bei uns» von der dritten. Denn die Grosselterngeneration hat nicht überlebt. Diese Auslöschung einer ganzen Generation in den jüdischen Familien wird mir schon an dieser Begrifflichkeit wieder bewusst, und ich schäme mich.

Ich lese das Buch *Die Zweite Generation* von Lea Kirstein und bekomme einen Eindruck vom Aufwachsen mit Eltern, die den Holocaust überlebt haben und in Deutschland geblieben sind. Mich ruft Janine an, die von meinem Filmprojekt über die «Child Survivors» gehört hat. Wir kommen ins Gespräch darüber, wie ein Film über die jüdische zweite Generation – der sie angehört – und die Kriegsenkel aussehen könnte. Wir finden es beide schwierig, beide Seiten in einem Film zu vereinen. Janine befürchtet, dass das Leid der Deutschen dadurch wieder betont oder gleichgesetzt wird. Ich kann sie gut verstehen und sage ihr dann offen, dass ich keine Juden kennen würde, die ich fragen könnte, und dass es mich einfach interessieren würde, wie es ihnen ergangen ist, wie sie in den Familien mit allem fertig geworden sind. Janine antwortet darauf, dass sie aber auch nicht die Vorzeigejüdin in dem Film

sein will, also die einzige, die die jüdische Perspektive einbringt. Wir vertagen unsere gemeinsamen Filmpläne auf später, wenn ich mit den Recherchen weiter bin.

Dass ich selbst betroffen bin, macht es für die Stoffentwicklung nicht einfacher. Immer wieder komme ich an eigene innere Punkte, an denen ich mich verfranse. Der Dokumentarfilmer und Leiter meiner Autorenwerkstatt, Jens Schanze, hat mit *Winterkinder* selbst einen Film über die familiäre Aufarbeitung der Kriegsergebnisse gemacht. Er sagt mir gleich zu Anfang, die Frage sei, wie weit ich mich auch in die dunkle Seite hineinbegäbe. Erst Monate später dämmert es mir, wie sehr mich das Thema auch runterzieht, mich in alte Ängste zurückkatapultierte, wie nah mir die ganze Problematik geht und wie schlecht ich mich davon distanzieren kann. Plötzlich komme ich mir wieder vor wie früher, mit Anfang 20: starke Selbstzweifel und grosse Versagensängste. Ist das alles Selbsttherapie, was ich da mache? Wozu eigentlich? Wird das überhaupt irgendwen jemals interessieren? Ich zweifle an mir. Wie kann es sein, dass ich jahrelang einen Fernsehbeitrag nach dem anderen mache und jetzt so ins Stocken gerate?

Aufhören kann ich nicht. Und lerne dann über das Kriegsenkel-Forum Katja kennen. Sie sucht dort explizit Kontakt zu anderen Täterenkeln. Der Opa war ein hoher Nazi. «Er war der wunderbarste Vater der Welt», sagt die Mutter. Mit ihrer Mutter kann sie bis heute gar nicht über den Grossvater oder die Kriegserlebnisse sprechen. Diese Weigerung, darüber mal in Ruhe zu reden, war und bleibt frustrierend.

Katjas Probleme in der Kindheit und Jugendzeit – Luxusprobleme. Katjas Fragen nach dem Grossvater – ungehörig: «Was hast du denn damit zu tun? Das betrifft dich doch gar nicht.» Mit dieser Abwehr in der Kindheit vollgepumpt, sagt sie nun, dass sie sich diesem bewussten Weggucken stellen möchte. Klar hätte das etwas mit ihr zu tun. Zum Beispiel, ob sie durch den Nazi-Grossva-

ter anders als andere Menschen sei. «Ich habe manchmal das Gefühl, ich wäre mit einer Art Firnis überzogen; mit etwas Hartem, Bruch sicherem, das mich von anderen Menschen scheidet. Das Zugewandte, Offene, Mitfühlende spiele ich nur, und ich spiele es nicht schlecht. Aber in Wahrheit bleibt mein emotionaler Zugang zu anderen beschränkt.»

Wir schreiben uns täglich lange E-Mails. Ich bekomme den grossen Drang, ihre Geschichte erzählen zu wollen, und schreibe ihr das. Sie stimmt zu. Wir verabreden uns am Hauptbahnhof in Hannover. Ein Kriegsenkel-Blind-Date. In einem Café beginnen wir mit dem Interview. Mir fällt auf, dass sich die Erzählungen vom Aufwachsen und von den Gefühlen den Eltern gegenüber oft ähneln, dass man ständig hört: Ja, war bei mir auch so. Einen Unterschied sieht sie aber doch: Sie fragt sich, ob sie anders ist, ob sie mehr Härte, mehr Schlechtes in sich hat. Ob sich die Gefühllosigkeit des Täters weitervererbt hat. «Ich habe Probleme», sagt Katja, «ich krepel rum, ich schäme mich ständig unterschwellig, ich verdränge zu viel, um des lieben Friedens willen.»

Sie will mehr über ihren Grossvater erfahren, ein echtes Gefühl für ihn entwickeln, aber weiss nicht genau, wie sie an Informationen kommen kann. Bei solchen Recherchefragen hilft mir die Historikerin Nicole Saathoff, die ich bei einer Kriegsenkel-Tagung kennengelernt habe und die selbst Workshops zur Familienforschung anbietet. Sie gibt mir den Tipp, mich an regionale Archive zu wenden. Und tatsächlich findet sich im Staatsarchiv Nürnberg einiges über Katjas Grossvater. Der Archivleiter Peter Fleischmann weiss aus eigener Forschung, dass Katjas Grosseltern schon 1923 Hitler im Landsberger Gefängnis besucht haben. Für Katja eine verstörende Information, aber wir beschliessen, dorthin zu fahren und ihre Akteneinsicht zu filmen.

Der erste Drehtag ist bei ihr zu Hause in Hannover, danach

fahren wir zusammen ins Bundesarchiv nach Berlin. Dort merke ich, wie greifbar die deutsche Geschichte wird und wie viele Erinnerungen noch konserviert sind. Im Bundesarchiv findet sie sehr viele persönliche Dokumente von ihrem Grossvater. Postkarten, Briefe von ihm oder an ihn. Sogar private Fotos tauchen auf. Ich lasse mich von der Pressedame belehren, was wir filmen dürfen und welches gesendete Dokument wie viel kostet. Wird der Film national oder regional ausgestrahlt? – Das kann ich nicht beantworten. Ich weiss noch immer nicht, welcher Sender überhaupt Interesse haben wird.

Im Staatsarchiv Nürnberg dann der dritte Drehtag. Neben all dem Fürchterlichen und Kaputten, was die Entnazifizierungsakten ans Licht bringen, findet Katja einen wichtigen Hinweis, der den Tag zum Positiven wendet. Mehr kann ich aus dramaturgischen Gründen nicht verraten.

Wir fahren am Ende des Tages zum Reichsparteitagsgelände, also an jenen Ort, an dem ihr Grossvater eine grosse Nummer war. Es ist ein schönes Licht, der Kameramann Johannes Kaltenhauser dreht Katja auf der Tribüne, während in unmittelbarer Nähe auf den vielen Stufen Jogger hoch und runter rennen. Ständig. Erst stört mich das im Bild, doch Johannes findet es gerade gut. Für die einen ist das ehemalige Nazi-Gelände ein guter Ort, um in der Abendsonne die Beinmuskeln zu trainieren, für Katja ist das hier der Schmelzpunkt ihrer Familiengeschichte. Zu der sie vordringen will, um zu sich vorzudringen. Zur eigenen Familiengeschichte, die lähmt, aber eben auch das Fundament gelegt hat für ihr eigenes Leben. Ich überlege einen neuen Filmtitel: *Wie lange dauert ein Krieg?*

Mit einem kurzen Zusammenschritt der ersten Dreharbeiten und einem Konzept gehe ich zu einem Treffen von Filmemachern mit Redakteuren, Produzenten und Kinoverleihern während des Do-

kumentarfilm-Festivals in München, um Abnehmer für den geplanten Film zu finden. Nach meiner Präsentation zeige ich einem SWR-Redakteur einen «First Look», obwohl er kaum Zeit hat. Schon nach wenigen Minuten hält er den Trailer an. Katja fährt da gerade im Auto nach Nürnberg. Das meine er mit Bildarmut, hakt er ein. Mit welchen Bildern ich die Geschichte erzählen wolle – mit Autofahrten? Der Film geht weiter, Katja erzählt von Lebensproblemen, da stoppt der Redakteur erneut. Welche speziellen Lebensprobleme das denn sein sollten, wir alle hätten Probleme, welche davon seien typische Folgen des Krieges? Ihn interessiere mehr die Epigenetik, also die neue Erkenntnis, dass sich Leid und Ängste genetisch weitervererben. Zumindest bei Mäusen. Erst die im Archiv gedrehten Szenen sprechen ihn an und der Wendepunkt in Nürnberg. Danach redet er noch über die eigenen Eltern und deren Schweigen. Und natürlich über die vielen Dokumentarfilme, die es im weitesten Sinne zu diesem Thema bereits gebe.

Auf einem Arte-Treffen spreche ich mit einer anderen Filmemacherin über das Thema, und sie gibt mir den Tipp, es mal bei jüdischen Produktionsfirmen und Sendern zu probieren, die sich angeblich sehr für die Täterseite interessieren, denn über die Opfer wüsste man schon so viel. Ich spreche mit Katja darüber, und sie scheint nicht wirklich begeistert davon zu sein. Da hätte sie das Gefühl, sie müsse noch schonungsloser mit ihrer Familie umgehen, sagt sie mir.

Ich schwanke nach den Erfahrungen des Dokumentarfilm-Festivals hin und her, ob ich nur Katjas Geschichte erzählen soll. Oft liegt in der Reduzierung mehr Intensität. Oder sollen es doch mehrere Kriegsenkel sein? Soll ich mich auch einbringen, vor der Kamera?

Bei einer neuen Kriegsenkel-Gruppe in München lerne ich Rita kennen. Wir treffen uns auch ausserhalb der Gruppe und tauschen uns aus. Mit ihr bespreche ich dieses Zögern, mit dem unse-



re Generation ans eigene Leben herangeht. Was soll ich einmal beruflich machen? Mit wem soll ich mein Leben verbringen? Worin bin ich gut? Viele lösen diese Lebensfragen eher spät. Ich ändere wieder einmal den Arbeitstitel in *Spätzünder*.

Rita erzählt mir von sich und dass das Thema Alleinsein bei ihr und in ihrer Familie zu finden sei. In ihrem Elternhaus lebe man distanziert und begegne sich nicht wirklich. Man streitet sich lieber und fordert Leistung, als sich aufeinander einzulassen. Rita beschreibt ihre Familie als einen losen Verbund von Inseln, als unsicheres Terrain – in jeder Sekunde sei mit Kritik zu rechnen. Jeder mache sein Ding. Das Thema Flucht und Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg habe auch seine Bedeutung: Verlassen sein und Verlassenwerden würden sich durch die Generationen ziehen. In der Kindheit emotional verlassen, lebe sie heute ohne Partner und Kinder, mit einer inneren Rastlosigkeit und der Sehnsucht danach, anzukommen. Wir treffen uns immer öfter, und ich frage sie, ob sie mitmachen will beim Filmprojekt. Sie will.

Ich frage den Soziologen Michael Heinlein von der LMU München, der über die Kriegskinder als soziale Gruppe promovierte, ob es denn in der Soziologie aufgefallen sei, dass die Kriegsenkel-Generation instabiler, orientierungsloser oder auch häufiger kinderlos ist. Er sagt, dass diese Mentalitätsbeschreibung zumindest zur soziologischen Gegenwartsdiagnose passe: Das in die moderne Welt geworfene Individuum, von Zwängen und Traditionen befreit, geht auf die Suche nach Sinnstiftung und der eigenen Identität. Viele Sicherheiten sind weggebrochen, zum Beispiel feste Arbeitsverhältnisse. Und die Individualisierung erfordert, dass man sich interessant macht, auf dem Arbeitsmarkt zum Beispiel.

Michael Heinlein sieht im Kriegsenkel-Dasein eine weitere Schwierigkeit: In dieser flexiblen Welt sei man ohnehin auf sich

selbst gestellt. Wenn dann auch die Familie als Hort der Sicherheit wegbräche, würde dies das Grundgefühl des orientierungslosen Menschen eher verschärfen. Ausserdem gäbe es jetzt diese Kollektiverfahrung, quasi ein gemeinsames Leid. «Es ist was schiefgelaufen, und das hat irgendwie mit dem Krieg zu tun.» Man müsse beobachten, wie diese Generation ihre Vergangenheit neu konstruiert und welche Schlüsse sie daraus für die Zukunft zieht.

Ich fühle mich von dieser soziologischen Sicht zwar nicht ganz abgebildet, aber die Gespräche mit Michael Heinlein helfen mir sehr, mit grösserem Abstand das Kriegsenkel-Phänomen zu betrachten.

Während ich noch über die gesellschaftliche Komponente im Film nachdenke, platzt ein neuer Interessenkonflikt in die Planung der kommenden Dreharbeiten. Katja will die Kamera bei mir wichtig erscheinenden Treffen nicht dabei haben. Wir können uns nicht einigen und kommen an den Punkt, wo sich jeder zurückzieht. Wir machen eine kleine Pause. Für mich sind das mittlerweile zu viele Absagen und zu viel Zurückweichen. Es erscheint mir als ein ewiger Kreislauf aus aufschieben, wieder aufnehmen, wieder weglegen. Mein Produzent Südkino spendiert mir daraufhin drei Stunden bei einem Motivationstrainer.

Wenig später telefoniere ich wieder einmal mit der Historikerin Nicole Saathoff und klage über meine Schwierigkeiten, dass das Medium Film eben zu persönlich für viele sei. Print wäre natürlich anonymer. Vielleicht läge es auch an meiner Art zu fragen. Nicole sieht in meinen Schwierigkeiten jedoch das eigentliche Thema des Films: «Thematisiere das Wegbrechen. Denn das sind wir. Verloren im Nirgendwo. Die Identität erscheint manchmal so instabil, dass man immer wieder gehen muss. Der Ausstieg ist doch symptomatisch für unsere Generation. Wir sind zu wenig gestützt worden. Das können wir nicht nachholen, aber es holt uns

immer wieder ein. Und dann können wir es einfach nicht leisten, aushalten, durchhalten.»

In Filmen mit ähnlicher Thematik geht es oft darum, dass die Eltern zum Reden oder ernsthaften Nachdenken gebracht werden sollten. Darauf liegt aber nicht mein Fokus und das ist auch nicht mein Problem. Es ist die Schwierigkeit der dritten Generation, sich selbst zum Reden und Fühlen zu bringen. Und das auch zu zeigen. «Wovor habt ihr eigentlich Angst?», fragt mich eine italienische Filmemacherin in der Autorenwerkstatt. Ja, vor was eigentlich?

*Ulrike Pohl*

## ÜBER DIE SCHWIERIGKEITEN, TÄTER- UND OPFERSEITE IN EINER PERSON WAHRZUNEHMEN

In dem Film *Im Labyrinth des Schweigens* über die Vorgeschichte der Auschwitz-Prozesse gibt es eine eindrucksvolle Szene: Die Hauptfigur, der junge Staatsanwalt Johann Radmann, der ab Ende der 1950er-Jahre im Auftrag des hessischen Generalstaatsanwaltes Fritz Bauer mit wachsender Faszination und Besessenheit die Ermittlungen führt, muss realisieren, dass sein im Krieg vermisster Vater Mitglied der NSDAP war. Diese Erkenntnis ist ein tief greifender Schock. Die Bösen, die Nazis, die er jetzt, Ende der 1950-Jahre, unerbittlich verfolgt, das sind Mengele und seine Helfershelfer, «die anderen» – aber nicht das unmittelbare Umfeld, vor allem nicht der eigene Vater. In der Folge gerät er in eine Krise, bricht mit den Menschen um sich herum, gibt die Ermittlungen ab, zweifelt zutiefst an dem ganzen Unternehmen. Wir wissen, dass es weitergeführt wurde, dass die Auschwitz-Prozesse stattfanden, dass Täter verurteilt wurden. Und auch in dem Film findet der Staatsanwalt zu seiner Aufgabe zurück. Doch es bleibt die Erkenntnis aus der Schlüsselszene: Täter darf nicht der eigene Vater sein, sonst bricht alles zusammen.

«Die Täter sind immer die anderen», so formuliert es die Publizistin Alexandra Senfft, die mit der Aufarbeitung ihrer Familiengeschichte in die Öffentlichkeit ging. Man könnte dies auch als

eine Leitlinie des Umgangs mit der nationalsozialistischen Vergangenheit bezeichnen. Die nach den Auschwitz-Prozessen einsetzende immense historische Forschung führte zu immer neuen Erkenntnissen über die Ausmasse der NS-Vernichtungspolitik und die NS-Täter. Auf der anderen Seite herrschte in vielen Familien ein Schweigen über die Beteiligung der eigenen Vorfahren – ein Schweigen, das bis heute anhält. Die Gefühle des jungen Staatsanwaltes teilen viele Menschen: die Angst zu wissen, was die eigenen Eltern oder Grosseltern in der Zeit von 1933 bis 1945 taten, und die Befürchtungen, welche Auswirkungen dieses Wissen heute haben könnte.

Sabine Bode und Anne-Ev Ustorf beziehen sich in ihren populären Büchern *Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation* und *Wir Kinder der Kriegskinder* auf die Erfahrungen der Eltern der Kriegsenkel in Krieg und Nationalsozialismus. Beide beschreiben, wie schwer es den Kriegsenkeln oft fällt, sich mit der NS-Seite zu beschäftigen, und referieren entsprechende Forschungsliteratur. Auch die Berichte in den Büchern beschäftigen sich zum grossen Teil mit Opfererfahrungen der eigenen Grosseltern und Eltern. Es dominieren Erzählungen von Bombardierung, Flucht und Vertreibung und ihre Auswirkungen auf die folgenden Generationen. Was macht es für Menschen heute schwierig, sich mit der Frage einer möglichen NS-Verstrickung ihrer Eltern oder Grosseltern zu beschäftigen? Denkt man an den jungen Staatsanwalt, liesse sich vermuten, dass für ihn Ende der 1950er-Jahre die NS-Vergangenheit zum einen noch zu nahe war und zum anderen massive Schweigetabus die Gesellschaft beherrschten. Dies ist heute nicht mehr der Fall. Der Bundesrepublik wird allenthalben vorbildliche Vergangenheitsbewältigung bescheinigt, der Opfer der NS-Verfolgung wird intensiv gedacht. Trotzdem bleibt es schwierig, sich mit dem Thema innerhalb der Familie auseinanderzusetzen. Kriegsenkel beschäftigen sich mit dieser Zeit ver-

mutlich in weit grösserem Masse auf einer persönlich-familiären Ebene als manch andere, und viele entschliessen sich irgendwann, Familienrecherchen anzustellen. Dennoch – das Thema bleibt heikel. Was könnte dazu führen, dass es auch ihnen oft schwerfällt, die NS-Thematik in den Blick zu nehmen?

Auf einer persönlichen Ebene ist die Beschäftigung mit der Familiengeschichte in der NS-Zeit für Menschen oft emotional belastend, da mit einer Aufarbeitung auch immer Fragen der familiären Loyalität verbunden sind. Menschen scheuen häufig die Konsequenzen, die dies für ihre Identität und für die Beziehung zu ihren Familienmitgliedern haben könnte. Wer bin ich, wenn meine Eltern oder Grosseltern schuldig geworden sind? Was heisst es für einen aufstrebenden Staatsanwalt, der mit dem Auschwitz-Prozess vielleicht Karriere machen will, dass sein Vater bei der NSDAP war? Was bedeutet das für die Beziehung zu seiner Mutter? Zudem wird natürlich eine lange gesellschaftliche Tradition des Schweigens noch heute weiter wirken. Es gab nie eine Zeit, in der direkte familiäre Auseinandersetzungen in grösserem Masse stattgefunden haben; die Erinnerung vollzog sich in der Regel allein im öffentlichen Raum und beschäftigte sich vorwiegend mit den Opfern. Bei aller intensiven Forschung zu Taten und Täuern trat ein paradoxer Befund auf: Je mehr man wusste, desto mehr kam es zum «Verschwinden der Täter». Oder, wie es der Historiker Götz Aly in einem *Spiegel-Essay* formuliert, «je mehr die Deutschen vom Holocaust reden, desto mehr glauben sie, es sei die Tat von Ausserirdischen gewesen».

Die zugrunde liegenden Mechanismen sind komplex. Bezogen auf den Kriegskinder-/Kriegsenkel-Diskurs lässt sich meines Erachtens nach vermuten, dass auch die verwendeten Begriffe dazu beitragen, dass die NS-Thematik eher in den Hintergrund rückt. Mittels Sprache werden bestimmte Aspekte der Realität betont, andere vernachlässigt. Es werden Schwerpunkte gesetzt und Be-

deutungen nahegelegt, die die Wahrnehmung und das Denken beeinflussen.

### **Der Einfluss der Sprache**

Der Erklärungshorizont der Kriegsenkel entsteht aus den Erfahrungen ihrer Eltern, den Kriegskindern. Beide werden oft als Generation bezeichnet. Als prägende Merkmale werden meist Traumatisierungen der Eltern in deren Kindheit angesehen, die wiederum über Prozesse der transgenerationalen Traumatisierung an ihre Kinder, die Kriegsenkel, weitergegeben werden. Die verwendeten Begriffe erscheinen auf den ersten Blick plausibel, werfen bei näherer Betrachtung aber Fragen auf.

### ***Generation***

In der Kriegskinder- und Kriegsenkel-Literatur wird oft von einer Generation gesprochen. Darunter werden meistens die Jahrgänge 1930 bis 1945 für Kriegskinder und 1960 bis 1975 für Kriegsenkel gefasst (manchmal auch 1929 bis 1947 beziehungsweise 1955 bis 1975). Für Kriegskinder werden gemeinsame prägende Erfahrungen angenommen, die eventuell auch gravierende Auswirkungen über Jahrzehnte haben. Kriegsenkel gelten als indirekt von diesen Erfahrungen betroffen. Ein solcher Generationenbegriff in diesem Zusammenhang ist meines Erachtens aus mehreren Gründen problematisch.

Erstens ist zu bedenken, dass es sich bei den Jahrgängen der Kriegskinder um eine sehr grosse Zeitspanne handelt und dass, je nach Lebensumfeld, äusserst unterschiedliche Erfahrungen darunter fallen können. Es ist ein immenser Unterschied, ob jemand Kleinkind, Mitglied von Hitlerjugend oder dem Bund Deutscher Mädel war, Kind von überzeugten Nazis oder als jüdisches Kind verfolgt wurde. War Anne Frank ein Kriegskind? Kinder auf dem

Land waren oft weit weniger Gefahren ausgesetzt und besser mit Nahrung versorgt als Kinder in bombardierten Städten.

Zweitens ist zu berücksichtigen, dass die Benennung von Generationen immer eine Deutung der Vergangenheit darstellt, denn sie werden im Rückblick auf historische Prozesse postuliert. Dabei spielen jeweils aktuelle gesellschaftliche Debatten und das Selbstverständnis von Gruppen eine zentrale Rolle. Die den Kriegskindern zugeschriebenen Jahrgänge etwa überschneiden sich beträchtlich mit denen der 68er-Generation und der Täterkinder. Was diese Gruppen unterscheidet, ist ihr Selbstverständnis beziehungsweise die ihnen zugeschriebenen Merkmale.

Bei den 68ern und den Täterkinder war die Abgrenzung von der NS-Vergangenheit der Elterngeneration identitätsprägend. Bei den Kriegskindern dagegen werden die Konfrontation mit Krieg und Zerstörung, eine häufige kriegsbedingte Vaterlosigkeit sowie die Tatsache, nicht zu einer verfolgten Gruppe gehört zu haben, als gemeinsame Merkmale angesehen. Es handelt sich also um Zuschreibungsprozesse, die wiederum von medialen Angeboten beeinflusst sind.

Seit den 1990er-Jahren kam eine Fülle von Filmen und Büchern, vor allem persönliche Schilderungen, zu NS-Zeit und Krieg auf den Markt, die die Wahrnehmung der angesprochenen Personengruppen sehr beeinflusst haben. Viele Menschen stellten erst durch Lektüre fest: «Ich bin ein Kriegskind» oder «ich bin ein Kriegsenkel», und fanden so eine Möglichkeit, eigene Lebenserfahrungen zu deuten. Die Kriegskinder- und Kriegsenkel-Gruppen, die in vielen Städten entstanden sind, stellen ein wichtiges Mittel zur Selbstvergewisserung und auch Konsolidierung der entsprechenden Generationen dar.

Drittens stellt sich das Problem, dass mit diesem weiten Generationenbegriff gleichzeitig ein Bezug auf den Krieg hergestellt wird. Das heisst, für die Angehörigen dieser Jahrgänge wird ange-



nommen, dass sie hauptsächlich durch den Krieg geprägt sind. Damit tritt der Nationalsozialismus, der diese Jahre ebenfalls gravierend bestimmte, in den Hintergrund. Er muss bei jeder Verwendung des Begriffes erst mitgedacht werden. Dies birgt die Gefahr, dass die entsprechenden Inhalte und damit die Täterseite in den Hintergrund treten.

### ***Kriegskinder und Kriegsenkel***

Die Begriffe Kriegskinder und Kriegsenkel sind eingängig, aber auch doppeldeutig. Meistens versteht man unter einem Kriegskind einen Menschen, der eine Kindheit im Krieg hatte (Prägung durch Erlebnisse). Man könnte Kind allerdings auch im Sinne einer Generationenabfolge von Grosseltern, Eltern und Kindern etc., als Kind von ... , auffassen. In dieser Lesart hätte der Begriff Kriegskind die Bedeutung: Kind des Krieges, das heisst, vom Krieg abstammend. Dadurch träte die biologische Herkunft von Eltern in den Hintergrund. In diesem Zusammenhang ist interessant, dass in manchen Ländern der Begriff Kriegskinder eine andere Bedeutung hat; er wird hier für Kinder von Besatzungssoldaten verwendet. Vermutlich wurde eine solche Vaterschaft eher zu verheimlichen versucht.

Dieser Gedanke lässt sich auch auf den Kriegsenkel-Begriff anwenden. Auch er wird in der Regel so verstanden, dass Menschen ihre eigenen Erfahrungen als geprägt durch die Kriegserlebnisse ihrer Eltern sehen. Durch den Enkelbegriff allerdings wird hier noch deutlicher eine Abstammung nahegelegt (Enkel von ...). Damit wird der Krieg als Ahne eingesetzt. So liesse sich der Begriff Kriegsenkel auch kritisch lesen als Teil eines (unbewussten) Versuches, zu den realen Grosseltern und deren Erfahrungen oder Eigenschaften, die schwer erträglich sind, einen Abstand zu schaffen und sich damit von übernommenen Schuldgefühlen zu entlasten. Stattdessen wird die eigene Herkunft im Krieg

verortet, der Abstand zum Nationalsozialismus und dem Leben der eigenen Vorfahren in dieser Zeit wird damit immer grösser.

### ***Trauma***

Trauma und transgenerationale Traumatisierung sind zentrale Begriffe und beschreiben Erfahrungen und Phänomene von Kriegskindern und Kriegsenkeln. Der Begriff Trauma hat eine komplizierte Begriffsgeschichte. Ursprünglich eingeführt als klinische Kategorie zur Erklärung eines bestimmten Symptombildes in Zusammenhang mit einer angenommenen Ursache, hat er Bedeutungsverschiebungen erlebt und wird insbesondere in den letzten Jahren in unterschiedlichsten Zusammenhängen und zunehmend inflationär verwendet. Häufig meint der Begriff Trauma in einem erweiterten Sinne ein traumatisches Ereignis, und die dies Erlebenden werden als automatisch Traumatisierte verstanden. Durch diese Verkürzung auf ein Ereignis entsteht das Problem, dass oft Ereignisse verschiedener Qualität, die in irgendeiner Weise belastend sind, darunter gefasst werden. Oft wird nicht deutlich zwischen Trauma und seelischen Belastungen unterschieden. Dies gilt für den Kriegskinder-/Kriegsenkel-Kontext wie für andere Bereiche wie zum Beispiel körperliche Krankheiten, Unglücksfälle oder militärische Einsätze.

In einem klinischen Sinne ist der Begriff Trauma erheblich enger gefasst. Danach besteht ein Trauma nicht allein aus einem Ereignis, sondern auch einer erleidenden Person, ihrer individuellen Geschichte und Prägung, den Möglichkeiten der Verarbeitung des Traumas sowie anhaltenden Auswirkungen. Ein Ereignis kann von verschiedenen Menschen höchst unterschiedlich verarbeitet werden. Nur ein Teil derjenigen zum Beispiel, die ein Zugunglück miterleben, tragen langfristige psychische Folgen davon, und noch weniger erfüllen die Kriterien einer posttraumatischen Belastungsstörung.

Ein zusätzliches Problem beim Traumabegriff besteht darin, dass mit ihm oft Bewertungen verbunden sind. Der Traumabegriff ist zunächst einmal ein beschreibender, der Ereignis und Folgen miteinander verknüpft. Allerdings verbindet sich mit ihm in der Regel ein moralisches Urteil, denn durch die Annahme eines Traumas wird meistens auch gleichzeitig eine Opferzuschreibung vorgenommen.

Einem traumatisierten Opfer geschieht etwas, es wird zum passiv Erleidenden, und es fordert naturgemäss Mitgefühl. Die Verwendung eines Traumabegriffes bei Tätern und Täterinnen (wie zum Beispiel nach dem Vietnamkrieg) ist zunächst rein beschreibend gemeint, enthebt nicht von Schuld und Verantwortung. Wenn diese dann aber gleichzeitig als Opfer gesehen werden, entsteht die Gefahr, dass die Grenzen zwischen Opfer- und Täterseite verwischen und es zu einer Angleichung der Leiden auf beiden Seiten kommt. Dies kann vor allem dann geschehen, wenn ein hohes Bedürfnis nach Entlastung von Schuld besteht, wie es in der Bundesrepublik seit Bekanntwerden der Ausmasse der NS-Verichtungspolitik der Fall war.

Im Kriegskinder-/Kriegsenkel-Kontext kommt hinzu, dass die Opfer Kinder sind. Kinder gelten von Vornherein als unschuldig, können für ihr Handeln nur bedingt zur Verantwortung gezogen werden. Das Bild des Kindes als eines unschuldigen Opfers ist von grosser intuitiver Überzeugungskraft und steht Assoziationen zu Täterschaft entgegen. Zu bedenken ist auch, dass wesentliche Phänomene und Begriffe im Bereich der Traumatisierung aus der Forschung und klinischen Arbeit mit Holocaust-Überlebenden und deren Nachfahren kommen. Eine oft schnelle und unreflektierte Übertragung auf die Nachfahren auf der Täterseite erscheint in der Tat sehr problematisch, da dann alle in irgendeiner Weise als traumatisiert gelten, es keine Unterschiede mehr gibt und die Täterseite verschwindet.

Insgesamt erscheint bei den Begriffen also problematisch, dass bei den Generationen alle Angehörigen bestimmter Jahrgänge dazugerechnet werden und eine Vielzahl belastender Erfahrungen das Etikett Trauma erhalten. Gleichzeitig wird durch die Konzentration auf den Krieg aber ein Fokus gelegt und durch die mit dem Traumabegriff verbundene Bewertung die Opferseite betont. Dadurch werden Schwerpunktsetzungen vorgenommen. Bleibt man dagegen von vornherein bei engen Begriffsverwendungen, sieht man als Kriegskinder oder Kriegsenkel also nur diejenigen, die sich durch den Krieg geprägt oder beeinflusst sehen, und als Trauma allein ein Trauma im klinischen Sinne, stellt sich die Frage nach dem Rest. Welche prägenden Erfahrungen machten die Angehörigen dieser Jahrgänge, die nicht direkt mit dem Krieg und einem Trauma verbunden sind? Hier kommt man automatisch zum Nationalsozialismus und seinen Auswirkungen.

### **Ein Schritt zurück – die Welt der Kriegskinder**

Menschen leben in einer historischen Zeit und machen in ihr Erfahrungen. Erst im Rückblick werden diese eingeordnet und mit Begriffen bedacht. Wir sind es heute gewohnt, wenn wir an historische Epochen denken, diese mit Etiketten zu versehen. Redet man von der Zeit des Nationalsozialismus oder der Zeit des Krieges, geht es um Jahre, die sich zum grossen Teil überschneiden, um Erfahrungen, die gleichzeitig gemacht wurden. Erst im Rückblick werden diese oft separiert, verschiedenen Kategorien zugeordnet. Wenn man einen Schritt zurücktritt und sich die Zeit von 1933 bis 1945 wie ein riesiges Gemälde ansieht, finden sich folgende grosse Bereiche: Nationalsozialismus, Verfolgung, Krieg und Flucht/Vertreibung. Alle Menschen, die in diesen Jahren lebten, waren auf irgendeine Weise mit allen vier Bereichen konfrontiert, in sehr unterschiedlicher Masse, in sehr unterschiedlicher

Position. Vielleicht als schwer traumatisiertes Opfer, vielleicht auf der Täterseite, möglicherweise war die eigene Familie beteiligt, vielleicht sah man Dinge oder hörte Gerüchte oder hatte vielleicht auch nur Ahnungen. Doch völlig unberührt von einem dieser Bereiche wird niemand gewesen sein.

Welche Erfahrungen machten die Kriegskinder und wovon sind damit Kriegsenkel indirekt betroffen? Hier gibt es einmal die klassischen traumatischen Erfahrungen, wie Bombardierungen, Verluste auf der Flucht, Erleben oder Mitansehen von Gewalttaten, aber auch die NS-Erziehung, die über die Erziehungsratgeber von Johanna Haarer propagiert wurde. Härte, Bindungslosigkeit und die Bereitschaft, sich für den Führer zu opfern, waren Erziehungsideale, die oft zu einer traumatisch wirkenden Erziehungspraxis führten.

Doch es gab auch die andere Seite des Nationalsozialismus. Auch für Kinder, nicht nur für Erwachsene, war er attraktiv. Bei ihnen führte die Vorstellung, Angehörige einer Herrenrasse zu sein, zu inflationären Grössenideen. Gleichzeitig wurde vermittelt, als Individuum ein Nichts zu sein. Nur als Mitglied der «Volksgemeinschaft» hatten die Menschen Anteil an der Auserwähltheit. Dadurch wurde das Erleben von Grösse und Stärke an die Gruppe gebunden («ohne uns bist du nichts!»), wodurch ein ausserordentlich instabiles Selbstwertgefühl entstand.

Der Preis für das Versprechen der «Volksgemeinschaft», Macht und Wohlstand, war die Zerstörung von Individualität und familiären Bindungen, um eine exklusive Bindung an den Führer beziehungsweise die «Volksgemeinschaft» herzustellen. Zur Realität der Kinder damals gehörte auch die Wahrnehmung, dass diejenigen, die nicht Teil der «Volksgemeinschaft» waren, ausserordentlich und verfolgt wurden.

Auch Kinder nahmen aktiv daran teil. Der Historiker Nicolas Stargardt zeigt in einer Studie, wie sehr Kinder, ähnlich wie Erwachsene, als aktiv Handelnde bei der Verfolgung in Erscheinung

traten und nicht nur stumme Unbeteiligte waren. Auch sie verspotteten und bedrohten Menschen jüdischer Herkunft und andere Verfolgte, machten sich möglicherweise aktiv schuldig, denunzierten eventuell ihre eigenen Eltern. Die enge Bindung an HJ und BDM spaltete oft die Familien, konnte Kinder auch zu Handlangern des Regimes machen.

Wie gingen die Kriegskinder mit ihren Erfahrungen nach dem Kriegsende um? Zunächst einmal erlebten sie, wie ihre bis dahin bestehende Welt zusammenbrach, wie das, was sie zum Teil von Lebensbeginn an als gültig erlebt hatten, auf einmal radikal entwertet wurde und die NS-Welt plötzlich verschwand. Sie wurden aus ihrer Herrenmenschenswelt herausgerissen und mit der Realität konfrontiert. Sie erlebten, wie ihre Eltern Spuren der NS-Zeit vernichteten und ihnen den Hitlergruss verboten. Sie sahen Verzweiflung bei den Erwachsenen bis hin zu Suiziden, weil die Eltern in einer Welt ohne Hitler nicht mehr leben wollten. Oder sie erlebten das plötzliche Verstummen der Eltern, Sprechverbote, Denkverbote, die sich mit dem Einzug der Alliierten durchsetzten. Der gesamte Umgang der Erwachsenen mit der NS-Zeit, das Beschweigen, Verleugnen, die Schuld und Schamgefühle oder auch deren Beharren auf das früher Geglaubte werden für Kinder höchst verwirrend gewesen sein.

Die Eltern setzten sich in der Regel nicht mit der NS-Zeit und dem eigenen Handeln auseinander und gaben den Kindern eine nicht verarbeitete Schuld als Erbe mit. Gleichzeitig mussten die Kriegskinder möglicherweise auch ihre Erinnerungen an eigene Mittäterschaft oder Zeugenschaft innerlich verorten. Wo blieben die Grössenfantasien vom Herrenvolk, das sich berechtigt fühlte, andere zu verfolgen und zu ermorden? Es trat das viel beschriebene Schweigen in Deutschland ein. Aber darunter blieben ideologische Inhalte, nicht aufgegebene Grössenfantasien sowie nicht bearbeitete Schuld. 1945 war nicht alles weg.

Blickt man auf dieses Spektrum von sehr unterschiedlichen Erfahrungen, die Kriegskinder machten, erscheint der alleinige Begriff Trauma hierfür nicht sinnvoll. Problematisch ist auch, dass die Erfahrungen dadurch in einer Opferperspektive verortet werden. Waren Kinder fasziniert durch den Nationalsozialismus, haben sie an Unrechttaten teilgenommen oder wussten sie davon, so können sie Schuldgefühle entwickelt haben oder sich der Schuld anderer bewusst sein. Auch Grössenfantasien, Bindungslosigkeit oder Mangel an Mitgefühl können gravierende Auswirkungen haben. Bereits 1938 beschreibt Erika Mann sehr eindrucksvoll die Folgen des NS-Regimes auf Kinder. Auch die Verarbeitung von NS-Zeit und Krieg nach 1945 wird psychische Spuren hinterlassen haben. Eigene Verluste und der Schock nach dem Bekanntwerden des Ausmasses der NS-Vernichtungspraxis führten zu einer Abwehr von Realität und Schuld, Schweigen und oft auch einer fehlenden Einfühlung mit den Verfolgten des NS-Regimes. Schuldabwehrmechanismen verschiedenster Form sind bei vielen Menschen, den Kindern von damals, bis heute präsent und können schnell aktiviert werden.

Auch bei klassischen potenziell traumatischen Erlebnissen im engeren Sinne empfiehlt sich Zurückhaltung. Der Traumbegriff sollte meines Erachtens sinnvollerweise nur dann angewendet werden, wenn ein Ereignis auch tatsächlich traumatisch gewirkt hat, was wiederum von weiteren Faktoren abhängig ist. Nicht jedes Kind, das eine Bombardierung erlebt hat, wird traumatisiert. Ist es während der Bombardierung zum Beispiel von einer stabilen Bezugsperson, die ihm Halt und Trost geben kann, begleitet, wird das Ereignis vielleicht sehr belastend, aber nicht unbedingt traumatisierend wirken.

Auch die Interpretation des Ereignisses ist von zentraler Bedeutung. Ein extremes Beispiel findet sich in dem Film *Das Leben ist schön*: Ein Vater ist mit seinem Sohn in einem Konzentrations-

lager. Er versucht, ihn zu schützen, indem er ihm die grausame Realität des Lagerlebens damit erklärt, dass das Ganze nur ein gross angelegtes Spiel mit zwei gegnerischen Mannschaften ist. Der Junge glaubt ihm, sieht alles als ein aufregendes Spiel und begrüsst die bei der Befreiung des Lagers einziehenden GIs mit einem begeisterten «Wir haben gewonnen!».

Ein realistischeres Beispiel ist die NS-Propaganda als ein Teil der historischen Realität. Die Propaganda vermittelte etwa, dass durch Bombardierungen eine geeinte Schicksalsgemeinschaft entsteht, um damit den Durchhaltewillen zu steigern. Und tatsächlich finden sich in heutigen Zeitzeugenberichten, etwa zum Hamburger Feuersturm, eindruckliche Schilderungen von erlebter Solidarität und Gemeinschaft, die subjektiv stabilisierend wirkten. Auch dies kann die Wahrscheinlichkeit von Traumatisierungen verringert haben. Der Einfluss der NS-Zeit und ihrer Auswirkungen auf den Einzelnen wird in vielen Fällen entscheidend gewesen sein, ob potenziell traumatisierende Ereignisse tatsächlich zu einer Traumatisierung führten oder vielleicht auch nur belastend waren. Es macht wenig Sinn, Ereignisse isoliert, ohne ihren Kontext zu betrachten.

### **Erinnerungen an die Kindheit**

In den Kriegskinder-Berichten tauchen Erinnerungen an die Faszination gegenüber dem Nationalsozialismus oder die eigene Beteiligung und Mittäterschaft meistens nicht auf. Die Studie «Trauma im Alter» der Psychoanalytikerin Ilka Quindeau und ihrer Arbeitsgruppe beschäftigt sich mit dem Zusammenwirken von Erfahrungen im Nationalsozialismus und im Zweiten Weltkrieg. Hier zeigte sich in Interviews mit Kriegskindern, dass diese durchaus nicht allein über Kriegserlebnisse sprachen, sondern auch über äusserst belastende Beziehungserfahrungen mit ihren Eltern im Rahmen einer NS-Erziehungspraxis. Hierfür verwenden die Autorinnen den Begriff des Beziehungstraumas. Zudem zeig-



ten sich verschiedene Formen der weiterbestehenden Identifizierung mit der NS-Ideologie als unbewusste Fantasien von Überlegenheit und Macht oder auch Teilhabe an einem Herrenvolk. NS-Prinzipien wurden den Kindern eingeprägt und behielten vielmals auch nach 1945 ihre destruktive Macht. Kriegserinnerungen wurden in dieser Studie als Deckerinnerungen für das eigentlich als Grauen Erlebte, für verschiedene Formen familiärer Gewalt, interpretiert. Schuld und Scham können ein weiterer Grund dafür sein, dass Kriegskinder heute meistens über eigene Erfahrungen als Opfer wie zum Beispiel bei einer Bombardierung sprechen. Dies ist leichter als das Reden über schambesetzte Erinnerungen an Begeisterung für NS-Ideale, eigenes schuldhaftes Handeln oder über Wissen oder Ahnungen bezüglich einer NS-Täterschaft der eigenen Eltern. Auffallend ist auch bei vielen Kriegskinder-Berichten, dass sie sich auf Ereignisse aus der zweiten Phase des Krieges, in der sich durch die zunehmenden Niederlagen die Stimmung in der Bevölkerung massiv verschlechterte, konzentrieren. In den ersten Kriegsjahren dagegen hatten Kinder wie die Erwachsenen häufig den Krieg bejaht und ihn oft als positives, identitätsstiftendes Ereignis im Rahmen der «Volksgemeinschaft» erlebt. Diese Phase der Begeisterung und Faszination taucht in den meisten Kriegskinder-Berichten nicht auf.

Das Gedächtnis ist kein Archiv. Es speichert Erinnerungen nicht so ab, dass sie unverändert abgerufen werden können. Erinnern ist ein aktiver Prozess, in dem biografisch wichtige Inhalte gestaltet werden. Dies ist in hohem Masse von Aussenfaktoren beeinflusst. So wird persönlich Relevantes oft erst nach Jahrzehnten erinnert, und zwar oft erst dann, wenn die entsprechenden Begriffe und Deutungen verfügbar sind. Deutungen können die Inhalte an sich beeinflussen. Daher könnte man vermuten, dass zum Beispiel die Kriegskinder-Berichte selbst die Erinnerungen der Menschen, die sie lesen, mitformen.

## **Transgenerationale Weitergabe und Abwehrprozesse**

Die Kriegskinder waren einer ungeheuren Spannweite von Erfahrungen ausgesetzt, erlebten Traumata, waren vom Leben unter dem NS-Regime oft geprägt und mussten nach 1945 auf irgendeine Weise mit dem Geschehenen umgehen. Wie hat sich dies auf ihre Kinder, die Kriegsenkel, ausgewirkt? Die Generationen sind über Mechanismen der transgenerationalen Weitergabe miteinander verbunden. Gefühle, traumatische Erfahrungen, Werthaltungen, Grössenfantasien, Leistungserwartungen und Ähnliches können darüber vermittelt werden. Auch unbewusste oder verleugnete Teile der Familiengeschichte finden auf diese Weise ihren Weg in die nächste Generation – und vor allem diese können transgenerational wirksam werden. Von daher ist es vorstellbar, dass nicht allein Traumata, sondern auch seelische Auswirkungen der NS-Zeit und die Verarbeitung von Kriegs-/NS-Ende, vor allem Schuld und Abwehr an die nächste Generation, die Kriegsenkel, weitervermittelt werden und hier ihre Wirkung entfalten können. Dies geschieht natürlich nicht auf direkte Weise, sondern unterliegt wiederum Verarbeitungsprozessen. Bei der nächsten Generation können sie in sehr verstellter Form, als Ahnungen, Fantasien, Ängste, Leerstellen und Ähnliches, auftreten. Die Erlebnisse von Kriegsenkeln, ihre psychischen Besonderheiten, Probleme oder auch Symptome, die häufig beschrieben werden, können daher durch sehr unterschiedliche Erlebensinhalte ihrer Eltern beeinflusst sein. Eine weitere Quelle sind natürlich auch die «normalen» Konflikte, die im Verlauf von lebensgeschichtlicher Entwicklung auftreten und wesentlicher Inhalt jeder Psychotherapie sind. Man sollte daher nicht zu schnell davon ausgehen, dass eine transgenerationale Traumatisierung vorliegt.

Was hindert also Menschen häufig daran, sich mit der Frage einer NS-Involvierung innerhalb der eigenen Familie zu beschäftigen? Einmal haben Kriegskinder das Schweigen und Verleug-

nen oft transgenerational an ihre Kinder weitergegeben. Doch auch sie selbst tragen das transgenerationale Erbe ihrer eigenen Eltern. Und dies ist die Generation, die den Zweiten Weltkrieg als Erwachsene erlebt hat; sie waren damit auch aktiv Handelnde in der «Volksgemeinschaft», sei es in der Mitläufer- oder Täterposition. Die Kriegskinder waren über transgenerationale Prozesse der elterlichen Beteiligung und späteren Verleugnung der Schuld ausgesetzt. Der «Pakt des Schweigens» verbindet darüber die Generationen.

### **Absperrungen – was hindert uns an einer Annäherung?**

Stellen wir uns nochmals die Zeit von 1933 bis 1945 wie ein riesiges Gemälde vor. Auf dem Gemälde befinden sich die verschiedenen Themenbereiche: Nationalsozialismus, Verfolgung, Krieg und Flucht/Vertreibung mit Traumata, Beschädigungen sowie Verarbeitungsprozessen nach 1945. Das Gemälde ist riesig, füllt die gesamte Wand. Menschen, die es betrachten, bewegen sich im Raum davor, nähern sich dem Bild, betrachten einzelne Bereiche, entfernen sich, schauen das Ganze an. Je nachdem, welche Bereiche und Details angesehen werden, gewinnt man sehr unterschiedliche Perspektiven. Stellen wir uns weiter vor, es befände sich vor dem Gemälde eine bewegliche Absperrung. Und die Bewegung dieser Absperrung wird von dem jeweils davorstehenden Menschen bestimmt, ist Ausdruck seiner inneren Verfassung und Erwartung, wie nahe er dem Bild kommen kann, inwieweit er imstande ist, sich vor dem Bild zu bewegen und verschiedene Bereiche anzusehen. So vermag der eine vielleicht viel näher an das Bild heranzugehen als der andere – aus im Einzelnen sehr unterschiedlichen Gründen –, oder er kann nur einen Bereich betrachten, sich anderen nicht weiter nähern.

Diese Absperrungen und die Menschen dahinter mit ihren jeweiligen Bewegungsspielräumen symbolisieren Individuen, die

sich heute mit dem «Gemälde» der Zeit von 1933 bis 1945 und den anschliessenden Jahren auseinandersetzen. Wenn man sich einen Menschen vorstellt, der sich scheut, die Frage nach einer NS-Involvierung der eigenen Familie zu stellen und die entsprechenden Bereiche auf dem Gemälde anzuschauen – wofür stehen die Absperrungen vor ihm? Eine Annäherung kann erschwert werden durch Ängste und Hemmungen, die sich aus Fragen der Identität und familiären Loyalität ergeben. Zudem steht der Mensch in einer gesellschaftlichen Tradition des Meidens und ist beeinflusst durch die jeweils herrschenden Sagbarkeitsregeln. Hierzu gehören auch eine Sprache und Begriffe, die das Denken und die Wahrnehmung beeinflussen und die Aufmerksamkeit auf den Bereich Krieg lenken. Und letztlich werden in den Absperrungen auch die transgenerational vermittelten Abwehrhaltungen der Vorgenerationen wirksam. Dies alles kann in der Summe dazu führen, dass dieser Mensch, wenn überhaupt, dann nur flüchtige Blicke auf den Bereich Nationalsozialismus und eine mögliche Täterschaft in der eigenen Familie werfen wird.

### **Schlussbemerkung**

Die Welt des jungen Staatsanwaltes aus dem Film erscheint heute sehr fern. Niemand kann sich mehr vorstellen, dass damals der Name Auschwitz so gut wie unbekannt war. Man hatte die Vergangenheit für abgeschlossen erklärt, blickte nach vorn. Fragen störten. Nach den Auschwitz-Prozessen aber kam es zu einer intensiven öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Holocaust beziehungsweise der Schuld Deutschlands – in den Familien herrschte aber weiter ein Schweigen. Heute dagegen machen Menschen und vor allem Kriegsenkel einen Schritt auf das Gemälde zu. Sie nähern sich auf einer sehr persönlichen Ebene dieser Zeit ungeheurer Destruktivität, stellen Fragen und setzen sich den manchmal enorm belastenden Gefühlen aus, die damit ver-

bunden sind. Es ist heute offensichtlich, dass aus der Zeit von 1933 bis 1945 eine emotionale Tiefenwirkung auf die Gegenwart besteht und dass viele Menschen in weitaus grösserem Masse von der historischen Vergangenheit beeinflusst sind, als man es früher für möglich gehalten hätte.

Dies ist ein grosser Veränderungsschritt und eine Chance. Hier treffen Menschen meist zunächst auf die Themen, die am ehesten zugänglich sind – entsprechend dem jeweils aktuell Sagbaren, für das Interpretationsmuster und Begrifflichkeiten existieren. Das sind oft Kriegserfahrungen, die traumatisch gewirkt haben können. Der Blick auf den Nationalsozialismus und die Rolle der eigenen Familie darin ist naturgemäss meistens weitaus schwieriger. Hier besteht das Risiko, dass Abwehrmechanismen aktiviert werden, die über ihre transgenerationale Herkunft sehr stark sind. Die Schweigegebote der Eltern und Grosseltern wirken vielfach heute noch weiter.

Diese Überlegungen sind grundsätzlicher Art, machen keine Aussage über den Einzelfall. Es gibt viele Menschen, die in der Zeit des Zweiten Weltkrieges schwerst traumatisiert wurden und deren Familien vielleicht nicht oder wenig in den Nationalsozialismus verwickelt waren. Nur der Annahme gegenüber, dass dies der Regelfall gewesen sein könnte, sollte man vorsichtig sein. Es gilt, das ganze Bild zu betrachten und genau zu differenzieren. Der Mensch neigt zum dichotomen Denken, dazu, Opfer- oder Täterseite, Krieg oder Nationalsozialismus zu sehen. Doch die Täter sind eben nicht immer die anderen, und der Krieg war bedingt durch den Nationalsozialismus. Die Realität ist komplex. In dem Film stellt sich heraus, dass der Journalist, der der Staatsanwaltschaft die zentralen Informationen über Auschwitz vermittelt, selbst in Auschwitz war – er wurde als 17-Jähriger mit seiner ganzen Klasse als Flakhelfer eingezogen und in Auschwitz zur Bewachung der Häftlinge eingesetzt.

Wie stehen Kriegsenkel zu ihren Grosseltern? Wie stehen sie zu ihrer Opfer- und ihrer Täterseite, wie zu Krieg und Nationalsozialismus? Man hat vielleicht nicht zu beiden Grosselternteilen die gleiche Beziehung, man mag vielleicht die Grossmutter lieber als den Grossvater oder umgekehrt. Doch manchmal ist es besonders wichtig, sich mit den ungeliebten Verwandten zu beschäftigen, um ein wirkliches Verständnis für das eigene Leben und die Welt um sich herum zu entwickeln – so schmerzhaft dieser Prozess im Einzelnen auch sein mag.

*Annedore Schiffer*

## DAS VERSCHWIEGENE DRAMA DER HEIMATLOSIGKEIT

Ich beschäftige mich schon lange mit Forschungen zum Thema transgenerationales Trauma in Bezug auf den Zweiten Weltkrieg und die NS-Zeit. Die Hirnforschung ermöglicht es mittlerweile, in die Gehirne lebender Menschen zu sehen und die psychischen Prozesse, die vorher nur am Verhalten von Menschen nachvollzogen werden konnten, nun auch anatomisch und physiologisch besser zu verstehen. In Fortbildungen der medizinischen Fakultät und der Psychiatrie können Ärzte und Psychotherapeuten lernen, Hirnscans zu interpretieren. Plötzlich wurden so abstrakt erscheinende Begriffe wie Trauma eine abbildbare, ja eine organische Realität auf einem Hirnscan. Durch die moderne Technik der Computertomografie können psychische Erkrankungsverläufe nun mit einem bildgebenden Verfahren sichtbar gemacht werden.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war das Thema Kriegstrauma sehr tabuisiert. Es gab praktisch kaum Forschung dazu. Erst nach dem Vietnamkrieg wurden das Erleben von Kriegstraumata und die posttraumatische Belastungsstörung als schwere psychische Erkrankung infolge von Kriegseinsätzen der Soldaten allmählich gesellschaftlich akzeptiert. Hier war auch die Amerikanerin Judith Herman mit ihren Büchern wegweisend. Dass im Zweiten Weltkrieg Millionen von Menschen, Zivilisten, Frauen und Kinder,

durch Gewalterlebnisse mit Soldaten, durch Bomben und mit Vertreibungsschicksalen ebenfalls traumatisierende Erfahrungen gemacht hatten, war noch Jahrzehnte später nicht wirklich anerkannt. Ebenso war es noch unerforscht, dass diese Schicksale und schwere Erlebnisse als traumatisierende Erfahrung an die nächsten Generationen weitergegeben werden konnten. Der aus der Verdrängung herausgetretene Schrecken und das Sprechen der Opfer führten dann aber auch dazu, dass die Fachleute sich der Sache annahmen und die Gefühle und Erlebnisse so katalogisierten, dass es zu einer zunehmenden Entleerung sinnlicher Erfahrung und sprachlicher Symbolisierung kam. Das Einordnen von belastenden seelischen Erfahrungen und ihre daraus folgenden psychischen Erkrankungen entsprechen bekannten Mechanismen der Traumaabwehr und bestimmten Traumasymptomen, die gegen das (Wieder-)Erleben der traumatischen Bilder und Gefühle helfen: Vermeidung, Verdrängung und Abspaltungen.

Ich widme mich hier einigen Aspekten dieses Themas der nach dem Krieg geborenen Kinder aus Flüchtlingsfamilien. Während ich an meiner Forschung arbeitete, schien sich das Thema plötzlich aus einem langen Dämmer Schlaf zu befreien, und es wurden Bücher, Zeitschriftenartikel wie auch neueste Forschungsarbeiten dazu veröffentlicht.

Für meine Forschung geeignete Interviewpartnerinnen zu finden, stellte sich allerdings als schwierig heraus. Auf Fachtagungen und Kongressen traf ich durchaus Gesprächspartner. Viele wollten von ihrem Schicksal erzählen, es mir jedoch nicht auf ein Tonband sprechen und zur anonymisierten Bearbeitung freigeben. Es war nicht leicht, Menschen zu finden, die sich offen dazu bekannten, dass ihre Familie zu den Tätern gehört hatte. Das war ein Tabu. Der Krieg und die NS-Diktatur waren auf vielen Ebenen traumatisierend. Auch bei den Opfern waren vor allem jene bereit



zu erzählen, die sich schon zuvor öffentlich geäußert hatten. Die Scham, etwas Schreckliches erlitten zu haben, war gross. In vielen Familien gab es unterschiedliche Fraktionen. Während die einen glühende Anhänger des Regimes gewesen waren oder zumindest sogenannte Mitläufer, wurden andere aufgrund ihrer politischen oder christlichen Überzeugungen oder wegen sogenannter fremdrassiger «Versippung» zur Zielscheibe der NS-Verfolgung.

Eine weitere Gruppe stellten die Flüchtlinge und Vertriebenen, die sowohl aus Opfer- wie aus Täterfamilien stammten, aber eins hatten sie gemeinsam, und das war der Verlust der Heimat. Der Heimatverlust war für etwa 12 bis 14 Millionen Menschen zusätzlich zu dem Kriegstrauma und allem, was damit zusammenhing, eine weitere nicht wiedergutzumachende Belastung. So stellte ich meiner Arbeit einen Satz von Fritz Stern voran, dem jüdischen Historiker aus Breslau. Fritz Stern, der als Jude verfolgt wurde und als Schlesier auch seine Heimat verloren hatte, sagte 1995 bei einer Rede in Berlin: «Und doch vor einigen Jahren in einem deutschen Interview gefragt, was fällt Ihnen bei dem Wort Heimat ein, gab ich die für mich völlig überraschende sofortige Antwort: heimatlos.»

Warum das Thema zuvor nicht bearbeitet wurde und nun scheinbar wie aus einem Nebel auftaucht, hängt unter anderem damit zusammen, dass es noch genügend Täter und Verdränger gab. Für Täter und ihre Kinder ist es sehr belastend, sich den Ambivalenzen zu stellen. Entsprechend dem Buchtitel *Opa war kein Nazi* von Harald Welzer ist es für Kinder und Enkel schwer anzuerkennen, wie sich die eigene Familie während der extremen Zeitumstände verhalten haben könnte. Welzer stellte in einer Untersuchung von 2009 fest, dass nur 2 Prozent der Deutschen meinen, dass die beteiligten Grosseltern oder Eltern vor mehr als 70 Jahren das NS-Regime «sehr positiv» gefunden haben. 4 Prozent denken, dass ihre Vorfahren es «eher positiv» fanden. Befragte mit Abitur oder Hochschulabschluss glauben, dass ihre Vorfahren zu 30 Pro-

zent Verfolgten geholfen hätten, und 15 Prozent vermuten, ihre Angehörigen seien aktiv im Widerstand gewesen. Dass die eigene Familie «viel im Krieg gelitten» habe, meinen hingegen 65 Prozent der Befragten.

Nach Welzer hat sich der Begriff des Traumas ab der Mitte der 1990er-Jahre verändert. Ursprünglich war der Terminus eng definiert und bezog sich auf Gewaltopfer und damit auch auf Überlebende des Holocaust. In den 1970er- und 1980er-Jahren dehnte sich der Begriff aus, es wurden auch Täter und Soldaten, insbesondere die aus Vietnam Zurückgekehrten, mit eingeschlossen. Die neue Tendenz geht dahin, dass die meisten Deutschen im Zweiten Weltkrieg traumatisiert wurden. Die inflationäre Verwendung des Begriffs Trauma führt dazu, dass alle Beteiligten, Täter wie Opfer, zu Traumaopfern werden. Auch Welzer hält den gegenwärtigen Traumadiskurs für eine unheilvolle Angleichung der Leiden von Tätern und Opfern.

Wir alle brauchen die Illusion, dass Familien gut sind und unsere Vorfahren es auch waren. Wer sich aufgemacht hat, den Familienwegen nachzuspüren und das Schweigen zu brechen, stösst oft auf eine Mauer des Schweigens und gerät in eine isolierte Stellung. In den Flüchtlingsfamilien war häufig das Thema Flucht und Vertreibung beherrschend. Durch die Geschichten zieht sich wie ein roter Faden die Ablehnung, die Flüchtlingen in der Regel im Westen entgegengebracht wurde. *Kalte Heimat* hat Andreas Kosert sein Buch über die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945 treffend genannt und meint damit nicht die kälteren Winter in der Heimat, im ehemals östlicheren Teil Deutschlands, sondern vor allem den Empfang im Westen. Dass auch *Die Flucht* ein Thema ist, stellt Stefan Aust in seinem gleichnamigen Buch fest. Oft waren die Erlebnisse verbunden mit lebensgefährlichen Situationen, Hunger, Durst, Strapazen, Tieffliegerangriffen und viele Menschen, insbesondere Alte und Kinder, überlebten die Flucht nicht.

Der Verlust der Heimat begleitet Menschen ein Leben lang. Denn nichts ist so, wie es einmal war. Kinder und Erwachsene, die ihre Heimat verloren haben, büßten damit auch einen Teil ihrer Identität ein. Viele Menschen aus Schlesien, Pommern und Ostpreussen konnten ihre Herkunft über Jahrhunderte belegen. Besonders hart getroffen hat es auch die Familien ehemaliger Gutsbesitzer und des alten ostdeutschen Adels. Mit der Heimat verloren sie auch ihre Beziehung zu dem Land und der Erde. Wenn man an einem Ort lebt, an dem schon die Vorfahren gelebt haben, gehört man dazu, man wird von anderen als zugehörig betrachtet, als Teil der entsprechenden Familie. Ein Vertriebener muss sich die Zugehörigkeit, einen Platz in der Gesellschaft erst erarbeiten, wenn nicht erkämpfen. Viele mussten mit nichts neu anfangen.

Je länger ein Mensch an einem Ort lebt und dort positive und prägende Erfahrungen macht, desto mehr Erinnerungen hat er. Jede Reizwirkung hinterlässt eine physiologische Spur im Gehirn, ein Engramm. Die Gesamtheit von Milliarden von Engrammen ergibt das Gedächtnis. So entsteht im Gehirn eine Ansammlung von Engrammen, die sich synaptisch mit feinen Nervenbahnen verfestigen. Vertrautheit und Geborgenheit auch in der ihm bekannten Umgebung sind für jeden Menschen wichtig, um im Gefühl der Sicherheit zu leben.

Heimat hat einen zeitlichen, einen räumlichen, einen sozialen und einen kulturellen Bezug. Den zeitlichen Bezug stellt in der Regel die eigene Kindheit her. Neben der räumlichen Dimension bedeutet Heimat auch eine Einbindung in eine soziale und kulturelle Dimension. Die soziale Dimension betrifft die Beziehungen zu anderen Menschen und das Eingebundensein in einen sozialen Kontext. Für viele Menschen aus dem Osten bedeutete der Verlust der Heimat auch den Verlust von seit Jahrhunderten gepflegtem Besitz und Gütern – und damit von gesellschaftlichem Ansehen und Verortung. Viele Heimatfilme, die in den 1950er-/1960er-

Jahren gedreht wurden, hatten dies zum Thema, wenn auch oft auf kitschige und klischeehafte Weise. Sie erfüllten jedoch ein Bedürfnis der Menschen nach Heimat und dem Ankommen in einer neuen Heimat.

Wie unsensibel immer noch viele westdeutsche Therapeuten in Bezug auf die Problematik von Heimatlosigkeit und den Folgen von Flucht und Vertreibung auch für nachfolgende Generationen sind, wurde mir deutlich, als ich mit einem Kollegen sprach, der ernsthaft meinte, dass es doch keine Bedeutung für einen im Westen geborenen Menschen habe, wenn die Eltern Flüchtlinge seien. Dass das Eingebundensein in gesellschaftliche Strukturen und die kulturelle Identität dann für Jahre, Jahrzehnte oder das ganze Leben fehlen kann, war ihm nicht bewusst.

Das transgenerationale Trauma ist eine Tatsache, die sich erst langsam der Forschung erschliesst. Es geht dabei zum einen um eine Sekundärtraumatisierung, die sich durch das Erzählen von traumatisierenden Kriegserfahrungen ergeben kann. Zum anderen sind die Folgen von kumulativen Beziehungstraumata gerade in belasteten Familien noch wenig erforscht. Erst seit wir etwas über die Verknüpfungen der Spiegelneuronen wissen, haben wir eine Ahnung davon, wie sich Gefühle von einem auf den anderen Menschen, von Eltern auf Kinder übertragen können. Dass das Geschehen noch sehr viel komplexer ist, lassen die neuen Bindungsanalyseforschungen der vorgeburtlichen Informationsmitteilungen von Eltern auf Kinder vermuten. In der systemischen Familienarbeit gibt es die Methode des Genogramms. Das ist eine piktografische Darstellung, um familienbezogene Konstellationen, Krankheiten, Ereignisse, Verhaltensmuster, psychologische Faktoren und Beziehungen abzubilden.

In der systemischen Genogramm-analytischen Erarbeitung von Familienmustern fanden Monika und Rainer Adamaszek her-

aus, dass die Nachkommen entsprechend dem ungenügend aufgearbeiteten Leid in der Familie weiter agieren. Die beiden Forscher meinen, es erfolgt eine Wirkung von Aufgaben nach einer präzisen Ordnung in der Zeit. So kann zum Beispiel ein Kind im selben Alter verunglücken, in dem ein Grosselternteil verstarb. Das Scheitern erfolgt symptomatisch dann im Leben eines Stellvertreters, wenn dieser so alt wird wie der Vorfahre. Ungelebtes Leben, ungelebte Eltern-Kind-Beziehungen, nicht erfahrene Fürsorge oder anderer Mangel in den letzten Generationen der Herkunftsfamilie werden weitergegeben. Der Platz in der Geschwisterreihe steht beim ersten Kind für die Grosselterngeneration, beim zweiten Kind für die Elterngeneration und deren Geschwister. Drittgeborene Kinder haben ungelebte Aufgaben der gleichgeschlechtlichen Elternteile zu erfüllen. Aus der Bindungsforschung wissen wir, wenn es in der Familie tote, abgetriebene oder früh verstorbene Kinder gibt, so kann sich das nächste lebende Kind unbewusst verpflichtet fühlen, das tote Kind zu vertreten. Gefühle, wie nicht richtig zu sein, nichts richtig zu machen, können die Folge eines unbewussten und frustrierenden Bemühens sein, etwas Fehlendes zu ersetzen. Die traumatisierende Wirkung der Erziehung während der NS-Zeit ist ein weiteres, bislang noch zu wenig beachtetes Kapitel.

Traumata wirken auch sehr direkt, durch das Agieren der Eltern und die in vielen Interviews berichteten Misshandlungen. Die unversorgten Traumata der Eltern zeigen sich in posttraumatischen Belastungsstörungen, ständiger Anspannung und Gereiztheit, was sich in der Beziehung zu den Kindern niederschlägt. Dass angespannte Zustände bei den Erwachsenen sich nicht bindungsfördernd, sondern bindungshemmend auswirken, liegt auf der Hand. Die belastenden Situationen des Krieges waren für alle Beteiligten schwierig. Es sind jedoch diese emotional belastenden Zustände, die an die Kinder weitergegeben werden. Studien aus England zeigen, dass die Ängste der Eltern im Krieg bei Bombar-

dierungen für die Kinder seelisch belastender sind und sich auf die Kinder übertragen haben, während selbst erlebte Bombardierungen für Kinder weniger traumatisierend sind. Konnten die Erwachsenen dem Kind das Gefühl geben, es nicht allein zu lassen, sondern es zu beschützen, und ihm ein Gefühl der Verbundenheit vermitteln, so wirkte dies als Schutz vor Traumatisierung. Heute wissen wir, dass es bei wiederholt traumatisierten Kindern zu Persönlichkeitsveränderungen mit Rückzugstendenzen und Depressionen kommt, wenn die Beziehung zu den Eltern nicht schützend und tragend ist.

In zahlreichen Gesprächen mit Menschen aus Flüchtlingsfamilien zeigte sich, dass sehr reale Erlebnisse prägend und typisch waren für das belastete Lebensgefühl der im Westen geborenen und aufgewachsenen Kinder, der sogenannten Kriegsenkel. Durch die harte, nicht annehmende Erziehung in der eigenen Familie, verbunden mit der erlebten Ablehnung ausserhalb, kam es bei vielen zu dem Gefühl der Heimatlosigkeit und des Nicht-ankommen-Dürfens. Zwei Beispiele seien hier aufgeführt.

Wichtige Glaubenssätze dieser Flüchtlingskinder machen deutlich, wie schwer sich das unverarbeitete Erbe der Eltern auswirken kann. Ein Mitte der 1950er-Jahre geborener Mann, nennen wir ihn Karl, dessen Eltern aus dem ehemaligen Sudetenland ins Rheinland gekommen waren, erzählte, dass er zwar den Krieg nicht selbst erlebt hatte, aber was Vertreibung bedeute, das habe er am eigenen Leib erfahren. Er zeigte mir seinen Flüchtlingsausweis, den er, im Westen geboren, als Junge erhielt und den er aufgehoben hatte. Auf dem Foto sieht man einen hellblonden, schwächlichen Jungen, der schüchtern in die Kamera blickt. Die ersten Jahre hatte er mit seinen Eltern in sehr beengten Verhältnissen gelebt. Einmal in der Woche war Badetag. Da wurde eine Decke als Sichtschutz im Raum aufgehängt, und dahinter habe die

ganze Familie der Reihe nach gebadet – im selben mühsam auf dem Herd erwärmten Wasser. Er erinnerte sich an eine stets angespannte Atmosphäre. So wie sich der heiße Wasserdampf im Wohnraum ausgebreitet habe, habe er stets die Stimmung empfunden, die nach Entladung drängte. Immer, wenn ihm etwas misslungen sei oder er aus Unachtsamkeit etwas habe fallen lassen, habe er «Senge» bekommen. Prügel waren ein normales Erziehungsmittel, wie es Ingrid Müller-Münch in *Die geprügelte Generation* beschreibt. Der Vater, der von der Schule direkt in den Krieg geschickt worden war, habe später viel zu Hause für Prüfungen gelernt, um sich beruflich zu verbessern. Die Kinder hätten dann still sein müssen, durften nicht stören. Hätten sie dennoch Geräusche gemacht, seien sie verhauen worden. In unserem Gespräch wird ihm bewusst, dass ihm viel zu früh überfordernde Dinge abverlangt wurden.

Typisch für die Erfahrungen der Flüchtlingskinder waren zudem Abwertungen aus der Umwelt, von Nachbarn und Alteingesessenen, bis hin zu teils brutalen Drangsalierungen. Als etwa neunjähriger Junge sei er in ein weiter entlegenes Dorf geschickt worden, um Hackfleisch zu kaufen. Im vollen Laden habe sich die Metzgersfrau hinter der Theke darüber lustig gemacht, dass er «Gewiegtes» verlangt habe, angeblich verstand sie nicht, was er wollte. Sie habe gesagt: «Weisst du was, geh wieder nach Hause und frag erst mal, was das sein soll.» Er habe sich blossgestellt gefühlt und sei blamiert den weiten Weg zurück nach Hause gelaufen, um dann ein zweites Mal in dieses Geschäft zu gehen und «Gehacktes» zu kaufen. Bei seiner Erzählung ist zu spüren, wie schwer ihn die Erinnerung noch heute drückt.

Als sogenannte Pimocks (abgeleitet vom heiligen Nepomuk, dem katholischen Schutzheiligen der Brücken) wurden die Flüchtlinge im Rheinland beschimpft, weil sie über die Brücken aus der

Fremde in die heimische Stadt gekommen waren. Die andere Sprache, die andere Religion machten das Kind, den kleinen Karl, zum Aussenseiter im katholischen Rheinland und zum Objekt des Spottes von Einheimischen und deren Kindern. Im ersten Dorf sei sein Grossvater Lehrer gewesen, sodass er dadurch unter dem Schutz dieses Sonderstatus gestanden habe und andere Kinder es nicht wagten, ihn zu quälen. Zu Hause allerdings habe er immer wieder die gleichen Schreibübungen machen müssen, die nie gut genug gewesen seien. Nie sei etwas gut genug gewesen, um die Eltern zu befriedigen. Stets sei die Atmosphäre angespannt gewesen, der Leistungsdruck gross, und es habe oft Prügel gegeben. Symptome der Angst, dass etwas nie gut genug ist, sind typische Hinweise auf Traumatisierungen der Eltern. Hier übertragen sich die Ängste der Eltern auf die Kinder.

Nachdem er mit den Eltern in ein anderes Dorf umgezogen war, sei er den Drangsalierungen von Erwachsenen und anderen Kindern ausgesetzt gewesen. Ein Lehrer in der Realschule habe prinzipiell nur rheinischen Dialekt gesprochen. So hielt er auch die Deutschstunden ab. Und wenn der Flüchtlingsjunge nichts verstanden und nachgefragt habe, hätte der Lehrer keine Lust gehabt, ihm das zu erklären. Der Lehrer habe schliesslich einen anderen Jungen neben ihn gesetzt, der ihm übersetzen sollte.

Das System der NS-Erziehung basierte auf Herabsetzung und Beschämung anderer. Diese Form der Schülerbehandlung hat Tradition in deutschen Schulen, oft bis heute. In den Pausen sei er von den einheimischen Jungen verhauen worden. Sie seien sogar zu ihm auf die Toilette gekommen, um ihn zu verprügeln, sodass die Lehrer es nicht mitbekamen.

Aus anderen Berichten erfuhr ich, dass in manchen Schulen Linien auf dem Hof gezogen wurden, um die einheimischen von den anderen Kindern zu trennen, damit es nicht zu Übergriffen



und Prügeleien kam. Nach der Schule sei er kilometerlange Umwege gelaufen, um den einheimischen Jungen zu entgehen, die sich zu mehreren zusammengerottet hätten, um ihm aufzulauern und ihn zu verhauen. So war der Junge praktisch ständig auf der Flucht.

Der Vater habe ihm nichts zugetraut, habe ihn nur die mittlere Reife machen lassen und dann in eine Ausbildung gesteckt, die er nicht wollte. Bei der Arbeit habe er sich schrecklich unwohl gefühlt. Er habe auch hier Dienste leisten und in einem Umfeld sein müssen, das ihn körperlich und seelisch überfordert habe. In seiner Verzweiflung habe er sich sogar selbst einmal eine Wunde an der Hand zugefügt, damit er für ein paar Tage krankgeschrieben wurde. Erst als er immer wieder krank geworden sei, mit psychosomatischen Magenschmerzen und Kreislaufproblemen reagierte und der Arzt den Eltern gesagt habe, dass es so nicht weiterginge, da habe er etwas anderes lernen dürfen. Er sei dann zu einer Fachschule gegangen, habe das Fachabitur abgelegt. Der Religionslehrer habe ihn darauf gebracht, dass er Sozialarbeiter werden könnte. Nach seinem Studium habe er viele Jahre beim Jugendamt gearbeitet, bis er wegen seiner psychischen Belastungen und Burnouts vorzeitig in relativ jungen Jahren ausgeschieden sei. Nach dem frühen Scheitern der ersten Ehe wurde auch die zweite Ehe nach dem Grossziehen des Kindes getrennt.

Deutlich wird in dieser Erzählung, wie stark sich die elterlichen psychischen Belastungen, die von Gewalt geprägte Erziehung in Kombination mit der in seinem Umfeld erlebten Ablehnung auf das Lebensgefühl des Jungen und späteren Erwachsenen auswirkten.

Wie sich Erlebnisse der Jugendzeit in späteren Jahren niederschlagen, zeigt auch das folgende Beispiel:

Eine Frau, nennen wir sie Vera, wurde Mitte der 1950er-Jahre in Hessen geboren und wuchs dort auch auf. Sie stammte aus einer

sogenannten volksdeutschen Familie aus ehemaligen deutschen Siedlungsgebieten, die einst zu Österreich gehört hatten. Zum Flüchtlingsstatus kam hinzu, dass die Familie einer baptistischen Freikirche angehörte, was die Andersartigkeit im hessischen Dorfleben zusätzlich verstärkte. Der Vater hatte als Jugendlicher als Soldat gegen deutsche Soldaten, in denen er Nazis sah, gekämpft. Sein Gewissen als gläubiger Christ hätte ihm gesagt, dass es nicht anginge, dass sich jemand wie Hitler als Führer und gottgleich darstelle. Ähnlich wie im ersten Beispiel berichtete auch Vera, wie sie als Kind von den Einheimischen abfällig behandelt wurde. So erzählte sie, wie sie im Dorfladen etwas einkaufen sollte. Der Kaufmann habe sie zuerst gefragt, ob sie überhaupt genug Geld dabei habe. Ein andermal habe der Kaufmann in Gegenwart einer anderen Kundin laut erzählt, dass sie den alten Pullover der Mutter auftragen müsse. Das hätte auch noch gestimmt, der Pullover der Mutter sei in der Wäsche eingelaufen, und dann hätte sie ihn getragen. Sie habe sich so geschämt.

Die Atmosphäre im Elternhaus mit der aufopferungsvollen Mutter und dem hart arbeitenden Vater beschrieb Vera als «hart, aber herzlich». Sie berichtete, wie sich die Eltern mit viel Arbeit und mithilfe der Grossfamilie schliesslich ein eigenes Haus bauen können. Das habe ihr Ansehen gesteigert, denn zuvor hatten sie in einer Baracke gelebt. Der Vater habe in seiner Firma das meiste erreicht und es zu einem gewissen Wohlstand gebracht. Die Mutter habe alles für die Kinder getan, den Haushalt bewältigt, den Selbstversorgergarten bewirtschaftet und ist einem kleinen Nebenerwerb nachgegangen. Vera sei sehr wissbegierig und Klassenbeste gewesen. Sie habe Bücher verschlungen. Der Vater wollte es für sie bei der Volksschule belassen, da sie als Mädchen ohnehin heiraten würde. Nur aufgrund des Einsatzes eines Lehrers habe sie schliesslich gegen den väterlichen Widerstand zur weiterführenden Schule gehen dürfen. Nach dem Abschluss der

mittleren Reife habe sie erneut durch den Einsatz eines Lehrers auch noch zum Gymnasium gehen können. Anschliessend habe sie in kürzester Zeit sehr diszipliniert ein Lehramtsstudium abgeschlossen. Sie habe früh einen jungen Mann mit ähnlichem familiärem Hintergrund aus ihrer Kirche geheiratet. Der Ehemann habe ebenfalls zügig sein technisches Fachhochschulstudium abgeschlossen und wäre schon mit 23 Jahren Ingenieur gewesen. Sie hätten «sich gefunden», und die Eltern hätten «es forciert». Auf Drängen der Eltern habe sie während des Studiums ein Kind bekommen, das sie dann tageweise bei der Mutter abgegeben hatte. Sie habe alle Wünsche der Eltern erfüllt und sich in das vorgegebene Schema gefügt. Während des Referendariats sei das zweite Kind gekommen.

In dysfunktionalen Familiensystemen wird das Verhalten stark reglementiert. Eigenständigkeit wird als bedrohlich erlebt, das System gefährdend. In der Dynamik dieser Familie wurde Vera dann zum zweiten Kind während der Ausbildung gedrängt, sodass die Grosseltern weiter stark involviert waren. Die jungen Eheleute hatten sich überdies ein Haus gekauft, das der Mann selbst renovierte. Dass er sich ausserdem auch noch um den Haushalt und die Kinder kümmerte, damit sie mehr Zeit zum Arbeiten hatte, habe zunächst ihr Frauenbild ins Wanken gebracht. Schliesslich hätte sie mit 30 Jahren drei Kinder gehabt, und das Haus war fertig. Der Mann habe im Beruf gestanden, die Kinder seien durch Kindergarten und Hort versorgt gewesen, damit hatte sie plötzlich etwas mehr Zeit für sich. Sie habe begonnen, sich in Methodik und Didaktik fortzubilden, aber auch sich um ihre persönliche Weiterentwicklung gekümmert. Und das habe dann dazu geführt, dass sie zum ersten Mal über sich und ihr Leben nachdachte. Da sei ihr aufgegangen, dass sie immer nur funktioniert hätte.

In Familien, in denen die Kinder sehr eng in das System einge-

bunden sind und selbst sehr jung Eltern werden, können sie sich häufig erst als Erwachsene innerlich lösen, eigene Einsichten und Standpunkte gewinnen. Dann jedoch sind sie meist beruflich eingebunden und in der Pflicht, ihre Kinder zu versorgen. Auf diese Weise tradieren sich konservative Lebensweisen. Bei geistig beweglicheren Menschen kann es später in der Lebensmitte zu Krisen kommen und in manchen Fällen auch zu neuen Lebensformen.

Verleugnung und Verdrängung sorgen zeitweise für eine Erleichterung, um nicht an schreckliche Erlebnisse zu denken. Bei extremen seelischen Belastungen schützt sich der Mensch automatisch, indem er das Erlebte verdrängt. Werden Traumata nicht therapeutisch bearbeitet, bleiben sie bestehen. Kommt es jedoch zu sogenannten Triggern, thematischen Berührungspunkten, werden schlafende Hunde geweckt. Der innere Druck führt früher oder später zu Krisen. Ihnen müssen sich die Menschen dann unvorbereitet stellen. Verdrängte traumatische Erlebnisse können zu ständigen Alpträumen führen und zu schweren Störungen. In Krisen kann es zu anfallsartigen Erinnerungen kommen, zu sogenannten Flashbacks, die nicht zu steuern sind, bis hin zu Psychosen und dem Verlust der Realität.

Vera sei schliesslich bei einer Fortbildung bewusst geworden, dass sie bisher immer nur getan hätte, was von den Eltern verlangt und von der Gemeinde vorgegeben wurde. Der Ehemann zeigte kein Verständnis für die Bedürfnisse seiner Frau, die sich nun mit sich selbst auseinandersetzen wollte. Sie habe sich dann in einen anderen Mann verliebt und einmal mit ihm geschlafen. Wie sie es sich versprochen hatten, habe sie ihrem Ehemann den Seitensprung am nächsten Tag eingestanden. Das sei das Ende ihrer Ehe gewesen. Sie hätte nicht nur «in das Wespennest der Ehe gestochen», sondern hätte auch die Familienharmonie gestört und wurde von der Baptistengemeinde geächtet.

Sie war aber inzwischen nicht mehr bereit, sich von der Gemeinde, der Familie und auch von ihrem Ehemann gängeln zu lassen. Er habe sie als «Göttin» glorifiziert, und nun war sie nach seiner Vorstellung in ein tiefes Loch gefallen.

Das Erleben der eigenen Wirklichkeit, inklusive Ehefrau, wurde bestimmt von einem unreifen Gefühl infantiler Grossartigkeit. Grandiose Selbstüberhöhung zeigt sich auch in der Idealisierung eines aufgeblähten Selbst. Treten unerwünschte Mängel auf, die nicht zu leugnen sind, so wird dies bei der idealisierten Person nicht als menschlicher Fehler, sondern als skandalöses Versagen gewertet. Fehler und unperfektes Leben können nicht ertragen werden, daher kommt es zu einem Schwanken zwischen Minderwertigkeitsgefühlen und Grössenfantasien. Durch die Ehe und die strikte Struktur der Gemeinde wurde der Ehemann in seinem labilen narzisstischen System stabilisiert. Irgendeine Veränderung war ihm nicht möglich. Das von Vera gewählte Bild des Wespenests zeigt deutlich, von welcher Qualität die Harmonie und der Familienverband wirklich waren. Schmerzhaft erwarteten den, der es wagte abzuweichen.

So wundert es nicht, dass sie aus der Gemeinde ausgestossen wurde. Da sie mittlerweile über 30 Jahre alt und im Beruf wie im Kollegenkreis gut eingebunden war, konnte sie damit umgehen und zerbrach nicht daran. Sie habe weitergearbeitet und dann auch in einer neuen Beziehung gelebt, ohne gleich zu heiraten. Sie habe aber schon damals an ständigen Schmerzen gelitten, die schliesslich als Fibromyalgie diagnostiziert worden seien.

Die Schmerzen seien schliesslich so stark gewesen, dass nichts mehr ging. Erst in langen Therapien wurde ihr die psychische Komponente ihrer Erkrankung bewusst. Schliesslich kamen auch ihre verdrängten Kindheitserinnerungen wieder hoch, Erinnerungen daran, wie sie zu Hause schweren Misshandlungen, Peit-

schenschlägen durch den Vater ausgesetzt war und immer wieder im dunklen Keller eingesperrt wurde. Demütigungen, massive Beschimpfungen und Entwertungen seitens der Eltern fielen ihr wieder ein: «Du bist nichts, du kannst nichts», hätten beide Eltern ihr beigebracht.

Zum Zeitpunkt unseres ersten Gesprächs hatte sie noch gedacht, dass ihre Kindheit gut gewesen sei. Sie hatte diese Teile ihrer Kindheit komplett vergessen, weil es psychisch zu belastend war. Ihr Körper hatte sich daran erinnert und dies in immerwährenden Schmerzen gezeigt. Durch die Verdrängung konnte sie die Erinnerung an diese schrecklichen Erlebnisse aber nicht an sich heranlassen, und so zeigten sich die Symptome auf der körperlichen Ebene.

Im Laufe der folgenden Jahre und weiterer Therapiestunden kamen schliesslich auch Erinnerungen daran, dass die Mutter den sexuellen Nachstellungen ihres eigenen autoritären, patriarchalen, unterdrückerischen und rechthaberischen Vaters ausgesetzt gewesen sei. Erst in langen Therapien konnte sich Vera den eigenen schmerzhaften Erinnerungen stellen und dadurch psychische und physische Gesundheit wiedererlangen.

Sie hatte die Weiterbildung und Weiterentwicklung für sich als Weg erkannt und als Möglichkeit, sich in einer Umgebung zu integrieren. Durch Psychotherapien gewann sie schliesslich ein hohes Mass an persönlicher Integrität zurück und erlebte eine deutlich qualitative Verbesserung ihres Gefühlslebens. Heute lebt sie seit vielen Jahren in einer glücklichen Partnerschaft mit einem zugewandten, fürsorglichen Mann.

Aus der Psychotraumaforschung wissen wir, welche Auswirkungen eine angespannte Atmosphäre im Elternhaus auf Kinder haben. Schon missbilligende Blicke der Mutter können zur Ausschüttung des Stresshormons Cortisol führen. Dadurch werden Glückshormone wie Endomorphine und andere verbindende Funktionen wie dopaminerge Neuronen und die sie auslösenden

angenehmen Gefühle abgeblockt. Ablehnende und kritische Blicke der Eltern beeinflussen bereits die Hormonsysteme in der Säuglings- und Kleinkindphase so sehr, dass es zu dauerhaften Störungen des Regulationssystems kommen kann. Kinder, insbesondere kleine Kinder, sind abhängig von den Eltern, eine harte Erziehung löst das Gefühl von Lebensbedrohung aus. So kommt es in der Folge zu schweren psychischen und körperlichen Erkrankungen. Fehlt dann noch ein Ausgleich durch die Umwelt und kommen auch hier Erlebnisse und Gefühle von Ablehnung hinzu, ist der Stress umso grösser.

Auffällig bei allen interviewten Kriegsenkeln war die immens hohe Rate an Menschen, die frühzeitig aus gesundheitlichen Gründen, wegen Depressionen und Burn-out, in den Ruhestand gegangen sind. Der Organismus, der bereits früh durch ständigen Stress und belastende Beziehungen vorgeschädigt ist, hat später nicht mehr genug Reserven, um weiteren Stress und Belastungen zu verkraften. Stress erhöht das Risiko ansteckender Krankheiten, weil er das Immunsystem schwächt, und die Anfälligkeit für Immunsystem-abhängige Erkrankungen wie rheumatische Erkrankungen, Hauterkrankungen, Multiple Sklerose, Krebs und andere steigt. Durch vermehrten Stress ausgeschüttete Glukokortikoide können Hirnareale geschädigt werden wie der Hippocampus, der für das Lernen wichtig ist. Dies kann zu Lernstörungen führen, den Alterungsprozess verstärken und den gesamten Zellstoffwechsel beeinträchtigen. In Deutschland wurde in den Jahren nach dem Krieg eine Diagnose erfunden, die viele Menschen erhielten, die die Kriegskindheit nicht gut verkraftet hatten und an psychischen Zusammenbrüchen litten. Die «vegetative Dystonie» ist im Grunde nur die Umschreibung einer Regulationsstörung. Diese kann durch viel zu frühen psychischen und damit auch physischen Stress entstehen wie durch eine dauerhafte Überforderung des unreifen kindlichen Organismus. Zu zahlreichen körperlichen

Symptomen von Herzbeschwerden, Unruhe, Nervosität, Muskelkrämpfen, Magen-/Darmproblemen kommen diffuse Gefühle von Angst bis hin zu schweren Depressionen hinzu. Nicht immer handelt es sich um rein seelische Störungen, die sich in körperlichen Beschwerden äussern. Häufig handelt es sich um eine durch zu viel Stress entstandene Korrelation, um ein Zusammenspiel von überanstrengtem Nervensystem und seelischer Belastung. Menschen sind als Kontinuum von Körper, Seele, Geist und auch von Umwelt und zwischenmenschlichen Beziehungen aufzufassen. Jede seelische Erschütterung kann Folgen im Körper haben und auch jede körperliche Belastung kann sich in der Seele auswirken. In der neuen Forschung und Traumaforschung wird daher auch der Fokus zunehmend darauf gelegt, die Selbstheilungskräfte zu stärken, die Resilienz, die Widerstandskräfte zu fördern. Hierfür sind insbesondere auch die heilenden und tragenden Bindungen und Beziehungen wichtig.

Der wertschätzende Umgang miteinander sollte deshalb wieder mehr Beachtung in unserer Gesellschaft finden. Auch in Kindergarten, Schule, Kirche, Verein, Gemeinde und Berufsumfeld brauchen Menschen nicht nur ein ökonomisches Funktionieren, sondern ein Eingebundensein in gemeinschaftliches Erleben.



## VOM KRIEGSENKEL ZUM AKTIVEN GESTALTER DER GESELLSCHAFT

Anfang dieses Jahres erreichte mich eine Rundmail einer Kriegsenkelin, vermutlich zwischen 40 und 45 Jahre alt, und darin diagnostizierte sie mit selbstanalytischer laienpsychologischer Scharfsicht, dass sie schon wieder über Weihnachten von ihrer Mutter parentifiziert worden sei, also eine Umkehrung der Mutter-Tochter-Rollenverteilung erleiden musste, und fragte um Bestätigung suchend die anderen, ob es ihnen auch so ergangen sei. Ob sie auch die Feiertage so missbraucht verbringen mussten. Ich war erstaunt, wie locker und wie selbstverständlich diese Selbstdiagnose den anderen mitgeteilt wurde.

Ein Jahr zuvor, in der Akademie Sandkrug im Herbst 2013 auf einer Kriegsenkel-Tagung, hörte ich am Nebentisch ein Raunen über die verlorene Heimat der Vorfahren, über Gefühle von Heimat- und Identitätslosigkeit, über schwierige Lebensentwürfe. Es wurde von Verwirrtheit berichtet, entstanden aus den Anforderungen des modernen Lebens, vom Scheitern und Verzweifeln darüber und dass das wohl alles aus dem Kriegsenkel-Dasein herrühren sollte. Es war dies das erste Mal, dass ich dieses Erstaunen spürte, aber auch ein Befremden.

Zum besseren Verständnis: Ich bin ein Mitte der 1950er-Jahre geborenes Nachkriegskind, also eine frühe Kriegsenkelin, und wuchs in einer sehr konservativen, christlich orientierten Familie

auf. Meine Perspektive auf die Kriegs- und Nachkriegszeit ist eine andere als jene der zwischen 1960 und 1975 geborenen jüngeren Kriegsenkel, also verhaftet noch in der Generation der Soldatentöchter und BDM-Mütter. Meine Mutter, die sich auch immer wieder über diese Erfahrungen amüsierte, hatte die nationalsozialistische Pädagogik in ihrer Funktion als junge Schulleiterin in den Jahren von 1943 bis 1945 vertreten. Ausserdem verkündete sie mit Stolz, Soldatentochter zu sein, da ihr Vater die Position eines nationalsozialistischen Offiziers innehatte. Klar, für uns unmittelbar nach dem Krieg Aufgewachsenen war die Heimat unserer Eltern kein Gesprächsthema. Wir schämten uns oft stellvertretend für sie, aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten zu kommen, arme Flüchtlingskinder zu sein. Schliesslich wollten sich unsere Eltern um jeden Preis, auch um den der Selbstverleugnung, im Westen integrieren. Zudem war es zu jener Zeit politisch völlig unvorstellbar, quasi als ebenso Schuldige am Tod von Millionen, als Nachkomme von Eltern, die Verbrechen begangen hatten, sentimentale Gefühle zu haben oder gar Sehnsüchte nach geographischer Herkunft und deren Tradition, nach einer ungebrochenen Identität. Wir übernahmen unbewusst die Befindlichkeiten unserer «Täter-Eltern», versuchten dennoch etwas über diese dunkle Vergangenheit zu erfahren, um dann auch dagegen zu opponieren.

Im autobiografischen Debütroman von Per Leo, Jahrgang 1972, *Flut und Boden. Roman einer Familie*, erschienen im Frühjahr 2014, wird im Kapitel «The Making of a Naziengel» dem Umstand, ein Nachfahre eines «lupenreinen Nazis» zu sein, tatsächlich so etwas wie Sex-Appeal zugesprochen. Der Protagonist des Buches verbringt die Tage in Freiburg im Bett seiner Studentenbude in depressiver Lethargie. Auch ein Zettel mit «Steh auf, du Arschloch!» hilft kaum. Als er sich schliesslich zum psychosozialen Notdienst des Studentenwerks schleppt und der Psycho-

therapeutin seine seelische Pein schildert, wird er nicht ernst genommen, da er offensichtlich noch nie wirklich gearbeitet und deshalb unter nichts zu leiden habe. Als ihm aber einfällt, dass da doch etwas sei: «Seit einiger Zeit erforsche ich die Vergangenheit meines Grossvaters. Wie sich herausstellt, war er ein dicker Nazi-Berufsoffizier in der SS. Vielleicht belastet mich das auch», lässt sein Gegenüber die Karteikarten in den Schoss fallen und schaut ihn verständnisvoll an. Endlich hat die Therapeutin ein akzeptables Leiden gefunden, das auch in einem psychologischen Gutachten die Krankenkasse überzeugen könnte.

Auf Partys lösen seine Nazi-Erzählungen «Augenaufschläge und Backenrötungsprozesse» aus. «Die wohlverpackte Mischung aus alter Familie und blondem SS-Offizier schien ohne Umweg über die Hirnrinde eine kräftige Leitbahn des vegetativen Nervensystems zu elektrisieren.» Lakonisch stellt Leo zu den Schwierigkeiten mit dem anderen Geschlecht, die er bisher hatte, trotzend fest, dass selbst weniger schüchterne Naturen als er, mit diesem Pfund zu wuchern gewusst hätten: «Ganze Batterien höherer Töchter hätte man mit der Edelnazimasche ins Bett kriegen können.»

Dieser relativ neue Umgang mit unserer deutschen Vergangenheit gefällt mir sehr, denn es ist gut, dass Tabus in der Aufarbeitung des Nationalsozialismus gebrochen werden, dass wir endlich zu einem weniger angestregten, lockereren, sogar spontaneren Ton gefunden haben. Auch Humor und Sentimentalität dürfen sein. Dadurch kommt Bewegung in das Thema, neue Sichtweisen werden möglich. Nach der kollektiven Aufarbeitung ist nun endlich auch das Schauen auf das Leid der Einzelnen des «Tätervolkes» (genau genommen gab es wohl alle Schattierungen zwischen Täter, Mitläufer und Opfer) erlaubt. Obwohl das immer noch in der von den Medien gespiegelten öffentlichen Meinung sehr kritisch gesehen wird. Jedoch Bewusstwerdung, Erkenntnisgewinn

über sich und Verständnis für andere zu entwickeln, kann die Verarbeitung, kann Reifung und vielleicht sogar Heilung für jeden Einzelnen bedeuten.

Es ist Sabine Bodes grosses Verdienst, ein längst fälliges Thema aufgegriffen, Einzelschicksale dokumentiert, psychohistorische Zusammenhänge aufgezeigt und ein öffentliches Bewusstsein für die seelischen Verletzungen der Kriegs- und Nachkriegsbeziehungsweise Kriegsenkel-Generationen geschaffen zu haben. Andere Avantgardisten in diesem eher einem Fachpublikum zugewandten Bereich, aber auch für interessierte Laien geeignet, waren 1994 bereits Peter Heintl mit *Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg ...* und 1996 Tilmann Moser mit einem Buch, das seine Erfahrungen in der psychoanalytischen Praxis reflektiert: *Dämonische Figuren. Die Wiederkehr des Dritten Reiches in der Psychotherapie*.

Für mich persönlich werfen sich jedoch aus dem jüngst Beobachteten auch kritische Fragen auf: Wie tauglich ist dieser generalisierende Begriff des Kriegsenkels, um daraus eine Vielzahl seelischer Phänomene zu erklären? Sind die Leiden der Kriegsenkel wirklich allein aus dem Trauma des Zweiten Weltkrieges abzuleiten oder gibt es zusätzliche Gründe? Warum sind diese Leiden gerade jetzt ein Thema? Reicht die allgemeine Annahme, dass die Eltern der Kriegsenkel in einem besonders verletzlichen Alter waren und Beschädigungen an ihre Kinder weitergegeben haben? Und welche Verantwortung tragen die Kriegsenkel als aktive Gestalter dieser Gesellschaft heute?

Der Theologe und Psychoanalytiker Eugen Drewermann sieht eine ausschliesslich lineare Ableitung eines Generationentransfers der Kriegstraumata an die Kriegsenkel als kritisch, wie er mir in einem Interview erläuterte. Keinesfalls leugnet er jedoch die Weitergabe in Einzelfällen, aber diese Übertragung geschehe in sehr vielfältigen Formen. Der Begriff Kriegsenkel sei für ihn zu

pauschal gefasst. Die psychischen Strukturen der Eltern, die Familienkonstellation, das Lebensumfeld und wie die Eltern mit dem, was geschehen ist, umgingen, hatten sicherlich konkrete Nachwirkungen, aber wie sich das gestaltet, lässt sich mit generalisierenden Beschreibungen kaum darstellen. «Darüber müsste man exemplarische Romane schreiben, wie den von Isaac Bashevis Singer, *Die Familie Moschkat*, um die Verflechtungen zweier Generationen abzubilden», so «strauchartig und individuell sich entfaltend» sei die Thematik, einfach zu komplex.

Auch der Begriff Kriegskinder ist für Drewermann eine alles einbrende Verallgemeinerung, die weiterer Differenzierung bedarf. Es käme darauf an, ob diese Generation zum Beispiel noch als Flakhelfer eingesetzt war, in welcher Region sie lebte, in der Stadt oder auf dem Land, in welchen Jahren sie geboren wurde. Als Vertriebene in einer «völlig destabilisierten Welt» aufgewachsen, ohne Heimatgefühl, war ihre Kindheit mit der Vertreibung ohne Ankündigung abrupt zu Ende. Nagender Hunger in den Nachkriegsjahren von 1945 bis 1949 die Begleiterscheinung.

Später musste diese Generation ihre Schuldgefühle verdrängen, und die Menschen wünschten sich nur noch eine geordnete und einfache Welt mit Familie, kleinem eigenen Häuschen und Garten, regelmässigen Urlaubsreisen und endlich genügend zu essen. Die erste Generation der Kriegskinder, also die etwa ab 1930 Geborenen, wurde oft genug schlichtweg in den Wahnsinn getrieben, da deren Mütter von Gemütszuständen, die bis ins Psychotische reichten, erfasst wurden. Frauen warteten jahrelang auf ihre Männer, die sehr oft gar nicht aus dem Kriegsgeschehen zurückkehrten, oder wenn endlich doch, unfassbar verändert waren. Der belastende Widerspruch, den die Kinder zwischen Sehnsucht nach dem Vater und dem dann gebrochenen Mann aushalten mussten, also zwischen Erwartung und Realität, war immens und

kaum zu schultern. Wie wirkte sich eine solche Situation auf ein Kriegskind aus?

Besonders schlimm war die Situation für die zwischen 1943 und 1945 Geborenen. Bei Luftangriffen der Alliierten, wie zum Beispiel 1943 in Hamburg geschehen, wurden bei einem «Round the Clock Bombing» 40'000 Menschen getötet. Dieser Schock beeinflusste die Hirnentwicklung von Ungeborenen. Die Kinder haben heute als Erwachsene buchstäblich jene Angst ihrer Eltern in den Köpfen, und das ist psychologisch gar nicht zu erklären. Die intensiven Gefühlserfahrungen, die ein so geschädigter Mensch brauchte, um auch nur ansatzweise diese Traumatisierungen zu verarbeiten, sind in einer Therapie kaum herzustellen. Wie sollte man auch gegen die Angst eines ganzen Lebens angehen können?

Drewermann warnt auch vor dem methodischen Vorgehen der Soziologen. Sie liebten es, Gegebenheiten und Zustände vorauszusetzen, historisch zu rekonstruieren, um dann lineare Folgerungen für ganze Generationen zu ziehen. Dabei würde nicht nur die konkrete Familiensituation, sondern auch die Persönlichkeit der Eltern, «die alles andere als Megafone der Sozietät seien», vernachlässigt. Hier wird eine Homogenität unterstellt, die schon deshalb nicht existiert, weil Menschen als ganz eigene Persönlichkeiten reagieren und weil sie anderen Personen näherstünden als irgendeiner Umgebung. Vielleicht gäbe es Bedingungen, unter denen man Einzelschicksale zusammenfassen könne, aber daraus könne man keine statistischen Erhebungen ziehen, da jeder «eine Welt für sich» sei, gerade wenn es eine seelische Schädigung betrifft.

Oder auch wie eine Kriegsenkelin vermerkte, in diesem wissenschaftlichen Kontext fehle eine Metaebene, auf der auch universitär geforscht würde. Immer nur Einzelschicksale, Phänomenbeobachtungen würden beschrieben, und wissenschaftliche Aufsätze, die es doch gäbe, seien viel zu wenig bekannt. Der Weiter-

gabe von Traumata von einer Generation, die der Kriegskinder, an die nächste, die der Kriegsenkel, sei wissenschaftlich nicht wirklich nachgewiesen.

«Das seelische Leiden der Kriegsenkel-Generation hat mit dem Krieg nichts zu tun», findet Drewermann. Worunter sie litten, das seien die Folgen einer «doppelten Enttäuschung». Es ginge in dieser Generation um die Reaktion auf die 68er und um deren zuvor stattgefundene Abrechnung mit ihren aktiv verstrickten, von der nationalsozialistischen Ideologie irreführenden Eltern. Das Phänomen sei also eingebettet in die dialektischen Gesetzmäßigkeiten der Geschichte: Die 68er klopften die Wände ihrer Eltern, Autoritäten und die der Gesellschaft ab und fanden ... nichts als Pappmaschee. Mit «moralischer Selbstgewissheit» wurde den ehemaligen Kriegsteilnehmern erklärt, dass sie, die Nachgeborenen, die bessere Generation stellten. Sie wären alle in den Widerstand, zum Beispiel in die «Weisse Rose», gegangen. In dieser Zeit prägte der Vietnamkrieg der Kolonialmacht USA, deren Erdölmachenschaften, aber auch die Ostpolitik Willy Brandts und in der Aussenpolitik das Thema Dritte Welt das gesellschaftliche Klima. Man war nicht mehr bereit, sich in Kriege verwickeln zu lassen.

Jüngere Kriegsenkel wuchsen in dieser Stimmung auf, sie waren damals fünf bis acht Jahre alt und gelangten, wenn sie in Städten aufwuchsen, in antiautoritäre Kindergärten. Man schüttete, so Drewermann, sozialistische Ideale über ihnen aus, und überhaupt gab es damals zahlreiche utopische Zielsetzungen. «Ernst Bloch war der Staatsphilosoph und erklärte die Welt.» Dann folgte die sogenannte «moralische Wende» unter Helmut Kohl: «Alle Probleme, die sich bis dahin gestellt hatten, sollten nun unter breitem Hintern ausgesessen werden.» Daraus entstand die Generation Golf oder die Yuppie-Generation, die begriffen hatte, dass Ideale zu kompliziert, nicht nachprüfbar und immer irrtumsfähig seien. Sich zu engagieren bringe nichts, resümierte man, aber die eigene

Karriere und die Wirtschaft zu stabilisieren, das seien lohnende Ziele.

Die 68er-Eltern hatten sich nur für die Gesellschaft engagiert, Einzelpersonen hatten keine Bedeutung, es gab nur den Sozialismus in strengster Form. Die Psychologie war ein bürgerlicher Luxus, jede Individualisierung kam einer Entpolitisierung gleich. Am besten engagierte man sich in der «richtigen» Partei, in der SPD, wenn nicht überhaupt gleich in der RAF. An diesem Punkt bringt Drewermann Verständnis für die seelischen Suchbewegungen jener Generation auf: «Das wollen diese jetzt offensichtlich, dass man auch als Person vorkommt.»

Als Psychoanalytiker und Theologe äussert er Verständnis für die Leiden der Kriegsenkel. Er räumt ein, dass es auch damals, als sie noch Kinder waren, schon eine «Psychowelle» gab, aber auch diese war stark gruppengebunden. Dabei ging es in den Augen Drewermanns weniger um Selbsterfahrung als um eine Transformation der Psychoanalyse in Gruppen. Und dagegen hätten sich die Kriegsenkel zu Recht gewehrt. Es sei berechtigt, dass man sich erst einmal um sich selbst kümmere. Die Welt kann so lange nicht richtig sein, wenn man selbst verkehrt ist. «Ich bin der Meinung, wenn man entdeckt, was Menschen schädigt, dass man dann dafür eintritt, ja, dass man die Pflicht hat, solche Schäden gesellschaftlich zu minimieren.» Jeder Schritt zur Selbsterkenntnis sei identisch mit Verstehensweiterungen nicht nur bei sich selbst, sondern immer auch anderen gegenüber. Man lerne nicht nur sich selbst kennen, man beginne nun zu verstehen, endlich auch die eigenen Eltern.

Die brennende Aktualität der Bewusstwerdung der Leiden hat für Drewermann ebenfalls nichts mit dem Zweiten Weltkrieg zu tun, denn dann wäre das Thema schon viel früher an die Öffentlichkeit gekommen. Verantwortlich macht er als Ursache den Neoliberalismus und den damit einhergehenden Wertewandel. Der



wirtschaftliche Druck in den Familien hätte die Mütter ab 1960 von der Zuständigkeit für ihre Kinder abgezogen. Diese waren damit so gut wie sich selbst überlassen. In den 1950er- und Anfang der 1960er-Jahre gab es noch stabile Familienstrukturen, aber die danach Geborenen bekamen den Wirtschaftsdruck, der auf der gesamten Gesellschaft lastete, zu spüren. Die Kinder hatten zwar immer eine gute materielle Versorgung, aber keine Eltern, die ihnen in der Familie vitale Glückserfahrungen zuteilwerden ließen. Eine Einordnung in verbindende Beziehungen gab es kaum; es gab stattdessen «kompensatorisch-materielle Ersatzbefriedigung». Auch die sexuellen Verhaltensweisen hätten sich total gewandelt. Man könne alles erleben und konsumieren, aber «alles wirkliche Glück und verbindliche Beziehungen werden dadurch verhindert».

Auf meine Frage hin, ob hier die Auswirkungen unserer modernen Leistungsgesellschaft und die Traumaweitergabe zusammenwirkten, vermutete Drewermann: «Ja, durchaus. Wer erst einmal gelernt hat, dass das Wichtigste im Leben sei, Karriere zu machen und Erfolg und Geld zu erwerben, und das als einziges reales Ziel, der ist bereit für alles und das perfekte Opfer für neoliberale Ziele.»

Auch ich habe in meiner Herkunftsfamilie erlebt, dass meine Mutter, um unsere Ausbildung und unser Haus zu finanzieren, in den 1960er-Jahren wieder ihrem Beruf nachging. Ich musste mit meinen vier Geschwistern und meinem Vater mehr oder weniger allein klarkommen. Das zarte Glück unserer Familie zerbrach abrupt und wurde dem schnöden Mammon geopfert. Ich sehne mich heute noch nach meiner materiell zwar bescheidenen Kindheit zurück, in der ich aber den Zusammenhalt und die Geborgenheit in der Familie erleben durfte, auch wenn die Familienatmosphäre stark von nationalsozialistischen, die Familiendynamik prägenden Neurosen beeinflusst war.

Die systemische Psychotherapeutin Ingrid Meyer-Legrand fügt weitere Erkenntnisse hinzu, die sie in ihrer Arbeit mit Kriegsenkeln gewonnen hat. Sie sieht allerdings, dass die Kriegsenkel-Generation gerade aufgrund ihrer besonderen Generationslage eine bedeutende Rolle hinsichtlich des Wertewandels in unserer Gesellschaft gespielt hat, denn «sie sind ja in eine Gesellschaft hineingeboren, die ihnen ganz grosse Chancen geboten hat, jedenfalls im Vergleich zu denen der eigenen Eltern. Zum ersten Mal in unserer Geschichte konnte diese Generation unabhängig von ihrer sozialen Herkunft etwas werden.»

Die Multioptionsgesellschaft führe die Einzelnen jedoch häufig an ihre Grenzen. «Einerseits meinen sie ständig, nicht zu genügen, andererseits tragen sie die Sehnsucht nach einem sinnvollen Leben in sich. Und unsere Gesellschaft suggeriert uns das ja auch: Wirf doch deinen Job hin, an der nächsten Ecke kannst du dich noch viel besser verwirklichen. Diese Generation hält immer wieder inne, ob es richtig und sinnvoll und stimmig für sie ist oder nicht.» Dieses Innehalten drückt sich dann häufig in einer grossen Niedergeschlagenheit und Müdigkeit aus.

Verwirkliche dich selbst! Werde, der du bist! Nimm dir, was du haben willst! Diese Ideen wurden in den 1970er- und 1980er-Jahren entwickelt. Meyer-Legrand verweist auf die Äusserung des Sp/egEZ-Redakteurs Cordt Schnibben, der das ganze Dilemma in einem Satz zusammenfasst: «Wie konnten wir eigentlich glauben, dass wir elternlos losziehen können, ohne Vorbilder zu haben und ohne in einer Tradition zu stehen?» Weil die Eltern aufgrund ihrer kriegsbedingten seelischen Verletztheit häufig keine Vorbilder sein konnten, mussten und durften sich ihre Nachkommen selbst erfinden. Das wäre die familienbiografische Seite der Medaille. Die gesellschaftliche Entwicklung zeige sich als Struktur, die den Einzelnen immer mehr atomisiere und aus traditionellen Zusammenhängen herausreisse. So seien die Ein-

zelen ständig herausgefordert, sich neu erfinden zu dürfen, aber auch zu müssen.

In ihrer Praxis stellt sie bei den Angehörigen dieser Generation aber doch eine erkennbare Zerbrechlichkeit fest. Es wird geklagt über Depressionen, Burn-out, Überforderung, abgebrochene Berufe und Lebensläufe, Identitätsprobleme, Heimatlosigkeit und Verlorenheitsgefühle. Sie empfindet diese Menschen als besonders stark und im höchsten Masse motiviert und leistungsorientiert. Menschen, die für leitende Positionen wie gemacht erscheinen. Sie erfährt jedoch bei den Hilfesuchen häufig auch die zu frühe, sogar schon im frühesten Kindesalter erfahrene Überforderung, wie ein erwachsenes Familienmitglied zu funktionieren, um die durch ihre Kindheitserfahrungen im Krieg oder der frühen Nachkriegszeit zum Teil hochtraumatisierten Eltern zu entlasten. Ihre Eltern machten sich so zu Kindern ihrer eigenen Kinder. Als Heranwachsende befanden sie sich in einer paradoxen Situation: einerseits genötigt, eine bedeutsame Rolle in der Familie zu übernehmen, andererseits tatsächlich schwaches, schutzbedürftiges Kind, unverstanden und viel zu wenig Liebe und adäquate Aufmerksamkeit erfahrend, schliesslich in ihrer heroischen Aufgabe, die Familie zu retten. Das konnte aber trotz aller Bemühungen und Anstrengungen natürlich nicht gelingen. Paradoxe Folge dieser riesigen Aufgabe: Noch heute kämpft diese Generation mit Gefühlen von Überforderung und grossen Selbstzweifeln, schliesslich haben sie von Kindesbeinen an viel geleistet, aber ohne Erfolg; sie haben ihre Eltern natürlich nicht retten können.

Psychisch in dieser Weise vorgeprägt, fängt der «Motor» zwangsläufig an zu stottern, wenn es darum geht, einen eigenen privaten und beruflichen Weg zu gehen. Wie auch? Wie sollten sie eigene Wege beschreiten, ohne von den Eltern wirklich liebevoll gespiegelt worden zu sein, ohne je in ausreichendem Masse eigene Bedürfnisse wahrnehmen zu können? Für die Therapeutin

ist diese Generation eine mit einer «besonderen Problematik», aber auch mit «besonderen Kompetenzen».

«Stop and Grow» nennt Meyer-Legrand diesen durch Überforderung gekennzeichneten Lebensansatz der Betroffenen. Sie sieht in dem chaotisch Rastlosen und gleichzeitig Stagnierenden eine «Suchbewegung». Wonach? Nach «Sinn», nach «Heilung», nach «Wachstum», das auf vorhandene Ressourcen hinweist. «Denn das haben sie ja auch durch ihre Eltern gelernt: immer wieder aufzustehen und sich nicht unterkriegen zu lassen.»

Ihre Klienten dürfen Hoffnung auf Heilung haben, denn sie stellt den zu ihr Kommenden den Zusammenhang zwischen der eigenen Geschichte und dem schwierigen Aufwachsen der Eltern her. Das entlaste ungeheuerlich, denn das bis dato als individuelles Versagen Erlittene und Erlebte, als innerseelischer Konflikt, würde durch den Hinweis auf das Geflecht zeitgeschichtlicher Ereignisse Sinn erfahren. «Herausforderungen und Hindernisse bekommen eine neue Bedeutung, werden zur Quelle von Kraft und Energie. Aus der frühen Rollenzuweisung, Eltern für die eigenen Eltern zu sein, sind auch besondere Lebenskompetenzen hinsichtlich Verantwortung im privaten, beruflichen und gesellschaftlichen Kontexten erwachsen. Das heisst, eine besonders leidvolle Geschichte birgt auch sehr oft grosse Kompetenzen.»

Anselm Grün nannte es einmal, «aus Tränen Perlen machen». Oder: «Das Leiden und die hohe Leistungsbereitschaft, der hohe Anspruch an sich selbst, sind keine Diskrepanz, sondern in diesem Leid liegt auch immer die Chance, gesund und heil zu werden.»

Zu diesem Themenkomplex gehört für mich auch unbedingt die Heimatsehnsucht. Dieses merkwürdige Gefühl, das ich schon als Kind hatte, dass ich hinter mir nichts finde als nur meine Eltern. Andere Kinder und Freunde in dem Dorf im Nordwesten

Deutschlands, in dem ich aufgewachsen bin, hatten Grosseltern, Cousins, Cousinen, Tanten, Onkel, lebten auf grossen alten Bauernhöfen, in grossen Häusern mit alten Möbeln. Und wir hatten das alles nicht. Nur uns. Dieses Wissen-Wollen, was hinter mir liegt, woher ich eigentlich komme, wurde immer stärker, bis ich tatsächlich in die Orte meiner Vorfahren fuhr und erstaunt war, dass meine Wurzeln im Osten liegen. Erst hier in Schlesien war ich erschüttert und wusste vor Trauer nicht mehr, wohin, als ich auf dem eingeebneten Friedhof stand, unter dessen Rasendecke, wie ich erfahren hatte, mein Grossvater lag. Er war am Ende des Krieges auf der Flucht nach Westen, bei der meine Grossmutter unterwegs vor Schwäche zusammengebrochen war und man sie an einem unbekanntem Ort an der Oder in einem Schrank begraben hatte, schlussendlich wieder in sein altes Heimatdorf zurückgekehrt und dort in seinem Haus einsam gestorben.

Da überwältigte mich plötzlich die Zerbrochenheit der Familie, jene in unserer Familie nie besprochene Geschichte. Auch unter den in der damaligen DDR lebenden fünf Geschwistern, die mein Vater erst bei einer Beerdigung seines Bruders in den 1970er-Jahren wiedersehen konnte, wurde über die schmerzlichen Gefühle, über den Tod meiner Grosseltern, kein Wort verloren. Ich erfuhr davon erst 2004 von meiner Leipziger Cousine.

Eugen Drewermann versucht die Sehnsucht nach Heimat so zu fassen, wie die Indianer sie sehen: «Dort, wo meine Vorfahren bestattet wurden, da, wo der Geist meiner Ahnen wohnt, das ist heiliges Land.» Da fände sich Traditionsgebundenheit, kulturelle Tradition, ein Lebensgefüge, das in die natürliche Landschaft hineinpasst: tragende Säulen. In Bezug auf unser Thema heisst das: Heimat, das sind Erinnerungen lokaler Herkunft. Im Verlauf des Lebens haben wir dazu sehr unterschiedliche Einstellungen, abhängig vom Lebensalter. Im jugendlichen Alter ist einem Erinne-

rung fast lästig, aber wenn wir das Alter unserer Eltern erreichen, etwa ab 50, beginnt eine neue Identität. Dann wollen wir wissen, was los war.

Besonders in Vertriebenenfamilien ist die Sehnsucht nach dieser alten Heimat, nach der emotionalen und geografischen Herkunft besonders stark. Drewermann empfiehlt auch in diesem Fall, die alten Orte zu besuchen, vielleicht dort Menschen kennenzulernen, Brücken zu schlagen. Aber als Psychoanalytiker meint er, dass man Heimat nur in sich selbst finden und nur im eigenen Leben ankommen kann. Er fasst die Heimatsehnsucht der Kriegsenkel als «etwas Seelisches» auf, was diese vermissen. «Deren Heimatlosigkeit ist die zerbrochene Familie, das Durcheinander der Eltern», die beide unter wirtschaftlichem Druck standen und als Eltern nicht genügend da waren. Und dieses «materielle Missverständnis»: Es wurde «abgefüttert», anstatt menschliche Beziehungen zu pflegen und sich mitzuteilen. Da wurde etwas auf der «Haben-Ebene» gesucht, was nur im «Sein» herzustellen ist. Hier von Heimatlosigkeitsgefühlen zu sprechen sei richtig. «Aber die Verbindung zu den Vertriebenenproblemen sind weit hergeholt.»

Meyer-Legrand sieht in dieser Sehnsucht eher einen grossen Wunsch nach «Beheimatung, nach dem eigenen Platz im Leben beziehungsweise in der Gesellschaft». Die Individualisierung der Gesellschaft gehe zu stark mit einer gewissen Unbehaustheit einher, die alle herausfordere. «Die Kriegsenkel sind die Ersten, die angehalten sind, sich permanent neu zu erfinden, zu optimieren, immer und grenzenlos mobil und flexibel zu sein.»

So sind die Kriegsenkel heute die aktiven Gestalter unserer Gesellschaft. Bei aller Notwendigkeit, uns mit uns selbst zu beschäftigen, sehe ich die Gefahr einer stagnierenden Larmoyanz. Komplementär wäre es wichtig und alle Beteiligten voranbringend, mit diesen vielen Einsichten über sich und die eigene Geschichte aktiv zu handeln und die Gesellschaft, wie sie sich uns

jetzt darstellt, mit allem zur Verfügung stehenden Engagement zu verändern. Damit wir nicht in die Resignation flüchten müssen, weil rechte Extremisten die Stimmung für sich nutzen und/ oder der neoliberalistische Wahnsinn noch weitere Kreise zieht und wir am Ende in unserem beruflichen wie im privaten Leben nur noch funktionieren wie Maschinen. Denn aus unserer Marktwirtschaft ist schon längst eine Marktgesellschaft geworden, in der jeder Lebensbereich dem Zweckrationalismus geopfert wird.

Drewermann wünscht sich von dieser Generation, dass sich Berufsgruppen zusammenschliessen. Psychologen, Sozialarbeiter, Analytiker, eine «merkwürdige Mischung» von Lehrern, Tierärzten, Biologen, Verhaltensforschern, Neurologen, also alle, die mittelbar mit Anthropologie zu tun haben, mit der klaren Forderung: «Wir möchten unsere Kinder nicht mehr Dinge lernen lassen, die für ihre persönliche Lebensgestaltung keinen Sinn machen oder die nur der Karriere dienen oder in einer Weise so rational sind, dass sie keine Gefühle zulassen.»

Und sein dringendes Anliegen: «Wir haben bis 1945 gelernt, uns ganz den emotionalen Gebärden hinzugeben. Man sieht den Nationalsozialismus als die Ästhetisierung des Politischen, loddernde Gefühle, Massenpsychologie, inszenierte Propagandashows auf höchstem Niveau.» An den Fähigkeiten Goebbels' habe nie jemand, auch im Nachhinein nicht, gezweifelt. Aber es war natürlich ein Fehler, sich so emotionalisieren zu lassen.

Heute haben wir seiner Ansicht nach auf das Gegenteil gesetzt: Unsere Politik hat klare Ziele, ist rational geprägt, ist verhandelbar, denn Gefühle sind vielleicht gefährlich, sie machen vielleicht verrückt. Was dabei nicht bedacht wird, ist, dass, wenn man Menschen zwingt, ihre Gefühle zu verdrängen, sie auf eine Weise gefährlich werden können, die mindestens so fatal sein kann: «Solche Menschen sind deshalb so gefährlich, eben weil sie die Rück-

koppelung an ihre Gefühle nicht entwickelt oder sogar ganz verloren haben.»

Hier sind die heutigen Kriegsenkel, die ja auch Eltern sind, gefragt. Sie sollten ihre Kinder auch Kinder sein lassen, nachdem sie ihre eigene Parentifizierung erlebt und überlebt haben.



## DIE ZWEITE GENERATION DER VERTRIEBENEN IN POLEN

Bei Lesungen und Veranstaltungen zu meinen Büchern über Schlesien stelle ich immer wieder fest, dass sich in Deutschland vor allem ältere und alte Zuhörer vom Thema Schlesien und den Folgen der Vertreibung angesprochen fühlen, in Polen hingegen fast ausschliesslich jüngere bis junge Teilnehmer. Hier, bei besonders sensibilisierten Vertretern der jüngeren Generation von Polen und Polinnen, deren Eltern, meist schon Grosseltern, noch leibhaftig ins historische Geschehen verstrickt waren, gibt es ein Bedürfnis nach Innehalten, Analyse, Reflexion, Selbstbefragung.

Hier entwickelt sich auch die Erkenntnis, dass es strukturelle Ähnlichkeiten zwischen der Vertreibung der Deutschen und der Vertreibung der Polen aus dem ehemaligen Ostpolen gibt, also aus Galizien und Wolhynien, aus Lemberg und Wilna, aus den «kresy», den einstmals polnischen Grenzgebieten Richtung Osten, die heute ukrainisch, weissrussisch und litauisch sind. Die jüngere Generation aufgeschlossener Intellektueller in Polen hat auch das Bedürfnis, die rein polnische Perspektive zu überwinden und den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen in einen grösseren, allgemeineren Zusammenhang zu stellen, eine internationalere Perspektive einzunehmen. Natürlich gibt es Ähnlichkeiten zwi-

schen den Vertreibungsgeschehen, aber auch sehr deutliche Unterschiede, gerade bei der zweiten Generation.

Zwar war es während der Zeit des Sozialismus in Polen inopportun, ja verboten, öffentlich über die verlorenen polnischen Ostgebiete, also Städte wie Lemberg und Wilna, zu sprechen und vor allem ihren Verlust zu beklagen und zu betrauern. Dieses Verbot galt ähnlich wie in der DDR, wo der Verlust der deutschen Ostgebiete nicht erwähnt werden durfte. Aber anders als in der DDR, wo sich die Bevölkerung und vor allem die betroffenen Bevölkerungsteile zumeist diesem Verbot unterwarfen, liess man sich in Polen nicht alles verbieten. Privat, in den Familien und gewissen Gruppen waren die Geschichten über den verlorenen polnischen Osten hoch im Kurs, und nicht nur die Geschichten, auch der Dialekt, das Essen, die Lieder, das von dort Mitgebrachte. Das Wachhalten der Erinnerung hatte etwas von Subversion, von nationalem Widerstand gegen ein aufoktroiertes Regime, es war eine wirkungsmächtige Mischung aus Heroismus und melancholischer Empfindsamkeit.

In der sozialistischen Zeit, ziemlich direkt nach dem Zweiten Weltkrieg, also in den späten 1940er-Jahren, gab es für die «Repatrianten», das heisst für die polnischen Vertriebenen, die in die ehemals deutschen, aber von der polnischen Propaganda als «urpolnisch» bezeichneten Gebiete kamen, sogar besondere Lieder, mit denen sie sich in ihrer neuen Heimat aufgehoben fühlen, sich mit ihr aussöhnen sollten, Lieder mit heroischen Titeln wie *Der Weg nach vorn* oder *Neue Heimat*, Lieder mit einem ideologisch markigen Text, sinngemäss: Wir lassen alles zurück, wir fangen hier in der urpolnischen Erde neu an, und mit unserem Lemberger Humor schaffen wir das auch spielend.

Gleichzeitig aber hatten derartige Lieder unglaublich tieftraurige, pathetisch-schwermütige Melodien, die den optimistischen Text konterkarierten und natürlich doch von dem erlittenen Verlust kündeten. Es gab auch revanchistische polnische Vertriebene,

die Sprüche klopften wie «Jedna bomba atomowa i wrocimy znów do Lwówa. Druga mala, aie silna, i wrocimy tez do Wilna» (Eine Atombombe, und wir kehren wieder nach Lemberg zurück. Eine zweite, kleine, aber kräftige, und wir kehren auch nach Wilna zurück).

In den sozialistischen Zeiten der 1970er-, 1980er-Jahre wurden solche Sprüche augenzwinkernd von oppositionellen Studenten sozusagen gegen die Verbote und Denktabus des Kommunismus zitiert – an dieser Stelle werden die Unterschiede zu den oppositionellen Studenten in Westdeutschland jener Zeit besonders deutlich, für die das Thema der Vertreibung gern automatisch mit dem Faschismusvorwurf verquickt wurde.

Bis 1989 erinnerte man sich an die verlorenen Ostgebiete in Polen in Heimlichkeit. Erst nach der Wende wurde der Verlust offen und öffentlich zu Gehör gebracht. Der Essay *Zwei Städte* des polnischen Schriftstellers, Lyrikers und Essayisten Adam Zagajewski erschien 1991 sozusagen pünktlich nach der Wende, nachdem es möglich war, darüber zu schreiben (die deutsche Übersetzung wurde 1995 in *Sinn und Form* veröffentlicht). Dieser Schlüsseltext ist nicht nur aufgrund seiner Sprache faszinierend, sondern auch aufgrund der strukturellen Ähnlichkeiten, aber auch Verschiedenheiten der Gefühlslagen von Vertriebenen der ersten und zweiten Generation in Deutschland. Denn Zagajewski entwirft einmal ein Panoptikum älterer, aus Lemberg vertriebener Polen, die sich 1945 ungewollt im ehemals deutschen Gleiwitz wiederfanden – miniaturenhafte Kabinettstückchen der Integrationsverweigerung. Zum anderen beschreibt er seine eigenen Bemühungen als Kind, gegen Widerstände das ehemals deutsche Gleiwitz als neue Heimat zu erobern. «Gleiwitz. Was war das für eine Stadt? Schlechter. Kleiner. Unscheinbar. Industriestadt. Fremd. Meine Mutter weinte, während sie durch die Strassen ging.» So setzt der Essay ein. Dann schildert Zagajewski seine eigentümlichen Eindrücke als Kind und als Heranwachsender in ei-

ner Stadt, die langsam seine Heimat zu werden beginnt, obwohl sie es eigentlich nicht werden sollte. Denn sie war mehrheitlich von aus Lemberg vertriebenen Polen geprägt, die die Stadt, die sie hatten verlassen müssen, als schönste Stadt der Welt bezeichneten: «... fast alle konnten vor ihre Berufsbezeichnung ein ‚ex‘ setzen ... Lebende Schatten, Emigranten im eigenen Land, Exprofessoren einer nicht mehr existenten Universität, Exoffiziere einer nicht mehr existenten Armee, der östliche Akzent eines nicht mehr existierenden Ostens, Exräte und Exanwälte, Dienstränge einer anderen Ära, gewendete Mäntel, Stiefel aus Vorkriegsleder, Hüte, ausgebleichen und von Schildern von nicht mehr existierenden Firmen.» Zagajewski beschreibt aus seiner Kindheitsperspektive die alten Lemberger als aus der Zeit gefallene Gruppe, die sich einem Neuanfang an ihrem neuen Wohnort verweigern: «Die alten Damen trugen Hüte, die vor 40 Jahren modern gewesen waren, und bedeckten ihre Gesichter mit dicken Puderschichten. ... An ihrer Seite alte Herren, die nichts hörten. In altmodischen Anzügen. Mit Krawatten, in denen ganze Heere von Motten wohnten. Sie sprachen über Dinge, die sie verloren hatten. Über die Stadt, die sie verloren hatten.» Zagajewski beschreibt einen Nachbarn, der durch seine radikale Ablehnung von Gleiwitz im Gedächtnis bleibt: «Der Mieter eine Etage unter uns hasste den Kommunismus so sehr, dass er nie aus dem Haus ging. Nur manchmal liess er sich in seinem blauen Schlafanzug auf dem Hof blicken. Auch er stammte aus Lemberg und gehörte zum radikalen Flügel der Zugereisten, der jeglichen Kontakt mit der neuen Welt ablehnte. Auf dem Hof erschien er, wie gesagt, nur im Pyjama, damit ja keiner dächte, er wolle aus dem Haus.» Zagajewski muss sich seine Kindheit in Gleiwitz gegen die in die Vergangenheit gebannten Vertriebenen mit beinahe schlechtem Gewissen erkämpfen: «Ich fand schlicht Gefallen an der Welt. Aber in den Augen der Älteren, gar der Ältesten, wurde ich fast zum Verräter.

Es ziemte sich nämlich nicht, hier, in dieser zufälligen Stadt, die Welt schön zu finden.»

Zagajewski, der unmittelbar nach dem Krieg Geborene, der von der Kriegs- und Vorkriegsgeneration entscheidend geprägt wird und trotzdem auf seiner eigenen Wahrnehmung, auf der Eroberung seiner eigenen Heimat beharrt, die ihm als nicht echt, als talmiartig ausgedet werden sollte, schafft es, seine Position als Nachgeborener in ein sehr schönes Bild zu fassen: «Von ihrem [der ersten Generation] Standpunkt aus war die Tatsache, dass jemand einen Monat nach Kriegsende geboren wurde, geradezu ein Witz. So als käme man zehn Minuten nach Konzertende in die Philharmonie und fände nur noch einen vergessenen Schirm in der Garderobe.»

Ein weiteres Beispiel für einen Vertreter der zweiten Generation, der sich mit diesem Thema produktiv beschäftigt, ist der polnische Liedermacher Roman Kolakowski, Jahrgang 1957, in Breslau geboren, dessen Familie, wie viele neue Bewohner Breslaus, teilweise aus Lemberg stammte. In seinem Lied «Ansichtskarte aus Breslau» von 1991 bezeichnet Kolakowski Breslau, obwohl es vor gar nicht langer Zeit eine deutsche Stadt war, ein wenig trotzig-nüchtern als seine Heimat: «Hier bin ich geboren / hier ist mein Platz auf Erden / hier hab ich von Zukunft geträumt / die ja schon dicht vor der Tür steht / warum fühl ich mich unsicher / wenn ich auf die Turmuhr schaue / die beharrlich die Zeit anzeigt / die Zeit von Mitteleuropa / Also eilt mein Gedanke voraus / glaubend, dass ich im Recht bin / im polnischen Wroclaw die deutsche Turmuhr / das ist auch meine Heimat.» Seine schwärmerische Sehnsucht jedoch richtet sich auf das verlorene Lemberg, Lwów, das er nur durch Erzählungen kennt. Mit seiner angenehm pelzigen Stimme besingt er Lemberg, das für ihn Ausland ist, als Stadt der Liebe und der Geheimnisse, des alten Kinos, der östlichen Sprachmelodie, des Lyczakówer Friedhofs (der grossen Lemberger Nekropole) und des lustigen Lemberger Radiosenders. Bres-

lau ist im Lied stärker mit Schmerzen, Zweifel, Unsicherheit, Rauheit, historischen Verwerfungen und anklagender Härte verknüpft, während die Passagen über Lemberg mit grösster Weichheit der Stimme, mit schmelzender Sehnsucht nach einem idealen, verlorenen Kosmos gesungen werden. Dem Sänger gelingt es, die Sehnsucht seiner Eltern, die er in sich eingemeindet und zu seiner eigenen Sehnsucht gemacht hat, zum Ausdruck zu bringen. Er muss sie sich nicht verbieten, er schämt sich nicht dafür, vielmehr ist es ein erfülltes Pathos, das er ausleben kann: «Und Lwów, das ist für mich Ausland / der östliche Singsang das alte Kino / Lwów ist für mich Geheimnis / die Liebe die ich dort nie erfuhr / Lwów das ist die Zeit die sich entfernt / die Vorkriegsfibel das ist / der ausgelassene Lwówer Sender / na und der Friedhof von Lyczaków.» Undenkbar wäre analog dazu ein anerkannter Liedermacher in Deutschland, der hemmungslos vom schlesischen Dialekt, von einem Breslauer Friedhof oder vom Sender Runxendorf mit dem Komiker Lommel schwärmte.

Neben diesen poetischen Annäherungen an das Thema der zweiten Generation von Zagajewski und Kolakowski beschreitet der Krimiautor Marek Krajewski einen anderen Weg, um sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. 1966 in Breslau geboren, zählt er ebenfalls zur zweiten Generation der Vertriebenen, da Teile seiner Familie aus Lemberg stammten. Krajewski ist klassischer Altertumsforscher, Altphilologe und gleichzeitig populärer Krimiautor. In den 1960er-, 1970er-Jahren im polnischen Breslau aufgewachsen, konnte er vor Ort die nationalpolnischen Bemühungen beobachten, den urslawischen Urgrund Breslaus durch archäologische Ausgrabungen und Neubewertungen auszuloten, um den neuen Herrschaftsanspruch über die «wiedergewonnenen Gebiete» nach 1945 zu untermauern. Möglicherweise hat ihn dies dazu angeregt, sich mit der noch älteren Archäologie, der klassischen Antike, zu befassen. Aber diese Beschäftigung führte viel-

leicht zu weit weg von einer antiken Schicht Breslaus, die zwar schon entfernt genug war, also einen gewissen Mumifizierungs- und Petrifizierungsprozess durchlaufen hatte, aber doch noch anders unter den Nägeln brannte als die römischen Überreste oder das plastische Erbe: nämlich die archäologische Schicht des Deutschen in Breslau.

Marek Krajewski rekonstruiert in seinen sehr populären Breslau-Krimis der letzten 10, 15 Jahre das deutsche Breslau der 1930er-Jahre bis 1945. Er geht dabei wissenschaftlich und quellenkundig exakt vor; verwendet alte Stadt- und Fahrpläne, sogar genau datierte Speisekarten bestimmter Lokale, die dann in den Romanen an dem exakten Datum mit den exakten Gerichten eine Auferstehung feiern. Er entwirft die Figur eines nicht unsympathischen deutschen Kommissars, Eberhard Mock, ein Schlesier aus Waldenburg, der im Breslauer Rotlichtmilieu ermittelt.

Was passiert hier? Krajewskis Familie war nach 1945 in eine mehr oder weniger von ihren angestammten Bewohnern entvölkerte Stadt gekommen, in eine fremde Stadt, deren Überlieferungen und Traditionen nicht die ihren waren. Dem Sohn genügten die angebotenen Identifikationsmöglichkeiten wie wiedergewonnene Gebiete, urslawischer Boden, plastisches Erbe, polnische Muttererde, Breslau als neues Lemberg irgendwann nicht mehr – wie vielen aufgeschlossenen Vertretern seiner Generation. Er wollte sich nicht mit der amputierten Erinnerung, mit der Gedächtnislosigkeit der Stadt Wroclaw abspeisen lassen. Er merkte, dass es sich in diesen Regionen komplizierter mit der Identität verhält, dass der *genius loci* Breslaus eine grössere Komplexität bereithält, die die deutsche Vergangenheit nicht ausser Acht lassen darf. Und so begann er akribisch und mit viel überschäumender Fantasie sich die jüngere deutsche Zeit zu erobern, sie zu rekonstruieren und sie gleichzeitig neu zu erfinden, um schliesslich ein

Konstrukt von Heimatgefühl dem neuen Breslau gegenüberzustellen.

Dieses Heimatgefühl hat sich die Schicht der deutschen Antike sozusagen einverleibt, sich ihrer vergewissert, sie sich anverwandelt. Nur so entsteht ein komplexes Panorama der Stadt. Nur so ist die Identität ihrer Bewohner vollständig. Nun können sie ohne ängstliche Klitterung und mit grösserer Offenheit zu neuen Niederschlesiern, zu neuen Breslauern werden.

Was fragte neulich ein junger polnischer Wissenschaftler in Kreisau? Ob in Deutschland der schlesische, also der nieder- und mittelschlesische Dialekt noch viel gesprochen würde. Die Antwort, dass dieser Dialekt so gut wie ausgestorben sei, empfand er als traurig, «denn wir wollen doch wissen, wie die Leute, die früher hier gelebt haben, gesprochen haben».

Die Breslauer Bürgerschaft entwickelt einen zunehmenden Lokalpatriotismus, der die vergangenen Zeiten einschliesst. So waren im Bremer Kunsthandel sehr wertvolle schlesische Silberschmiedearbeiten aus dem 17. Jahrhundert aufgetaucht. Der Breslauer Bürgermeister wollte sie erwerben, es fehlte ihm jedoch das Geld. Gerade die Hälfte konnte er zur Verfügung stellen. Dann startete er zusammen mit der *Gazeta Wyborcza* einen Aufruf an die Breslauer Bürgerschaft, an Firmen, Unternehmen, Einrichtungen und Privatpersonen, für den Erwerb des schlesischen Kunsthandwerks Gelder zu spenden. Tatsächlich kamen die benötigten 1,3 Millionen Euro zusammen, und die Kunstgegenstände konnten erworben werden. Stolz werden sie nun im Stadtmuseum präsentiert, «denn sie gehören doch in unser Breslau».

Studenten interessieren sich für den so lange ausgesparten Zeitraum der deutschen Geschichte der Stadt und der Region Schlesien, sie unternehmen freiwillig im Sommer Exkursionen zu den Festungsbauten Friedrichs II., empfinden das Gedicht von Max Herrmann-Neisse (aus dem schlesischen Neisse) mit



dem Titel *Breslauer Winternacht* als das schönste Gedicht über Breslau, erobern sich ihre Stadt auf den Spuren Edith Steins, schlüpfen sozusagen in die Rolle von Deutschen, die nach ihrer Vergangenheit suchen, und werden dann auch passenderweise vor Edith Steins Schule von aus den Fenstern schauenden Anwohnern als «niemcy, niemcy!», also als Deutsche, tituliert.

Sie erfreuen sich an einem literarisch wenig bedeutenden Text aus dem 19. Jahrhundert, der eine Gegend im Norden der Stadt als Verbrechergegend beschreibt, als sie feststellten, dass auch heute dieses Stadtviertel keinen guten Ruf genießt. Ihre Freude gilt der Unverwüstlichkeit eines – wenn auch negativen – *genius loci*, der trotz Vertreibung und Neubesiedlung wirksam sein muss.

Ein polnischer Student, der in Breslau geboren wurde und ganz normal, also ungebrochen, dort aufwuchs, erzählte, dass ihm im Alter von 17 Jahren die Stadt aufgrund ihrer Architektur und Geschichte plötzlich fremd wurde. Erst durch das Oderhochwasser im Jahr 1997 habe er sich im Kontakt mit Sandsäcken, Steinen, dem Wasser, also haptisch, der Stadt vergewissert und verspüre seither ein neues Heimatgefühl Breslau gegenüber.

Ob durch archäologische Rekonstruktion deutsch-antiker Schichten in Person des Kommissars Eberhard Mock, durch detektivische Stadtpaziergänge, den Erwerb schlesischer Kunstgegenstände oder durch den direkten Kontakt mit der städtischen Substanz beim Oderhochwasser – all dies dient dazu, aus der fremden Stadt, der fremden Region eine vertraute Stadt, ein vertrautes Land zu machen, eine heimatliche Verwurzelung ohne Amputation und Amnesie.

Beschäftigt man sich heute mit dem Thema der zweiten Generation in Polen auf breiter, gesamtgesellschaftlicher Ebene?

Bislang war die Beschäftigung mit der zweiten Generation der Holocaust-Überlebenden in Polen relativ weit verbreitet.

Dass aber zur zweiten Generation nicht nur Juden gehören, sondern auch nicht jüdische Polen, ist ein neuer Gedanke. Neben dem Oral-History-Projekt «Brama» (Tor) in Lublin, das sich vor allem mit der zweiten Generation von Holocaust-Opfern befasst, gibt es in Warschau auch ein Archiv mit einer Interviewsammlung zu Folgen des Krieges und der Umsiedlung mit dem Namen «Osrodek karta». Zu den wenigen, die sich ausführlicher mit der zweiten Generation beschäftigen, gehört etwa Ewa Graczyk, Professorin für Polonistik in Danzig, die für den Essay *Wnuczki wojny (Kriegsenkel)* im Jahr 2014 den Preis der Stadt Gdynia erhielt. In ihrem Essay geht es nicht nur um die Suche nach Kriegsenkeln in der polnischen zeitgenössischen Literatur, also um biografische Texte oder um die Verarbeitung biografischer Prägungen in fiktionalen Texten, sondern auch um ihren eigenen, sehr persönlichen Zugang zu diesem Thema.

Weiterhin gehört zu den wenigen, die sich mit dieser Thematik befassen, die Krakauer Autorin Katarzyna Turaj-Kalinska, die in ihrem aktuellen Aufsatz *Kresy 1943* das Schicksal ihrer Familie während des Wolhynienmassakers 1943, bei dem viele Polen von Ukrainern getötet wurden, beschreibt, eine Gräueltat, vor der ihre Familie fliehen musste. Ihr Text besteht aus einer Mischung aus erzählten Geschichten der Erlebnisgeneration und ihrer eigenen Prägung als sogenannte Nachgeborene.

Schon im Jahr 2008 gab die Krakauer Psychologin Anna Lipowska-Teutsch zusammen mit Ewa Rylko zwei Aufsatzsammlungen über Kriegsfolgen heraus, *Pamięć wędrówki* und *Kobiety wędrówka (Das Gedächtnis der Wanderungen und Wanderfrauen)*. Diese Bücher wollen die Stille um die tabuisierte, traumatische Erinnerung aufheben, sie wollen die Hemmungen der Erzählenden aus Angst vor negativen Folgen brechen. Immer wieder wird in den Aufsätzen die Situation zwischen den beiden Generationen beschrieben. Es geht in den Aufsatzsammlungen

um den Holocaust in der Erinnerung, um mündliche Erzählung im Gegensatz zur Geschichtsschreibung, um Vergangenheit, Gedächtnis und Traumata umgesiedelter Frauen, um die Kresy, um die Aktion Weichsel, um Repatrianten und Migranten. An diesen Oral-History-Projekten wird mit Interviews und Publikationen weitergearbeitet.

Eine wichtige Rolle im Zusammenhang mit der zweiten Generation spielt die Krakauer Publizistin und Philosophin Slawomira Walczewska, die dazu in der Zeitschrift *Zadra* einen Text unter dem Titel *Droga i dom (Weg und Haus)* veröffentlichte. Hier setzt sie sich kritisch mit dem Essay *Vagabundinnen* der deutschen Feministin Christina Thürmer-Rohr auseinander. Thürmer-Rohr, selbst Kind von Vertriebenen aus Schlesien, beschwört in ihrem Essay die Nicht-Sesshaftigkeit als notwendig und positiv, was Slawomira Walczewska als unzulänglich kritisiert. Slawomira Walczewska, die sich auch als Dokumentarfilmerin einen Namen gemacht hat, nennt als Motivation, sich mit dem Thema der zweiten Generation zu beschäftigen, das Schweigen von Tausenden, von Millionen von Polen und Polinnen, das spätestens ab 1990 immer unerträglicher wurde. Da während des Sozialismus nicht öffentlich über die Umsiedlungen gesprochen werden durfte, wurde, vor allem zum Schutz der Kinder, die in der Schule nichts ausplaudern sollten, geschwiegen. Nur spät in der Nacht, so erzählt Slawomira Walczewska, wenn die Kinder im Bett waren, wurden manchmal traumatische Geschichten aus der Vergangenheit erzählt.

Es gab eine Zensur im Kopf, es gab fest verschnürte Emotionen, die hinter den Erzählungen von scheinbar unwichtigen Details steckten. Ab 1990 wurde die Stille, das Schweigen, die Verslossenheit, die von einigen besonders sensiblen Personen als unerträglich empfunden wurden, langsam durchbrochen, und zwar zunächst durch das Thema der Polen in den sibirischen Gulags. Die Entdeckung problematischer Bereiche in der polnischen

Vergangenheit war geradezu eine Provokation. Es gab dafür keinen Platz im öffentlichen Diskurs, es existierte keine Form, wie mit traumatischen Erlebnissen umzugehen war. Einfache Leute aus der Erlebnisgeneration allmählich zum Sprechen zu bringen ist die grosse Leistung der beiden Dokumentarfilme von Slawomira Walczewska und Alina Doboszevska, *Jugow* (2011) und *Krasne busk* (2012). *Jugöw* spielt im ehemals deutschen Hausdorf im schlesischen Eulengebirge, nach 1945 in Jugow umbenannt, und zeigt ältere polnische Einwohnerinnen des Dorfes, die sich vor der Kamera an den Krieg, an ihre Vertreibung und Umsiedlung aus dem Osten Polens, heute Ukraine, und die Neuansiedlung im ehemals deutschen Dorf erinnern. *Krasne Busk* ist ein Film über das Dorf im ehemaligen Ostpolen, heute Ukraine, aus dem viele der umgesiedelten Frauen in Jugow stammten. Der Film *Jugow* wird oft gezeigt, berichten die Regisseurinnen, in verschiedenen Städten, in Kulturzentren und bei Festivals. Die Reaktionen des Publikums sind überwiegend positiv, oft wie befreit. Die Zuschauer geraten nach dem Film ins Reden, da durch ihn verschüttete und für verboten gehaltene Erinnerungen ausgelöst werden. So erzählte jüngst eine etwa 30-Jährige, dass sie als Kind im Nachbardorf von Jugöw oft bei ihren Grosseltern zu Besuch war, wo sie mit anderen Kindern bis in die 1990er-Jahre hinein das Spiel «Die Deutschen kommen zurück» spielten, als so unsicher wurde das Terrain noch 50 Jahre nach Kriegsende empfunden.

Bloss einmal, bei einer Philologinnenkonferenz in Stettin mit 200 Teilnehmerinnen, wurde der Film mit entsetztem Schweigen aufgenommen, vermutlich deshalb, weil darin in aller Öffentlichkeit Themen der unliebsamen, schmerzlichen Vergangenheit zur Sprache kommen, worüber sonst nur «in der Küche» gesprochen wurde.

Die Filme haben das Ziel, nicht nur polnische, sondern auch

ukrainische und deutsche historische Zusammenhänge zu beleuchten, sie wollen wegkommen vom polnischen Nationalismus und Revanchismus und sollen möglichst international gezeigt werden. Die Mit-Regisseurin Alina Doboszewska, die als Kind oft ihre Grosseltern in Jugöw besuchte, erzählt, dass sie sich, als sie lesen konnte, sowohl über die deutschen Aufschriften auf den Bildern im Wohnzimmer wunderte als auch über die alten deutschen Strassenschilder, die sie im Stall unter dem Heu fand. Sie spürte, dass hier etwas nicht stimmte, aber es war selbst ein Tabu, danach zu fragen.

Dasselbe erlebte sie Jahrzehnte später in dem heute ukrainischen Ort, zu dem sie sich aufmachte, weil ihre Eltern daher stammten: Dort erzählte ihr eine Russin, dass sie im Stall unter dem Stroh alte polnische Schilder gefunden habe, die ihr anstössig vorgekommen seien und über die sie mit niemandem gesprochen habe. Dieses Schweigen zu brechen, die verborgenen Erinnerungen unter dem Heu hervor ans Licht zu holen ist, das Anliegen nicht nur dieser Dokumentarfilmerinnen, sondern etlicher aufgeschlossener Intellektuellen in Polen.

*Till Scholtz-Knobloch*

## GELEBTE BIOGRAFIEN

Vor ein paar Jahren habe ich einen lukrativen Job im öffentlichen Dienst in Deutschland aufgegeben, um durch meine Tätigkeit als Chefredakteur der Zeitung der Deutschen Minderheit in Polen – dem in Oppeln erscheinenden *Wochenblatt* – nun meine Rentenanwartschaften aufgrund eines polnischen Einkommens zu ruinieren. Viele meiner damaligen Kollegen hielten und halten mich für verrückt. Womöglich hat mich aber gerade dieses von materialistischer Satttheit geprägte Gejammer der vielen Trillerpfeifengewerkschaftler um mich, dass es anderen Berufsständen ja viel besser ergehe, erst richtig angestachelt, einen Weg der Findung zu gehen. Immer wieder einmal hatte ich in Gesprächen mit damaligen Kollegen erfahren, dass deren Eltern wie meine aus Schlesien, andere aus Ost- oder Westpreussen, Pommern oder dem Suden-tenland stammten. Oft hatte ich dies schon anhand ihres Familien-namens angenommen und musste mich wundern, dass sie weder die Herkunft ihres Namens noch den Raum ihrer Wurzeln wirk-lich kannten – ja, dass ihnen dieser oft gar gleichgültig war. Schlimmstenfalls gehörten sie zu jenen, die manche Namen völlig unnötig amerikanisiert aussprechen, wenn ihnen dies von den Me-dien nur oft genug so vorgekaut wird. Bei ihrem eigenen Famili-ennamen aber scheitern sie und passen ihn ohne eigentliche Not

traditionslos der phonetischen Erwartungshaltung an. Ich sehe darin ein deutliches Indiz, dass man vor der eigenen, verborgenen Identität davonläuft.

Es ist schwer für mich zu sagen, was überwog, nach Polen auszuwandern – wie andere sagen – beziehungsweise – familiär betrachtet – nach Schlesien zurückzukehren, wie ich sage. Möchte ich erschrecken, sage ich auch: «Ich bin aus dem Exil zurückgekehrt.» Oder ging es mir um Lebensqualität durch Erkenntnisgewinn allgemein oder spezieller den Drang, die eigene Geschichte abzuarbeiten? Vielleicht gar manches stellvertretend für die deutsche Gesellschaft, die sich im Trauma des 20. Jahrhunderts schwertut, Fragen grundsätzlicher zu stellen und diese nicht nur mit Textbausteinen erwarteter Geschichtsdeutung zu belegen, die man abspulen kann, ohne schiefe Blicke zu ernten.

Ein Beispiel: Wissen Sie, was die im deutschen Profifussball tätigen Kicker Jeff Kornetzky (Rot-Weiss Erfurt), Marc Pfertzel (SV Sandhausen), David Ulm (Arminia Bielefeld), Régis Dorn, der 2013 seine Karriere beendet hat, oder auch Arsenal-London-Trainer Arsène Wenger gemeinsam haben? Alle fünf werden von der deutschen Sportpresse und den Kommentatoren regelmässig als «Elsässer» bezeichnet, ohne dabei auf die Zugehörigkeit des auch deutschsprachigen Elsass zu Frankreich herumzureiten. So soll es sein – man lässt ihnen ihre regionale Eigenart, ohne dass dies politisiert verstanden wird.

Die deutschen Nationalspieler aus Oberschlesien Miroslav Klose und Lukas Podolski oder der in Westpreussen beziehungsweise Pommerellen geborene Piotr Trochowski hingegen werden zu «Deutschpolen». In keiner Berichterstattung – ich meine nicht erklärende Hintergrundberichte – habe ich jemals den Kommentator im Wortfluss vom «Oberschlesier» Klose reden gehört. Entweder drückt sich der Verstand davor, so ein «belastetes» Wort in den Mund zu nehmen, oder aber es käme die Ausrede der Redak-

tion: «Wir sagen das nicht, weil die Masse das nicht verstünde.» Das hiesse letztlich, dass für die Mehrheit der heutigen Bundesdeutschen dann wohl das an Deutschland angrenzende Elsass als bekannt unterstellt wird, das viel grössere ebenfalls angrenzende Schlesien hingegen nicht, obwohl zudem ein viel grösserer Teil der bundesdeutschen Gesellschaft dort Wurzeln hat. Selbst vom in Schlesien gebürtigen Sportreporter Marcel Reif habe ich nie das Wort Schlesien in einer Sportberichterstattung vernommen.

Während ich also die bundesdeutsche Gesellschaft in ihren Verkrampfungen bis weit in die Wissenschaft vielfach als fast unerträglich durchschaubar empfinde, war der Erfahrungsreiz, in Schlesien zu leben und die fehlende andere Seite der Medaille kennenzulernen, übergross. Eine bereichernde Lebenserfahrung, denn Erlebnisse sind oft in das Gegenteil des anzunehmenden verkehrt. Zwar gibt es auch in Polen für mich terminologische Grenzen – so wird beispielsweise das Wort Autonomie völlig anders als in Westeuropa negativ als Umschreibung für Separatismus verstanden und muss mit Samthandschuhen angefasst werden –, im Allgemeinen aber spielt es weniger eine Rolle, Erwartungshaltungen durch eine politisch korrekte Wortwahl zu entsprechen. Es dominiert bei vielen Polen eher die Frage, wieso man so wenig Ostexpertise im Westen findet. Ostexpertise nicht im Hinblick auf die Grundzüge der Nachbarschaft, sondern speziell zu einst deutschen Regionen wie Pommern oder Niederschlesien oder Regionen wie Oberschlesien, Westpreussen und Masuren, wo sich deutsche und polnische Bevölkerung und Geschichte unmittelbar über Jahrhunderte mischten.

Reisegruppen aus Deutschland rauschen oft zu den bekannten Gedächtnisorten und stehen unterwegs Gesprächen mit potenziellen polnischen Partnern erst an zweiter Stelle zur Verfügung. Viele Polen merken, dass nicht sie der eigentliche Grund des Be-



suches aus dem Westen sind, sondern dass die anderen stärker ihr Gewissen antreibt, Teil eines «Tätervolkes» zu sein. Hingegen finden zum Beispiel polnische Historiker kaum noch Kollegen in Deutschland mit denselben Forschungsinhalten. Die Bundesrepublik gibt zunehmend ihre Forschung über die ehemaligen Ostgebiete auf – dabei würde diese zwingend das einbringen, was sich die polnische Seite zum Abgleich als Spiegelbild ihrer Arbeiten händeringend wünscht. Auch im Westen kann Vertreibungsgeschichte nicht – wie häufig zelebriert – allein die Geschichte der Integration nach 1945 im Westen sein.

Im Januar 2015 erlebte ich wieder mal eine Hochphase der für das heutige Schlesien typischen Debatte. Ich muss vorwegschicken, dass ich «aus der Ferne betrachtet» die Situation in Niederschlesien anders beurteile als in Oberschlesien, wo ich wohne. Ohne die Anwesenheit einer starken deutschen Minderheit und nach einem nahezu totalen Bevölkerungsaustausch in den Nachkriegsjahren ist man in Niederschlesien vielfach geradezu auf der Suche nach den letzten «Maskottchen» der einstigen deutschen Kultur – die Debatten leben stärker aus der Neugier. Mit der Anwesenheit von etwa einem Drittel alteingesessener Bevölkerung in der Opperlner Woiwodschaft oder im Lichte der Debatte um die Oberschlesische Autonomiebewegung in der irreführenderweise Woiwodschaft Schlesien genannten ostoberschlesischen Woiwodschaft um Kattowitz spiegeln die Debatten dort noch Züge eines verspäteten Volkstumskampfes. Der Umstand, dass die deutsche Minderheit – die ja mein Arbeitgeber ist – hier Bürgermeister und Landräte stellt oder in der Regierungskoalition der Opperlner Region sitzt, birgt für sie selbst also auch Gefahren.

70 Jahre nach Kriegsende sind es vorwiegend Angehörige der Erlebnisgeneration aus der deutschen Volksgruppe, die der Tragödie meist auf lokaler Ebene ohne öffentliche Resonanz geden-

ken. Oft ist es Arbeit am eigenen Seelenfrieden, denn bis 1990 war ihr Schicksal ein öffentliches Tabu. Wenige Ortsverbände der Minderheit wie etwa der DFK (Deutscher Freundschaftskreis) Chronstau finden die Kraft, der Öffentlichkeit den zeitgeschichtlichen Kontext 1945 aus ihrer Perspektive erklären zu wollen. Die in Chronstau referierende Historikerin Adrianna Dawid war ebenso Referentin einer Konferenz zur «Oberschlesischen Tragödie» (so nennt man in der Region die Geschehnisse um den Einmarsch der Sowjets, die einsetzenden Deportationen sowie die Vertreibung), die die Oppelner Universität im Januar 2015 gemeinsam mit Proskaus Bürgermeisterin aus der deutschen Volksgruppe Róża Malik veranstaltete. Ebendieser Sprung aus der Provinz in die Woiwodschaftshauptstadt war auch von der deutschen Minderheit politisch gewollt, funktionierte jedoch nicht.

Die Ankündigung auf der Homepage der Universität wurde erst am Vortag online gestellt. «Ich hatte eigentlich gehofft, etwas Neues über die Tragödie zu erfahren, das war nicht so, aber es ist wohl auch kein Wunder, wenn niemand weitere Studien zu dem Thema macht», befand der Woiwodschaftsvorsitzende der Deutschen Norbert Rasch. Die meisten Besucher kritisierten, man habe den Eindruck, dass beteiligte Historiker die Tragödie als etwas verstehen, das sich die Zivilbevölkerung selbst zuzuschreiben habe, weil sie doch ein Teil des verbrecherischen Nazi-Volkes gewesen sei.

Etwas anders stellt sich die Situation in der Woiwodschaft Schlesien dar. Hier im östlichen Teil Oberschlesiens bieten sich im städtischen Umfeld mehr Diskussionsmöglichkeiten, sind Debatten an sich häufig weiterentwickelt. Hinzu kommt, dass die Opfer der in der Region sogenannten «(Ober-)Schlesischen Tragödie» – also Deportierte, Vergewaltigte, Vertriebene – von 1945 hier von beiden Seiten der Zwischenkriegsgrenze von Deutschland und Polen kommen. Viele hatten hier schon vor 1939 die

polnische Staatsangehörigkeit (1921 hatte Deutschland Ostoberschlesien an Polen abtreten müssen) und mussten sich im Nationalsozialismus in Volkslisten zuordnen lassen.

Das macht das Täter-Opfer-Schema der unmittelbaren Nachkriegszeit breiter. Das Verständnis, dass es Opfer einer Schlesischen Tragödie gibt, ist hier folglich viel dichter an der polnischen Gesamtgesellschaft dran. Und so kommt auch der eigentliche Impuls der Debatte aus dieser Woiwodschaft. Im Bahnhof von Radzionkau (Radzionków) entsteht aus der Idee von Bürgermeister Gabriel Tabor, dessen Grossvater 1945 in die Sowjetunion verschleppt wurde, das Dokumentationszentrum der Deportationen Oberschlesischer Bevölkerung in die Sowjetunion nach 1945. Tabor sicherte sich die wissenschaftliche Unterstützung des staatlichen Instituts für Nationales Gedenken (IPN) und hat so den Ort geschaffen, an dem künftig niemand mehr vorbeikommt, der sich informieren möchte.

Die eigene Familiengeschichte hat mich auch hier wieder besonders beflügelt. Als Teilnehmer eines deutsch-israelischen Jugendaustausches konnte ich 1990 nach Israel und in die Westbank reisen. Meine Mutter gab mir ein kleines Foto in die Hand, auf dem sie 1943 in Oppeln im Kinderwagen liegt und von ihrem Kindermädchen durch die Stadt geschoben wird. Wenn ich schon einen Urlaub in Israel verbringe, dann solle ich bei der Gelegenheit doch auch einmal nach dieser heute alten Dame suchen, die 1945 als Überlebende des Holocaust nach Israel ging.

Ich wollte meine Mutter nicht enttäuschen, steckte das Foto ein und zeigte das Bild eher aus Verpflichtung aufgrund des Versprechens als in der Aussicht auf etwas Greifbares meinem Gastgeber. Ich holte also etwas aus und erzählte, dass meine Grosseltern mütterlicherseits – mein Vater wurde im niederschlesischen Strehlen geboren – aus Oppeln stammten. Grossvater Ernst war als Wasserbauingenieur einst bei der Provinzialregierung tätig. Im

Haushalt meiner Grosseltern in der Schillerstrasse (Slowackiego) ging bald das vermeintlich polnische Hausmädchen Marianna meiner Grossmutter Lita zur Hand. Doch meine Oma stutzte. Ein einfaches polnisches Mädchen vom Lande, das in ihrer Freizeit im Buchregal nach Werken von Hölderlin oder Goethe greift, das passte für sie nicht wirklich zusammen.

Auf Fronturlauben meines Grossvaters berichtete sie von ihren Zweifeln, doch mein Grossvater meinte nur: «Ach, das wird schon alles in Ordnung sein.» Es war eine Zeit, in der man sich glücklich schätzte, wenn man nicht zu viele gefährliche Wahrheiten kannte. Da mein Grossvater mit dem Vizepräsidenten der Oppelner Reichsbahndirektion bekannt war, erlebten meine Grossmutter und meine damals zweijährige Mutter eine «bequeme» Flucht per Bahn, wie sie wenigen vergönnt war. Doch den Anstoss, Oppeln zu verlassen, hatte die starken Stimmungsschwankungen ausgesetzte «Marianna» gegeben, die meiner Grossmutter geradezu punktgenau dringend zur Flucht riet. Wie sich nach dem Krieg in Briefen herausstellte, war sie als Jüdin mit gefälschtem Pass nach Oppeln gekommen, war dort immer wieder am Hauptbahnhof, um sich mit anderen «Illegalen» auszutauschen, die untereinander doch recht konkrete Ahnungen vom Holocaust hatten, Schicksalen von Angehörigen nachspürten und wie kaum andere aktuell ungeschönte Frontsituationen austauschten.

Sara, wie sie in Israel nun hiess, hatte als Einzige aus der Familie überlebt und nach dem Krieg manche Post mit meiner Mutter ausgetauscht. Die Korrespondenz brach jedoch in einem der vielen Kriege ab, die Israel um sein Existenzrecht führte. All dies hatte ich also meinem Gastgeber eher pflichtgemäss vorgetragen, der sich das ruhig und unaufgeregt bis zu Ende anhörte und dann ganz trocken und doch letztlich sanft schmunzelnd sagte: «Ich kenne diese Geschichte, der Sohn von ihr ist mein Nachbar.» Mitt-

lerweile verstorben, besuchte uns Sara noch daheim bei Hannover, besuchte Bergen-Belsen, sagte uns aber, dass sie nie wieder ihren Heimatort bei Kielce betreten werde. Nachbarn – Honoratioren –, die einst im Elternhaus zu Kartenspielen ein und ausgingen, hatten den Nazis verraten, wo «die Juden» im Ort lebten.

Ich habe in den letzten Abschnitten zwei wesentliche dramatische Einschnitte angesprochen: Deportationen zum Kriegsende und den Holocaust davor. Sie beide haben in der polnischen Öffentlichkeit ihren Raum gefunden. Dazu trägt allerdings entscheidend bei, dass Holocaust und Deportationen Taten anderer, der Nazis und Sowjets, waren. Die «Jedwabne-Debatte», die hier Parallelen zu Saras Heimatort bei Kielce aufwirft, führte erstmals auf wirklich breiter Basis dazu, in Polen auch eigene Täterschaft ernsthaft zu hinterfragen. Die Debatte um die Katastrophe der Deutschen im Osten 1945 hinkt dem noch hinterher – vielleicht wären zwei Brocken dieser Art auch zu viel auf einmal.

Und so ist die Auseinandersetzung mit dem Gedenken unter den Deutschen in Oberschlesien auch eine karitative Nischenaufgabe, Menschen vor ihrem Lebensende das Gefühl zu geben, dass ihre Leidenserfahrung nicht eine zweiter Klasse ist. Relativierungshypothesen empfinde ich dabei als geradezu beschämend. Die Vertreibung wird bei entsprechenden Debatten oft gar umschifft. Das persönliche deutsche Leid findet mittlerweile häufig in den polnischen Medien statt, dass deutsche Kulturlandschaften untergegangen sind – eben auch «Land» verloren ging –, dieser Aspekt im kulturgeschichtlichen und nicht eigentumsrechtlichen Sinne ist meines Erachtens noch immer hoffnungslos vernachlässigt. Er fehlt mir auch ganz deutlich in der deutschen Debatte. Im Hinblick auf die Aufarbeitung der Geschichte der ehemaligen DDR scheint mir der Umgang einfacher. Mit dem Schlagwort von «gelebten Biografien» hat man einen Verständnisrahmen gefun-

den, das Leben von Menschen in ihrem gesellschaftlichen Kontext zu beleuchten.

Für eine sportgeschichtliche Rückschau im *Wochenblatt*, die ich von Ausgabe zu Ausgabe, Saison für Saison abhandelte, hatte ich Tabellen der höchsten Spielklasse ab 1933, der Gauliga, veröffentlicht. Polnische Sportinteressierte bestellten wegen dieser Reihe kurzzeitig freudig Abos, zitierten und füllten polnische Sportblogs mit den Inhalten, hingegen echauffierte sich ein deutscher Pfarrer während einer Diskussionsveranstaltung, bei der die Zeitung auslag, darüber, dass man doch nicht «Gauliga» schreiben könne. Wie sonst aber sollte ich diese Spielklasse benennen? So und nicht anders hiess sie doch einfach. Ich diskutierte mit anderen über die Frage und war perplex, dass bundesdeutsche Diskutanten mir widersprachen und gelebte Biografien missachteten.

Und so habe ich mein eigenes Leben in dem Verständnis eingerichtet, Mittler zwischen Unverständnissen zu sein. Mit polnischen Freunden beklage ich publizistisch die ignorante Oberflächlichkeit, Polen entgegen seiner Geschichte und Lage in der Mitte Europas als «Osteuropa» zu titulieren. Viele Aspekte der Regionalgeschichte kann ich hingegen als Redakteur wie ein Pionier behandeln – dem Interesse einer polnischen Öffentlichkeit bislang entzogen und aus deutscher Sicht heute entfernt in einer fremden Welt lokalisiert, von der viele nicht einmal mehr wissen, dass es einst die eigene Welt der Ahnen war.

Die sprachliche Entwurzelung aufgrund des atmosphärischen beziehungsweise faktischen deutschen Sprachverbots – das *Neue Deutschland* konnte man zum Beispiel im von Deutschen entvölkerten Breslau am Kiosk kaufen, nicht jedoch in Oppeln, wo es so viele nicht anerkannte Deutsche gab – macht den Zugang innerhalb der deutschen Minderheit schwer, die eigene Geschichte aufzuarbeiten. Faktisch kann sich der Mensch nicht von der

sprachlichen Gedankenwelt abkoppeln, in der er aufwächst, und sei dies gezwungenermassen.

In Schlesien legten die deutschen Siedler einst Städte genau nach Plan in rechtwinkligen Strukturen an – in der Mitte das Rathaus, umringt von einem viereckigen, zu allen Seiten bebauten Platz. Umringt, darin steckt schon die Wurzel des Wortes «Ring», dem kulturgeschichtlich vielleicht schlesischsten aller Worte des deutschen Wortschatzes. Oder sollte man sagen, einstigen deutschen Wortschatzes? Jahrhundertlang trafen sich Schlesier, ob in Bunzlau, Militsch, Gleiwitz, Frankenstein, Breslau, Oppeln oder Jauer in der Stadtmitte am «Ring». Weil die Deutschen jedoch auch weiter östlich Städte anlegten, gelang dieses Wort polonisiert als «Rynek» in den polnischen Wortschatz. Wer den zentralen Platz heute aber als Deutscher in Polen im deutschen Sprachgebrauch als «Marktplatz» bezeichnet, offenbart damit unbewusst seine kulturelle Entwurzelung. Aber mein Herz blutet, dass Schlesier heute in deutscher Sprache vom Markt statt vom Ring sprechen. Ausserhalb Schlesiens war ein Ring unbekannt. Mit der Vertreibung starb dieses Wort im Deutschen im Grunde aus, und Lehrbücher aus der Fremde übersetzen Rynek nun tragischerweise mit Markt.

Die Tragödie der Deutschen im Osten hat so viele ungeahnte Aspekte, die mit ein wenig mehr aufrichtigem Verständnis für «gelebte Biografien» vielfach ganz anders diskutiert werden müssten. Ich selbst habe zwei Heimaten. Die der Erkenntnis und Identifikation in Schlesien und die der eigenen Erinnerung und ebenfalls Identifikation ganz anderer Art in Niedersachsen. Auflösen werde ich diese Widersprüche mein Leben lang nicht, ich werde sie eher an meinen in Schlesien aufwachsenden Sohn vererben.

*Sabine Behrens*

## **NIRGENDS UND NIE GUT GENUG – KRIEGSENKEL UND IHRE SELBSTZWEIFEL**

Auf der Sehnsucht nach Stabilität einerseits und im ständigen Aufbruch andererseits – zwischen diesen zwei Polen ist die Lebensgestaltung der Kriegsenkel-Generation häufig ausgespannt. Diese Suche nach dem ganz eigenen Lebensweg, jeden Tag neu begonnen, wird – bewusst oder nicht – wesentlich bestimmt durch die äusseren Lebensumstände und unseren Umgang mit ihnen, aber auch durch die inneren Gegebenheiten eines jeden, also seine gewachsenen Charakterstrukturen und mentalen Möglichkeiten, seine Beziehungserfahrungen und -muster, und durch seine individuelle Art und Weise, Erlebtes wahrzunehmen und zu verarbeiten.

Zu diesen inneren Gegebenheiten gehört auch, wie wir mit uns selbst innerlich umgehen: wie wir uns selbst motivieren oder hemmen (oder gar blockieren), be- oder gar verurteilen, loben oder kritisieren, bei Rückschlägen trösten, infrage stellen oder gar schuldig sprechen, uns Anerkennung zollen oder für Schwächen verdammen – das soll im Folgenden Thema sein, weil dieser innere Dialog massive Folgen für die reale Lebensgestaltung hat, gerade auch (aber nicht nur) für Kriegsenkel – und damit auch für ihre Kinder.

Wie also betrachten und beurteilen wir uns selbst, mit welcher Haltung treten wir uns selbst im inneren Dialog gegenüber? Man



kann dabei auch von der «Binnenkommunikation» sprechen. Oder sich einfach fragen: Wie rede ich eigentlich mit mir?

In der psychotherapeutischen Arbeit mit Menschen der Kriegsenkel-Generation – aber nicht nur mit diesen – erlebe ich immer wieder, wie sie unter einer primär negativen Binnenkommunikation leiden, und so hat mich dieses Thema schon seit einigen Jahren beschäftigt, auch weil es in der Psychotraumatologie eine wichtige Rolle spielt.

Überrascht stellte ich kürzlich fest, dass ein Kollege in Nürnberg, Jochen Peichl, zu diesem Thema – jedoch ohne Bezug auf die Kriegsenkel – bereits zwei wichtige Bücher veröffentlicht hat.

Es geht ihm und auch mir darum, dass die eigentlich sinnvolle und notwendige Fähigkeit zur Selbstkritik, die uns hilft, realistische Entscheidungen zu treffen und Fettnäpfchen zu vermeiden, zum alles dominierenden Monster anwachsen kann.

Die Betroffenen entwerten sich ständig selbst und nehmen sich damit allen Mut, eigene Belange zu vertreten oder wichtige, zum Teil sogar real notwendige Veränderungen in ihrem Leben anzugehen. Ein Beispiel aus meiner Praxis mag dies illustrieren:

Eine Patientin, Jahrgang 1962, die ich erst vor Kurzem in Behandlung nahm, berichtet, dass sie eigentlich schon seit 15 Jahren unter der emotionalen Abgewandtheit des Ehemannes leidet. Sie hat ihn immer wieder darauf angesprochen und erntet stets nur karg-belanglose Bemerkungen oder wortloses Ausweichen. Eine Paarberatung, um die sie bat, lehnt er ab, seine Freizeit verbringt er hoch motiviert in einer anderen Stadt beim Autosport. Sie hat nie gewagt, irgendwelche Konsequenzen zu ziehen, obwohl die Kinder

aus dem Haus sind und sie von einer Partnerschaft mit lebendigem geistigen und emotionalen Austausch träumt.

Nun entwickeln sich zarte Bande zu einem etwas jüngeren, alleinstehenden Mann aus der Kirchengemeinde. Ihr wird klar, wie sehr sie das karge und lieblose Eheleben mitnimmt, aber etwas in ihr sagt immer wieder: «Du bist ja vielleicht auch selbst schuld! Du hast in den 1990er-Jahren deine Mutter nebenan gepflegt und dich viel um die Kinder, um Haus und Garten gekümmert, kein Wunder, dass er sich abgewandt hat – du hast dich ja total verausgabt damals. Du hättest dich vielleicht mal attraktiver anziehen sollen oder ihn mehr ins Familienleben einbinden müssen, ihn mal zum Fussball begleiten sollen!» – Warum hast du nicht dies, warum hast du nicht das ... Und wenn du selbst schuld bist, hast du kein Recht, dich zu beklagen, also auch kein Recht, Veränderung zu wollen, geschweige denn selbst herbeizuführen. Schäm dich für deine verwerflichen Begehrlichkeiten! Du hast deinen Mann geheiratet, also musst du ihn auch aushalten.

Sie leidet aktuell unter Alpträumen von Käfigwänden, die immer enger werden, und kalten Kellergängen, die nie enden, und hat panikartige Angst davor, Auto zu fahren.

Es stellt sich recht schnell heraus, dass die Patientin als Kind und Jugendliche neben ihren zwei Brüdern ein Aschenputtel-Dasein hatte. Die Mutter hatte als Kind auf der Flucht aus Pommern «durchhalten, aushalten und niemals ruhen» gelernt und gab dies an die Tochter weiter (rastlose Geschäftigkeit findet man bei vielen Menschen, die unter Traumafolgen leiden), die zu Hause für alle Dienste eingespannt wurde, während sie in der Schule gute Leistungen brachte. Zum Gymnasium und in die Disco durfte sie nicht, nach der Realschule wurde sie Finanzbeamtin und ist auch noch heute halbtags tätig.

Bei der Schilderung ihrer Lebensgeschichte stellt sie selbst fest, dass sie in der früh geschlossenen Ehe die Aschenputtelrolle

einszueins weitergelebt hat und innerlich der Überzeugung war, sie taue zu nichts anderem. «Aber die Sehnsucht nach einem anderen Leben war trotzdem da ...»

In einem Vortrag habe ich die negative Grundhaltung zu sich selbst auf die prägende Elternerfahrung von mangelnder beziehungsweise versagter Anerkennung oder sogar von elterlicher Missgunst und Feindseligkeit zurückgeführt. Bei jedem fälligen Entwicklungsschritt haben Menschen mit einer so erworbenen Tendenz zur negativen Selbstbeurteilung nicht eine liebevolle, förderlich ermutigende, wohlwollende (Eltern-)Stimme in sich, wie man sie dafür braucht, sondern einen «inneren Niedermacher», der sagt: «Das schaffst du sowieso nicht. Andere können das eh besser.» – «Du bist zu dick/zu dumm/zu schwach dafür.» – «Das geht sowieso schief!» Oder: «War ja klar, dass mir das misslingt!» – «Ich hab mich eben nicht genug angestrengt!» – «Wenn ich schon mal was möchte ...» und so weiter.

Mit diesen entmutigenden und entwertenden Sätzen im Sinn fällt jeder Schritt voran in der Tat unendlich viel schwerer als mit einer von den Eltern mitgegebenen, von klein auf erlernten inneren Ermutigung und Zuversicht.

Der Unterschied ist etwa so, als würde man den einen Läufer mit guten Sportschuhen und leichter Laufkleidung auf eine Laufstrecke schicken, während der andere mit seiner negativen Last in dicken Wintersachen, mit Holzschuhen an den Füßen und einem Zentnersack Kohlen auf dem Rücken dieselbe Strecke bewältigen soll – und für ihn ist sie dann noch extra mit Hürden gespickt.

So viel zum Lebensgefühl vieler Kriegsenkel. Um das Gruselkabinett der inneren Niedermache noch zu erweitern, hier noch einige Sätze aus der Praxis:

- Das bin ich doch nicht wert, das steht mir ja sowieso nicht zu!

- Was soll ich schon vom Leben erwarten, wer soll mich schon beachten?
- Dafür bin ich nicht begabt genug.
- Anderen fällt alles zu, ich muss mir alles hart erarbeiten.
- Ich werde sowieso immer übersehen und benachteiligt.
- Ich bin ja gar nicht attraktiv (in allen Variationen vor allen bei Frauen) beziehungsweise unansehnlich, hässlich.
- Für jedwede Wünsche muss ich mich schämen, dann stehe ich ja als gierig da!
- Ich darf mich nicht beklagen.
- Ich muss mich nur am Riemen reißen.
- Respekt kann ICH doch sowieso nicht erwarten.
- Wenn ich mich beschwere, krieg ich erst recht eins drüber, also halte ich den Mund und nehme alles in Kauf.
- Mit mir kann man's ja machen ...
- Ich bin ein Versager.
- Mein Leben ist sinnlos.
- Ich bin eben dumm.
- Ich bin ein schlechter Mensch.
- Ich mache alles falsch.
- Ich bin zu nichts zu gebrauchen.
- Es wäre wohl besser, es gäbe mich nicht.
- Wer soll mich schon lieb gewinnen?

Ich könnte aus meinem Praxisalltag heraus viele Seiten füllen mit solchen Sätzen, die typisch für eine depressive Symptomatik sind. Diese geballte Negativsammlung ist kaum auszuhalten, aber im Erleben vieler betroffener Menschen geht es genau so oder noch schlimmer zu. Eine innere Stimme scheint das Hauptaugenmerk immer auf die Schwächen, Fehler und Versäumnisse zu legen.

Die gute Nachricht ist: Hat man es erst einmal erkannt, kann man etwas dagegen tun. Dazu später mehr. Auf jeden Fall fühlt

man sich besser, wenn man stattdessen Sätze wie die folgenden zu sich selbst sagen kann:

- Ich bin so liebenswert wie jeder Mensch sonst auch – und ICH bin MIR nun mal besonders wichtig.
- Das schaffe ich schon, und wenn nicht allein, dann hole ich mir Hilfe.
- Ich kann Menschen für mich gewinnen, aber ich muss es nicht allen recht machen.
- Wenn etwas schiefgeht, weiss ich, wie ich Trost finde. Dann kann ich mich auch wieder berappeln.
- Auf meine Leistungen bin ich stolz.
- Ich bin wie jeder Mensch etwas Einzigartiges.
- Oder (mit einem Augenzwinkern): Ich will mich ja nicht loben, aber gut bin ich doch!

Bevor wir zu den Möglichkeiten der Selbsthilfe kommen, hier zunächst ein kurzer Einblick in den psychologischen Hintergrund des inneren Niedermachers. Schon Sigmund Freud stellte fest, dass es in der Psyche des Menschen immer eine Instanz gibt, die durch die Übernahme der Normen und Werte der primären Bezugs- und Erziehungspersonen eine interne Bewertung vornimmt: das Über-Ich – das allerdings sehr unterschiedlich ausfallen kann. Es ist zuständig für Gewissen, Moral, soziale Anpassung, Lob und Tadel, Selbstkritik, Strafangst, ebenso für unseren Stolz auf Gelingen, die Anerkennung, die wir uns selbst zollen können, unser selbst gesetztes Anforderungsniveau und -profil und vieles mehr.

Bei Freud tritt dieses Über-Ich dem Es gegenüber, das in seiner Gesamtheit die biologischen, angeborenen Bedürfnisse, Triebe und die gesamte Impulswelt des Individuums enthält, sozusagen roh, ganz unfrisiert.

Zwischen beiden, also den ungezähmten, biologischen Trieb-

bedürfnissen des Es und dem (über die frühen Autoritäten erworbenen) Gewissen, dem Über-Ich, entsteht *und* vermittelt laut Freud das Ich, das also ständig den Kompromiss zwischen notwendiger Befriedigung der eigenen biologisch-vitalen Bedürfnisse und der Impulse einerseits und der sozial erworbenen Kontroll- und Bewertungsinstanz des Gewissens («Das macht man nicht!») Oder: «Du musst pünktlich sein!») andererseits sucht.

Da, wo diese Kompromisse gelingen, entwickelt das Ich seine Alltagsstrategien der Lebensgestaltung: Wenn das kleine Kind ein Stück Schokolade haben will, lernt es unter Umständen, je nach Elternhaus: Ach so, wenn ich einfach drauflos grabsche, krieg ich gar nichts. Aber wenn ich «bitte» sage, kriege ich das Stück Schokolade. Also sage ich in Zukunft «bitte» – (oder grabsche es mir, wenn keiner guckt). So viel – ganz grob – zum Thema Es, Ich und Über-Ich.

Wir fragen uns hier, wie es dazu kommt, dass diese innere Bewertungsinstanz, als Über-Ich oder auch als Ich-Anteil anzusehen, in einem Menschen so mächtig, harsch und gnadenlos werden kann, dass er/sie in der Lebensgestaltung ernsthaft eingeschränkt ist (oder sogar bleibt). In der Psychoanalyse spricht man zuweilen von einem manchmal subtil-sadistischen Über-Ich.

Speziell in der Arbeit mit Traumapatienten, denen nahe Bezugspersonen Schlimmes angetan haben, entdeckten die Psychotherapeuten Ende der 1990er-Jahre, welche Last diese Patienten in Form einer inneren Zustimmung zum eigenen Leiden tragen: «Ich habe es wohl nicht anders verdient; ich bin nichts wert, darum darf man alles mit mir machen; ich war ohnehin unerwünscht, dann brauche ich mich nicht zu wundern; ich bin ja sowieso nur eine Last, dann hab ich's nicht anders verdient ...»

Wir sprechen dann vom «Täter-Introjekt», also einem Ich-Anteil, der sich mit dem Täter identifiziert. In letzter Zeit haben sich

mehrere Kollegen damit beschäftigt, wie verbreitet dieses Phänomen – in unterschiedlichen Ausprägungen – auch bei anderen, nicht im landläufigen Sinne traumatisierten Menschen eigentlich ist. Der Begriff des Bindungstraumas mag allerdings in jüngerer Zeit erfassen, dass auch kontinuierliche schlimme Alltagserfahrungen mit engen Bezugspersonen das existenziell abhängige Kind kumulativ, also in der Summe, wenn eins zum anderen kommt, in gewissem Sinn traumatisieren können, ohne dass je, wie es der herkömmliche Traumabegriff nahelegt, etwas spektakulär Schreckliches passiert ist.

Jochen Peichl macht darauf aufmerksam, dass schon Sokrates von einer inneren Stimme göttlichen Ursprungs sprach, dem Daimonion (Dämon), der erkennt, was dem Logos (Verstand) verborgen bleibt, und uns in entscheidenden Momenten warnt oder vom Ausführen gefährlicher Absichten abhält. Charakteristischerweise rät dieser Dämon zwar vom Falschen ab – aber er rät nicht zu irgendetwas zu, das heisst, er schützt durch Bremsen, Blockieren, Hindern, gibt aber keine Orientierung, «wie nun weiter?».

Man mag sich vorstellen, wie es sich auswirkt, wenn ein solcher Ich-Anteil die Lebensführung dominiert.

Eigentlich jedoch kann der innere Dialog beziehungsweise die Binnenkommunikation, vonseiten des Über-Ich sehr vielfältig sein. Es gibt

- die fürsorglich-liebevolle, eher mütterliche, für Geborgenheit sorgende Stimme;
- die väterlich-aner kennende, zuweilen auch förderlich-fordernde Stimme;
- die Auffassung aller möglichen Leute, was man sein und tun müsse, um sein Leben «richtig» zu führen;
- die ehrgeizige Stimme, die Ziele setzt und Leistung verlangt; und eben

- die ewig kritischen und verurteilenden Töne, die «inneren Schlechtedner, Fehlerzähler, Besserwisser» und auch
- deren XXL-Version: den inneren Verfolger, Zerstörer und bei Traumata das Täterintrojekt – der Persönlichkeitsanteil, der dem Täter immer wieder das Recht zu seinen Misshandlungen einräumt –, was zunächst kaum verstehbar erscheint.

Peichl beschreibt zutreffend, dass die persönliche Beziehung zum inneren Kritiker – der ja in einer zuträglichen Form, nämlich als Fähigkeit zur Selbstkritik, absolut zum Leben gehört – eine höchst emotionale und komplizierte sei und oft eher an eine zerrüttete Ehe als an eine unterstützend-liebevolle Partnerschaft erinnert.

Ganz anders dagegen Wilhelm Busch, er hat zur Selbstkritik ein humorvolles und wohl recht gesundes Verhältnis gehabt – jedenfalls scheint er nicht unter einem inneren Niedermacher gelitten zu haben:

Die Selbstkritik hat viel für sich. / Gesetzt den Fall,  
 ich tadle mich:  
 So hab ich erstens den Gewinn, / dass ich so hübsch  
 bescheiden bin;  
 Zum zweiten denken sich die Leut: / der Mann ist voller  
 Redlichkeit;  
 Auch schnapp ich drittens diesen Bissen / vorweg den  
 andern Kritiküssen.  
 Und viertens hoff ich ausserdem / auf Widerspruch, der  
 mir genehm.  
 So kommt es denn zuletzt heraus, / dass ich ein ganz  
 famoses Haus!

Wilhelm Busch, *Kritik des Herzens*



Leider sieht es für viele innerlich ganz anders aus. Weil mir hier der Aspekt der zuweilen vernichtenden inneren Selbst-Entwertung der wichtigste in der negativen Binnenkommunikation ist, habe ich mit meinen Patienten schon vor einiger Zeit den Begriff des inneren Niedermachers gewählt (zuweilen stellt sich auch heraus, dass es sich um eine weibliche Gestalt handelt) und werde ihn auch hier weiter verwenden. Hat dieser innere Niedermacher Erfolg, so wird er übermächtig und markiert, um mit Peichl zu sprechen, so etwas wie das «innere Feindesland» – man beachte die Kriegsmetapher für innerseelische Gegebenheiten. Als Ergebnis sehen wir, bildlich gesprochen, bedrückte Menschen mit gesenktem Kopf, hängenden Schultern, gebeugtem Rücken und schleppendem Gang.

### **Wie entsteht der innere Niedermacher?**

Wie kommt der übermächtige innere Kritiker, dieser Mies- und Niedermacher, zustande, und vor allem: Wie weist man ihn in seine Schranken oder verwandelt ihn vielleicht sogar vom Feind in einen kooperierenden Ratgeber, etwa im Sinne des antiken Sokrates?

Die Entstehungsgeschichte des inneren Niedermachers ist immer die Geschichte der Verinnerlichung von frühen Beziehungserfahrungen (ich spreche hier vom Säuglings- und Kleinkindalter) mit dem «wichtigen anderen».

Auf hochkomplexe Weise nimmt das Kind letztlich die Rolle an, die ihm im realen Beziehungskontext von den Elternfiguren angetragen wurde.

Sind nun die Eltern zu wenig liebevoll-zugewandt und förderlich oder gar in wichtiger Hinsicht überfordernd und schädigend, so kann das Kind wegen seiner existenziellen Angewiesenheit diese Eltern keineswegs kritisch sehen oder so etwas empfinden wie: «Meine Eltern sind schlecht/unfähig/egoistisch/ herzlos/brutal.»

Nein, ein kleines Kind ist aufgrund des existenziellen Bindungs-, das heisst Sicherheitsbedarfs für sein inneres Gleichgewicht absolut darauf angewiesen, die Eltern letztlich in Ordnung zu finden. Es kann es sich emotional weder innerlich noch real leisten, die Eltern zu kritisieren – das hiesse nämlich, existenzielle Verlassenheitsängste zu erleben, sich vor Verstossenwerden zu fürchten und sich insgesamt existenziell gefährdet zu fühlen – zumindest so lange, bis in der Pubertät die ersten Ablösungstendenzen heranreifen und eine neue emotionale Autonomie nun auch einen kritischen Blick auf die Eltern ermöglicht, ohne allzu grosse Verlassenheitsängste zu provozieren.

Stattdessen lautet für das abhängige Kind die innerseelische Lösung: Die Eltern müssen doch in Ordnung sein, so wie sie handeln – also muss ich schlecht sein. Insbesondere Trennungskinder wählen oft diesen Weg, um die Fassungslosigkeit über die erlebte Distanzierung des einen Elternteils zu bewältigen: «Mama, Papa wohnt doch nicht mehr bei uns, weil ich nicht artig genug war, oder?»

«Das Kind macht sich also schlecht – aber was ist die gute Absicht dahinter? Mit dem Sich-schlecht-Machen versichert sich das Kind der letzten [rettenden] Übereinstimmung mit den Eltern und hofft, so nicht verlassen und letztlich auch wieder geliebt zu werden, wenn es sein Verhalten ändert [und wenn es sich nur genug Mühe gibt]. Es vermeidet Strafe und hofft auf Liebe. ... Der Erhalt der ‚guten Eltern‘ auf eigene Kosten hilft, endlose Einsamkeit und Depression zu vermeiden und lebenswichtige Beziehungen zu erhalten», so beschreibt es Peichl. Dieses kindliche Empfinden schützt zudem auch vor dem schlimmsten aller Gefühle, nämlich ohnmächtig ausgeliefert zu sein.

So bizarr es klingen mag: Oft wählen Kinder und auch erwachsene Menschen lieber die Sichtweise «ich bin selbst schuld ...», als das Erleben umfassender Ohnmacht zuzulassen. Das Ich erhält sich dann innerlich einen letzten Rest von immerhin möglicher

Eigenregie und damit Würde. Insbesondere bei Kindern mit Missbrauchserfahrungen gibt es diese Sichtweise extrem häufig: «Ich hätte ja daran denken können, dass Mutter letzte Woche gesagt hat, dass sie diesmal Mittwochabend putzen geht, war ja klar, dass ich dann mit dem Stiefvater allein bin, selber schuld – warum hab ich mich nicht rechtzeitig mit einer Freundin bei ihr zu Hause verabredet ...»

Zudem bleibt so die Hoffnung erhalten, in Zukunft mit eigener Anstrengung etwas zum Besseren wenden zu können.

Erlebt nun ein Kind in seiner Entwicklung immer wieder, dass seine Eltern es – wohl aufgrund eigener Defizite – an Anerkennung, Liebe und Geborgenheit fehlen lassen und stattdessen überfordern, kritisieren, demütigen, beschämen, emotional missbrauchen oder gar misshandeln oder sexuelle Gewalt ausüben oder dulden, nehmen die inneren Rechtfertigungen des Elternhandelns, das Erleben des eigenen Unzureichend-Seins und das Sich-selbstschlecht-Machen im Ich des Kindes überhand. Gleichzeitig wächst die Scham über all diese vermeintlichen miesen eigenen Unzulänglichkeiten und die Furcht, an sich selbst doch nichts ändern zu können. So entsteht und triumphiert der innere Niedermacher.

Für eine positive, förderliche und lebensbejahende Binnenkommunikation wäre es notwendig, dass sich ein Kind primär, also von Anbeginn, selbstverständlich und einfach um seiner selbst willen, geliebt, anerkannt und gut aufgehoben fühlt (und es real auch ist!) und dass es für eine gedeihliche Entwicklung emotional hinreichend stabile Eltern hat, die dafür sorgen, dass es seine Umwelt als überwiegend sicher und halbwegs freundlich erlebt, und dass es mit zu bewältigenden Anforderungen seine Selbstwirksamkeit und Erfolge erlebt. Das macht Mut, fördert die Zuversicht und ein stabiles Selbstwertgefühl, das auch Rückschläge und Frustrationen ohne Einbruch der Selbstachtung aushalten und bewältigen kann. So weit das Ideal.

Übrigens erlebe ich häufig, dass Patienten mit negativen frühen Kindheitserfahrungen dann den Eintritt in die Schule als wohltuend empfanden: Hier wurden wenigstens für die erste Hälfte des Tages zu bewältigende Leistungen verlangt, Erfolge wurden gesehen und belohnt, die Strukturen des Alltags und die Verhaltensweisen der massgebenden Menschen waren einigermassen verlässlich und berechenbar – bis dato unbekannte Erfahrungen von Sicherheit und Bestätigung. Eine warmherzige Grundschullehrerin kann für solche Kinder eine wahre, wenn auch nur zeitweilige Erlösung, zumindest ein Hort des Aufatmens und Zuzich-Kommens sein und so wichtige Weichen für ein Kind stellen, das es mit seinem Zuhause schwer hat.

Kriegsenkel kennen in der Regel die von mir oben beschriebene entbehrungs- und zumutungsreiche Elternhaussituation nur zu gut. Uns ist nun aber auch klar, dass der innere Niedermacher und seine Selbstzweifelstrategie für die Zeit der abhängigen Kindheit als notwendige Überlebenshilfe zu verstehen ist.

Wenn er aber nun im erwachsenen Leben, wenn man die emotionale Abhängigkeit von den Eltern eigentlich hinter sich gelassen haben könnte/sollte/müsste, weiter dieses Erleben dominiert, anstatt seinen Dienst zu quittieren oder sich zum konstruktiven Mitarbeiter zu mausern, dann hat man es mit sich selbst unendlich schwer, dann fühlt sich das Leben an wie der oben beschriebene Langstreckenlauf mit Wintermantel, Holzklumpen und Zentnersack.

Was nun? Wie wird es möglich, sich vom inneren Niedermacher und Schlechtredner wenigstens erst einmal zu distanzieren? Zunächst mag man sich klarmachen, dass man diesen Dämon in grauer Vorzeit und grosser Not einmal selbst erschaffen hat – und dass man ihn daher, auch wenn es (wegen der langen Gewohnheit) schwer wird und lange dauern kann, auch umschulen oder ganz entlassen kann (langjährige Mieter und Angestellte haben ja auch einen langen Kündigungsschutz).

Bevor ihm aber ganz gekündigt wird, empfiehlt es sich, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Es handelt sich schliesslich um einen wesentlichen Ich-Anteil. Es könnte uns etwas fehlen, wenn da plötzlich gar nichts mehr ist. Nach all den Jahrzehnten.

Also gilt zunächst: aufmerksam wahrnehmen, wo und wann er aktiv wird.

Das ist wegen der eingeschliffenen Denk- und Fühlgewohnheiten zunächst schwer, kann aber geübt werden. Dafür braucht man etwas, das wir Psychologen «positive Selbstaufmerksamkeit» nennen, und auch das muss man wahrscheinlich erst entwickeln: eine freundlich-wohlwollende Neugier darauf, was in einem vorgeht, was man erlebt, empfindet und innerlich denkt.

Wer diese Klarheit über die eigenen inneren Vorgänge etwas schneller haben möchte, findet bei Jochen Peichl (*Rote Karte für den inneren Kritiker*) einen geeigneten Test, der verdeutlicht, wie der eigene, ganz persönliche innere Miesmacher ausschaut und funktioniert.

Man kann dazu obendrein versuchen, dem inneren Schlechtedner/Niedermacher eine Gestalt zu geben, indem man ihn einlädt, sich doch mal in einem Fantasiebild als Gegenüber zu zeigen, damit man dann besser miteinander reden kann. Allein dabei erfährt man schon viel über die Eigenheiten dieses Ich-Anteils. Peichl schlägt vor, sich diese Figur(en) – bei ihm gibt es ein komplettes Team von inneren Kritikern – bildlich auf einer Bühne vorzustellen – wie mögen solche Gestalten wohl aussehen? «Und wie lauten die Tiraden und ätzenden Bewertungssätze genau, die Sie wie von einer Schallplatte mit Sprung immer wieder in Ihrem Kopf hören?»

Peichl macht sogar ein ganzes Team von verschiedenen inneren Kritikern, Miesmachern und Saboteuren aus: Der Kontrolleur, der Perfektionist, der innere Antreiber, der Allen-Rechtmacher und der Be- und Verurteiler.

Ein Patient sprach einmal von seinem «inneren Volksgerichtshof».

Und wenn man dann einmal die Aktivität eines inneren Niedermachers deutlich spürt und die Situation es auch nur irgendwie zulässt, heisst es: innehalten. Den Kohlsack, die Last der negativen Zuschreibungen, abstellen, sich aufrichten und dem Niedermacher «Moment mal!» sagen. «Mach mal Pause. Gib mal für eine kurze Weile Ruhe. Das ist wichtig. Wir müssen reden! Und jetzt hörst du mir mal zu.»

Als erste Frage an ihn gilt: «Du machst mir das Leben so schwer. Warum tust du das?» – Und wenn man genauinhört und sich Zeit lässt, kommt vielleicht auch, zunächst ganz leise, eine Antwort. In Peichls Praxislehrbuch findet sich dazu die Fallgeschichte von Elsa, die ich hier kurz zusammenfasse:

Eine 35-jährige Frau reagiert auf eine Verliebtheit zu einem Mann mit inneren Sätzen wie «Ich bin zu unansehnlich, zu fett, eine Schlampe – ich hab sowieso keine Chance ...» In der Therapie stellt sich heraus, dass ihre erste Schwärmerei mit 16 dazu führte, dass der angehimmelte junge Mann sie vergewaltigte und danach in demütigender Weise vor anderen blossstellte und schlechtmachte. Es schien daher nun, als wolle der aktuelle innere Kritiker (den sie als Monster mit blutunterlaufenen Augen schildert) mit seiner Demoralisierung eigentlich nur verhindern, dass sie erneut verletzt werde.

Peichl erläutert, dass der heftig entwertende Innenanteil «... von der tief verwurzelten Angst getrieben ist, ein bestimmtes Gefühl nie wieder entstehen zu lassen: hier das Gefühl von tiefer Verletzung ... und der inneren Einsamkeit – dafür tut der Teil verbal alles und versucht, Elsa zu schützen».

Das heisst, dass die neue Verliebtheit die Erinnerung an die erste Verliebtheit und damit auch das alte traumatische Erleben von damals wachruft («triggert»). Das war all die Jahre unverarbeitet,

sozusagen im Keller des Bewusstseins abgelegt, und nun interveniert der Niedermacher im Sinne des Daimonion: verhindernd.

Zur Erläuterung: Wenn ein Erleben eigentlich nicht auszuhalten ist und das Individuum quasi überflutet, kann es nicht normal verarbeitet und als normale Erinnerung abgespeichert werden und wird unverarbeitet verdrängt, das bedeutet, in der Verdrängung wird das Trauma mit allen Bildern, Körpergefühlen, Sinneswahrnehmungen quasi wasserdicht eingekapselt, bleibt aber in dieser Kapsel «frisch» – bis sie durch einen sogenannten Trigger aufplatzt und das Erlebte, in der Regel mit allen Emotionen und Körpergefühlen, wieder da ist, als sei es gestern gewesen.

Solange dieses Erleben von damals nicht bearbeitet ist, so der Autor, kann das Monster gar nicht aufhören zu tun, was es tut: Das Ich soll ja vor neuen Verletzungen und Schmerzen geschützt werden. Das Monster, das die Patientin niedermacht, ist also hier eigentlich ein Wächter und Beschützer.

Hätte die Patientin in der Pubertät ein Zuhause gehabt, in dem sie sich hätte anvertrauen können, hätte das damals Erlebte verarbeitet und zur bewussten Erinnerung werden können, sodass sie bei der neuen Verliebtheit einen wohlwollenden Zugriff auf ihre bewusste Erinnerung an die frühere schlimme Erfahrung gehabt hätte. Wohl hätte sie dann wahrscheinlich auch aufkommende Angst empfunden und Rückzugstendenzen gespürt, aber sie hätte sich eher mit dem Gefühl von erwachsener Selbstbestimmung und mit einer erfahrungsbedingten Vorsicht, zu der sie stehen kann, auf die neue Möglichkeit einer gelingenden Beziehung einlassen können.

Stellt man also den inneren Niedermacher zur Rede, lässt sich herausfinden, wovor er uns eigentlich – in seiner fatalen Art – schützen will, was er vermeiden hilft und was uns, psychosomatisch gesprochen, noch unbewältigt «in den Knochen steckt». Fin-

det man die Antwort, können seelische Verletzungen so verarbeitet werden, dass man sich in Zukunft bewusst und adäquat schützen kann – der innere Niedermacher wird endlich arbeitslos. Dabei ist oft psychotherapeutische Hilfe angebracht.

### **Was hilft bei der Konfrontation mit dem inneren Niedermacher? Die inneren Helfer!**

Hat der innere Niedermacher eher den Charakter von eingepfiffen Elternmeinungen, kann man sich auch das anschaffen, was man sich früher nicht leisten konnte: einen inneren Anwalt. Der kann bei jeder «Schlechtmache» als Gegenüber des Niedermachers auftreten und sagen: «Einspruch, Euer Ehren!»

Ein Anwalt führt alle Aspekte an, die zur Entlastung und Bestätigung des Angeklagten beitragen. Er vertritt ausschliesslich, radikal, mit allen argumentativen Möglichkeiten, ohne Wenn und Aber die Rechte des Angeklagten.

Es hat sich bewährt, auch diesem inneren Anwalt auf der inneren Bühne eine Gestalt zu geben, und zwar von beeindruckender Statur, in überzeugender Kleidung oder Robe, mit entschlossener, wohlklingender Stimme, streitbar, allwissend, umwerfend selbstsicher (bei Frauen gern weiblich, attraktiv, unkonventionell und mit roten Haaren), mit sparsamen, aber eleganten und entschlossenen Bewegungen und, logisch, nie um eine Antwort verlegen. Jawohl, das ist ein komplettes Klischee – aber sofern Klischees der Eindeutigkeit dienen, liegen wir damit hier genau richtig.

Es erfordert einige Übung, diesen inneren Anwalt zu «installieren», aber es lohnt sich! Innerlich sollte man häufig, immer wieder auch zwischendurch, Kontakt mit ihm aufnehmen, auch wenn man ihn gerade nicht braucht – eine gründlich etablierte Beziehung bewährt sich dann, wenn man in Not ist und den Anwalt ganz schnell braucht. (Es geht dabei um emotional-neuronale



Bahnungen, die per Vorstellungsbild eingeübt werden können, so wie auch der Niedermacher ja irgendwann einmal eingeübt worden ist.)

Der innere Anwalt findet auf jede Entwertung eine Entgegnung und klärt immer als Erstes die innere Rechtslage zugunsten des eingeschüchterten Ich.

Wichtigste Grundlage ist dabei nichts Geringeres als die Erklärung der Menschenrechte, wie sie aus der Unabhängigkeitserklärung der USA von 1776 oder von der Weltgesundheitsorganisation bekannt sind, etwa wie folgt:

«Jedes Individuum hat ein Recht auf Leben, Freiheit, körperliche und seelische Unversehrtheit und das Streben nach seinem eigenen Glück.»

Und ausserdem gehören am besten in Zukunft zum inneren Inventar beziehungsweise auf die innere Bühne des seelischen Geschehens:

- Eine Märchenmutter, die unaufdringlich, aber stets warmherzig und fürsorglich schaut, was man jetzt braucht, damit es einem gut geht; sie kann bei Bedarf auch wunderbar trösten und versteht alle Wünsche nach Geborgenheit. Auch ihr sollte eine Gestalt mit allen Einzelheiten, entsprechend der Beschreibung zum inneren Anwalt gegeben werden.
- Einen Märchenvater, der mit stolz-liebevollem Glanz in den Augen auf einen schaut und einen wunderbar findet, anspornt und lobt, wenn etwas gelingt; der die Anforderungen realistisch hält und auch mal Disziplin einfordert, wenn ein Ziel zu erreichen ist und der Weg doch lang wird.
- Ein(e) innere(r) allerbeste(r) Freundin/Freund, der/dem man wirklich am Herzen liegt, der/die einem nur das Beste wünscht und mit freundlichem Blick immer einen Rat weiss, auf den man selbst noch nicht gekommen ist und so Zuversicht ermöglicht.

- Ein innerer Wohlfühlort, den man in seiner Fantasie entstehen lassen und an den man sich bei Bedarf «beamen» kann. Der für einen selbst alles bietet, was guttut, einen aufatmen und zur Ruhe kommen lässt. Diesen Fantasieort gilt es auf allen Sinnesebenen durchzugehen:

Was sehe ich?

Was höre ich?

Was spüre ich auf meiner Haut und wie spüre ich meinen Körper?

Welcher gute Duft umgibt mich und liegt in der Luft?

Welcher Lieblingsgeschmack begleitet mich hier?

Wenn dem inneren Niedermacher die Macht streitig gemacht werden soll, damit man wieder selbst bestimmt, was im Kopf und in den Gefühlen vor sich geht, dann kann man sich mit diesen – hier nur skizzierten, aber individuell ausbaufähigen – positiven Inneninstanzen in konsequenter Übungsarbeit selbst ausstatten. So kann man in Respekt und mit tiefem Mitgefühl für das Kind, das man einmal war, dem inneren Niedermacher einen Platz in der Geschichte einräumen, ihn vielleicht mit der Einladung trösten, gelegentlich auch noch mal seine Meinung zu diesem oder jenem zu sagen (dann aber moderat!) – und ansonsten kann man ihm mit einem Song der Rolling Stones sagen: «Baby, Baby, Baby, you're out of time!»

### **Danksagung**

In vielen Punkten knüpfte ich hier an die letzten beiden Bücher von Dr. med. Jochen Peichl, Nürnberg, an, in denen ich erst kürzlich erstaunliche Parallelen zu langjährigen eigenen Überlegungen fand. Peichls Darstellungen sind umfassender und systematischer, als es mir hier möglich ist. Zudem stellt er den wichtigen theoretischen Rahmen zum «Inneren Kritiker» schlüssig dar.

Ebenso gehen in meine Ausführungen wesentliche Erkenntnisse der Psychotraumatologie ein, wie sie Ulrich Sachsse und Luise Reddemann lehren.

Beiden wie auch meinen anderen Ausbildern in der Psychoanalyse/Psychotherapie verdanke ich neben wesentlichen Anteilen meiner beruflichen Identität auch das Handwerkszeug, mit dem ich diesen Aufsatz verfassen konnte.

**HEILUNG**

## WEGE AUS DEM KELLER DER SEELE

«Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich,  
jede unglückliche Familie ist unglücklich auf ihre Weise.»

Lew Tolstoi, *Anna Karenina*

Ich dachte, das wäre normal. Erst mein Mann spiegelte mir das ungewöhnliche, immer wiederkehrende, für ihn ermüdende Kommunikationsmuster meiner Familie. Bei jedem grösseren oder kleineren Familienfest gab es, solange ich denken kann, nur ein Thema: die verlorene Heimat und die damit verbundene Flucht aus Danzig.

Danzig – über allem prangte dieses Wort, diese Stadt, dieses Lebensgefühl, diese Heimat und davor und dahinter: verloren.

DANZIG – FREIE UND HANSESTADT DANZIG – VERLORENE HEIMAT. Sowohl Vater wie auch Mutter sind dort geboren und aufgewachsen. Ich bin also das Kind zweier Danziger.

Obwohl Hamburg meine Geburtsstadt ist, wage ich zu behaupten, dass ich Weichsel, Krantor und Marienkirche vor Elbe, Alster und Michel kannte. Aufgeschnappt, während ich unter dem Tisch spielte und die Erwachsenen ihre verlorene Heimat betraueren. In jedem Satz schwang Sehnsucht mit und Ohnmacht, alles verloren zu haben, was ihnen etwas bedeutete.

Es ist das «Unter-dem-Tisch-Phänomen», wie ich es als systemische Aufsteherin gern nenne, das uns zu treuen Kindern werden lässt, die bei dem Wort Danzig eine unerklärliche Sehnsucht verspüren, obwohl sie selbst diese Stadt nie betreten haben.

Unter die Tische im Nachkriegsdeutschland schwappten Schwaden von Gefühlen, tropften Tränen, fielen Wortfetzen, die uns die Zugehörigkeit zu unserer Sippe sicherten und uns zu Geheimnisträgern machten von Dingen, die wir eigentlich niemals erfahren sollten. Eigentlich – oder vielleicht doch?!? Hier wurden wir zu treuen Mitgliedern unserer Familien: zu Kriegsenkeln.

«Die Russen» im Zusammenhang mit «die Frauen mussten» sind Wortfetzen, die mir bis heute im Gedächtnis sind und die damals eine starke, beängstigende Wirkung auf mich hatten und für mich heute noch einen Teil meines Kindseins im Nachkriegsdeutschland ausmachen. «In Erdlöchern übernachtet», «über das zugefrorene Haff gelaufen», «um Brot gebettelt» – die Katastrophe meiner Familie stimmte so gar nicht überein mit dem, was in der Schule gelehrt wurde. «Die Deutschen haben den Krieg begonnen und sind das Volk der Täter. Was den Opfern angetan wurde, muss gezeigt und besprochen werden. Damit es nie wieder passiert», sagten die Lehrer. Dieser Satz ist wahr – und dennoch nur die halbe Wahrheit, denn das Leiden der Flüchtlinge, Vertriebenen, der vergewaltigten Frauen verdient es genauso, angeguckt und gewürdigt zu werden, kam aber viele Jahre nur verschämt in öffentlichen Debatten vor und wurde gerne in die rechte Ecke gedrängt.

Die Kriegsenkel-Generation, musste jahrelang den Spagat zwischen öffentlicher Geschichtsschreibung und den Erzählungen in der Familie aushalten. Als treue Tochter meiner Eltern und loyales Mitglied meiner Sippe erschien es mir wie Verrat, Bombardierung und Flucht nicht zu kennen und unbewusst mitzutragen.

Wie viele meiner Generation habe ich das Bedürfnis, meinen Eltern, ja der ganzen Familie etwas von ihrer schweren Bürde abzunehmen, damit sie es leichter haben. Sie ihr Schicksal selbst tragen zu lassen, in Würde und in eigener Verantwortung, und damit frei zu sein für mein eigenes Leben, mein eigenes Schicksal, meine Würde und meine Verantwortung war ein langer Prozess. In seinem Verlauf kam ich auch mit dem Familienstellen in Kontakt, habe mich zur systemischen Aufsteherin ausbilden lassen.

Frei zu sein und dennoch den eigenen guten und kraftvollen Platz im Familiensystem einnehmen. Selbstverständlich dazugehören und verantwortungsvoll seine eigenen Entscheidungen treffen! Als Aufsteherin sind dies Kernsätze meiner Arbeit. Sie sind mir wichtiger als andere systemische Lehrsätze. Geprägt von meiner eigenen Geschichte.

Freiheit und im Rücken die Kraft und den Segen der Ahnen zu spüren.

Jahrelang war das meine uneingestandene Angst und eine grosse Frage: Wie kann ich dazugehören, wenn ich doch gar nicht in Danzig geboren bin? Und: Wenn ich Danzig als Heimat nicht anerkenne, droht der Ausschluss. Denn die Sippe wachte streng darüber: Untreue = Verrat = Ausschluss. Das war die unausgesprochene Botschaft, die mein Unbewusstes gehört und auch verstanden hat. (Es hatte ja schon andere vor mir getroffen, die, obwohl in Danzig geboren, den Blick nach vorn wagten, den Neuanfang in Westdeutschland riskierten und die Danziger Larmoyanzen zur Seite schoben.) Besonders die mütterliche Linie war geprägt von dem Schreckenswinter 1945, der in jeder Erzählung als eine unendliche Zeit der Entbehrung, des Hungers und des Todes geschildert wurde. Und eine unendliche Zeit der persönlichen Kränkungen: Jeder Bauer, der ihnen die Tür wies, ohne ein Stück Brot zu geben, jeder Soldat, der seine Ration nur gegen Sex teilen

wollte, jeder Flüchtling, der sie vom Boot stiess, um selbst einzu-  
steigen, stiess in ihr Herz. Doch wer diesen Wahnsinn überleben  
wollte, der durfte nicht leiden und schon gar keine Gefühle zeigen.  
Hier sind die Ursachen für die Stärke, aber auch die emotionale  
Kälte besonders der Frauen der Kriegsgeneration zu finden. Die  
Gefühle wurden abgekoppelt, in den Keller der Seele gesperrt und  
nie wieder befreit. Und obwohl so gut versteckt, ahnten die Kin-  
der, stärker noch die Kindeskinde, die tiefen seelischen Verlet-  
zungen und die Sehnsucht nach emotionaler Offenbarung ihrer  
Vorfahren.

Im Fall meiner Familie war das Erzählen gestattet. Im Fall vie-  
ler anderer Familien war das Erzählen verboten. Ich habe häufig  
von Kriegsenkel-Klienten gehört, wie mühsam sie es empfunden  
haben, mit ihren Eltern und Grosseltern über die Kriegs- und  
Nachkriegszeit ins Gespräch zu kommen.

In meiner Familie wurde mit jeder Schilderung ein Stück des  
Geschehens verarbeitet, zum Zweiten trug jeder mit seiner sub-  
jektiven Schilderung ein Stück zum Puzzle bei, das dann das Fa-  
milienbild ausmachte, und vergewisserte sich so seines Platzes,  
zum Dritten sollte «es nicht umsonst gewesen sein», die nachfol-  
gende Generation sollte wissen, wie das damals gewesen ist, sollte  
die Familiengeschichte kennen und anerkennen.

Anerkennen oder mittragen?

Danzig als Heimat anzusehen, hiess in meinem Fall und dem  
vieler anderer auch, es mitzutragen, den Eltern, Grosseltern, Tan-  
ten und Onkeln etwas von ihren Kränkungen, Ängsten, ihren Ent-  
behrungen abzunehmen, damit es ihnen besser geht. Die  
Kriegsenkel-Generation als Retter des Familiensystems: ein Un-  
ternehmen aus Liebe geboren und doch zum Scheitern verurteilt.

Ich habe diesen Prozess viele Male in Aufstellungen gesehen:  
Die Nachgeborenen massen sich an, die Gefühle und Handlungen  
der Eltern und Grosseltern zu übernehmen. Sie helfen ihnen beim



Tragen ihres Schicksals. Das Spezifische der Kriegsenkel-Generation ist jedoch, dass die Kriegskinder- und Kriegsgeneration dieses Mittragen duldet oder sogar unbewusst einfordert. Es werden die Jüngeren also nicht geschützt und auf ihren Platz der Nachgeborenen verwiesen, sondern man zieht sie zurück in der Zeit und verankert sie am eigenen Platz. Hier liegt eine Ursache für die häufige Klage der Kriegsenkel-Generation, so wenig Kraft für die eigenen Projekte, die eigenen Gedanken und Gefühle zu haben. Sie übernehmen das Lebensgefühl der vor ihnen Geborenen und fühlen sich damit fehl am Platz in ihrer eigenen Welt.

Stelle ich in Aufstellungen, wo es um die Vertreibung und Flucht von Eltern und Grosseltern geht, die «alte Heimat» dazu, so ist es häufig der Klient oder sein Stellvertreter in der Aufstellung, der anfängt zu weinen. Eltern und besonders die Grosseltern, zu Zeiten des Krieges die Erwachsenen, schauen starr und unbeweglich auf die Heimat. «Es sind meine Wurzeln, aber es ist nicht meine Heimat», ist ein Lösungssatz, der beim Klienten oft viel in Bewegung bringt. Der Prozess des Anerkennens kann beginnen. Es ist ein langwieriger, oft schmerzhafter Weg, der die Lasten der Vergangenheit bei denen lässt, die sie durchlebt haben. Er lässt die Generationen vor uns möglicherweise als Täter dastehen oder beschmutzt als Opfer. Oder unerlöst. Es auszuhalten, dass Generationen vor uns Schreckliches erlebt oder Schreckliches getan haben und sie dennoch zu lieben als unsere Eltern, Grosseltern, Ahnen, ist ein tiefer innerer Prozess, ein Akt der Vergebung und ein Teil der Heilung. Die Verstrickung darf sich lösen.

Anzuerkennen, wie etwas gewesen ist, heisst, der Wahrheit die Ehre zu geben, ganz gleich wie schwer, wie ungerecht, wie brutal etwas gewesen ist. Es nicht zu tun, heisst, zu manipulieren, um etwas nicht wahrhaben zu wollen, nicht fühlen zu müssen oder besser dazustehen. Hier fliesst unendlich viel Energie in den fal-

schen Kanal, die dann für andere Dinge zweifellos nicht zur Verfügung steht.

Während «moderne» Eltern die Übernahme ihrer Probleme vonseiten der Kinder zu verhindern wissen und ihren Platz im Familiensystem als die Grossen den Kindern gegenüber und als die Kleinen den Eltern gegenüber einnehmen können, ist der Familienstrang zwischen den Kriegskindern und Kriegsenkeln verdreht. Wenn nach einem längerem Aufstellungsprozess der Klient zu seiner Mutter sagen kann: «Meine Heimat hat einen anderen Namen, aber ich gehöre trotzdem dazu. Mit mir fängt ein neues Kapitel in der Familiengeschichte an, und ich mache etwas Gutes daraus», kommt es vor, dass die Mutter zusammenbricht und sagt: «Ich kann es allein nicht tragen. Ohne dich fühle ich mich schutzlos und allein.» Dann haben die Kinder die Rolle und den Platz der Eltern übernommen, mit deren unbewusster Zustimmung.

Kriegskinder wirken in Aufstellungen oft getrieben und unruhig, sie suchen die Nähe und Liebe der Mutter und starren doch oft in die Ferne, als suchten sie den an der Front gefallenen Vater.

«Meine Mutter, geboren 1941, hat ein Leben lang um die Liebe ihrer Mutter gekämpft und diese nie richtig bekommen. Damit war sie so beschäftigt, dass sie mich nicht wirklich gesehen hat. Darunter leide ich», erzählt eine Klientin, geboren 1965. Ihr Anliegen: «Ich möchte verstehen, was bei uns so schiefgelaufen ist und warum wir uns nicht nahe sein können. Und gerne möchte ich das ändern.»

Sie wählt Stellvertreter für sich, ihre Mutter, deren Mutter und deren Mann, der 1944 in Russland gefallen ist, sowie für die «alte Heimat» in Schlesien, aus der ihre Familie mütterlicherseits stammt.

Im Aufstellungsbild steht die Stellvertreterin der Grossmutter wie eine typische Vertreterin ihrer Generation im Feld. Aufrecht,

mit harten Gesichtszügen, steht sie in der Mitte des Raumes, hinter ihr steht die «alte Heimat», noch weiter dahinter liegt ihr gefallener Mann. Vor ihr steht, mit etwas Abstand, ihre Tochter und schaut auf sie, schräg dahinter blickt die Enkelin abwechselnd auf Mutter und Grossmutter. Die zentrale Person ist eindeutig die Grossmutter. Als ich sie frage, wie sie sich fühlt, antwortet sie: «Ich fühle nichts, in mir ist es leer.»

Ich bitte die Stellvertreterin der Grossmutter zurückzublicken zu Mann und Heimat, sie kann sich nur kurz umdrehen. Ich schlage ihr den Satz vor: «Mit deinem Tod ist auch meine Lebensfreude gestorben, und auf der Flucht habe ich meine Zukunft begraben.» Die Stellvertreterin spürt, dass der Satz stimmt, und sagt ihn in Richtung von Heimat und Ehemann, dennoch hat sie weiterhin kein Gefühl. Ich bitte sie, sich noch einmal zum toten Ehemann umzudrehen mit folgendem Satz: «Wenn ich um dich getrauert hätte, wäre ich zusammengebrochen und wir hätten nicht überlebt.» Sie tut es und bestätigt wieder, wie richtig der Satz in ihr klingt. Auch zur Heimat dreht sie sich nun um mit dem Satz: «Wenn ich mich damals umgedreht hätte, wäre ich zu Salz erstarrt, und meine Kinder wären gestorben.»

Sowohl dem Ehemann gegenüber als auch der Heimat spürt sie nun eine Erleichterung, gibt an, dass die Starre verschwunden ist. Wut, Liebe oder Trauer spürt sie aber weiterhin nicht. Ihre Tochter, die Mutter der Klientin, fühlt sich ganz stark zum Vater hingezogen, sie kniet vor ihm und weint. Ich schlage ihr den Satz vor: «Ich hatte solche Sehnsucht nach dir.» Als sie den Satz sagt, nickt auch ihre Mutter, bleibt aber an ihrem Platz. Die Tochter weint noch eine Weile am Grab des Vaters, steht dann auf und geht zur Mutter.

Der vorgeschlagene Satz: «Jetzt habe ich nur noch dich, Mama!», lässt sie wieder intensiv weinen (auch die Stellvertreterin der Klientin weint nun). Sie hat den starken Impuls, sich in die

Arme der Mutter zu werfen, spürt aber deren Abwehr. Ich frage die Mutter, was sie fühlt, wenn sie die Tochter so weinend vor sich sieht. Sie antwortet, dass sie die Tochter und auch deren Not sehr wohl wahrnimmt, dass sie aber ihre Arme nicht öffnen kann, etwas tief in ihr ist blockiert.

Ich bitte sie, folgende Sätze auf sich wirken zu lassen und in sich zu bewegen: «Ich habe dir und deinem Bruder das Überleben gesichert. Damit ihr leben konntet, habe ich Schlimmes gern in Kauf genommen. Ich habe es so gut gemacht, wie ich konnte. Mehr geht nicht.»

Zum ersten Mal taucht ein Hauch von Rührung im Gesicht der Grossmutter auf. Sie nimmt die Hände ihrer Tochter, sieht sie an, schweigt lange und sagt dann: «Es war schlimm, mein Kind.»

Und wieder: «Was ich dir geben kann, gebe ich gerne, mehr geht nicht.» Die Stellvertreterin der Mutter nickt, sie hat sich beruhigt, wirkt gefasst. Sie streichelt die Hände ihrer Mutter und sagt: «Ich nehme es so, so gerne von dir, Mama. Danke für mein Leben.»

Nun bitte ich die Stellvertreterin der Mutter, sich zur Tochter umzudrehen, sodass sie ihre Mutter im Rücken hat. Die Stellvertreterin der Tochter schaut Mutter und Grossmutter an. Sie hat aufgehört zu weinen, wirkt ruhig und gefasst. Hier wechsele ich die Stellvertreterin der Klientin gegen die echte Klientin aus, die eine ganze Weile nur stumm vor den beiden Frauen steht.

Ich frage sie, was in ihr vorgeht. Sie sagt, sie fühle sich klein, aber angenehm klein. Zum ersten Mal könne sie ihre Mutter als erwachsene Frau sehen und nicht als hilfloses Kind, das um die Anerkennung der Mutter bettelt. Und zum ersten Mal erkenne sie auch das Schicksal der Grossmutter, die sich selbst und ihren Kindern zwar das Überleben gesichert habe, aber zu einer tiefen Bindung weder zum späteren zweiten Ehemann noch zu den Kindern fähig war. Ich bitte sie zu Mutter und Grossmutter zu sagen: «Ihr

habt Schlimmes und Grosses erlebt. Ich achte euer Schicksal und verneige mich davor, aber es ist euer Schicksal und es bleibt bei euch. Mit eurer Kraft im Rücken nehme ich jetzt mein Schicksal und mache etwas Gutes daraus.» Sie verneigt sich vor den beiden und geht dann auf die Mutter zu und lässt sich von ihr lange umarmen. Hier beende ich die Aufstellung.

Es ist das Schicksal der Kriegsenkel, dass die Generationen vor ihnen ein bewegendes Leben hatten, in der die Welt aus den Fugen geraten war, sie selbst aber in friedliche Zeiten hineingeboren wurden. Die Schere zwischen einer friedlichen und materiell saturierten Welt und der inneren brutalen und aufwühlenden Welt ihrer Eltern und Grosseltern ist mit dem Verstand nicht zu begreifen. Die gedankliche und emotionale Abwesenheit der Eltern, das Aufschrecken der Grosseltern aus dem Schlaf liess die Kriegsenkel-Generation ahnen, dass ein offiziell ausgehandelter Frieden noch lange keinen Seelenfrieden bringt. Und Sätze wie: «Du sollst es besser haben», heissen im Subtext nichts anderes als: «Ich hatte es nicht gut!» Vielleicht sogar: «Vergiss mein hartes Schicksal nicht!»

Wenn ich Klienten aus der Kriegsenkel-Generation nach ihrer Motivation für eine Aufstellung befrage, beschreiben sie ihre Situation häufig als «nicht besonders dramatisch», «materiell gut abgesichert» oder auch als «eigentlich alles in Ordnung», um dann auf ein diffuses Gefühl der Unruhe und der Ohnmacht hinzuweisen, das sie manchmal beschleicht – besonders, wenn sie an ihre Herkunftsfamilie denken. (Herkunftsfamilie = Familie, in die man hineingeboren wird. Gegenwartsfamilie = Familiensystem, in dem man aktuell lebt.)

«Ich möchte das Schicksal meiner Familie kennen, auch emotional, damit es nicht an die nächste Generation weitergegeben wird», sagte mir ein Klient, der mit seiner Frau Kinder plante. Besonders die Linie seines Vaters sei trotz der Schwere der Ereignis-

se nie wirklich angeguckt worden. Der Vater schweige oder blockiere bei tiefer gehenden Nachfragen, die Grossmutter hätte erst am Ende ihres Lebens freier erzählen können, «so gross war die Scham». Der Klient berichtet, dass sein Vater der Sohn eines russischen Soldaten ist, entstanden aus der Vergewaltigung der Grossmutter. Die Grossmutter, Witwe eines gefallenen Soldaten und Mutter eines achtjährigen Jungen, war in ihrem Haus im Erzgebirge von russischen Soldaten überfallen worden. Einer von ihnen vergewaltigte sie.

Er empfinde Mitgefühl mit seinem Vater, den er als «Getriebenen, ewig Suchenden» beschreibt und der «unendlich einsam» ist, und er wolle verstehen.

Das erste Aufstellungsbild nimmt der Klient selbst vor. Er wählt Stellvertreter für sich, seinen Vater, seine Grossmutter und den russischen Soldaten, seinen Grossvater.

Auch hier steht die Grossmutter des Klienten in der Mitte des Raumes, aufrecht, aber mit unbeweglichem Gesicht. Auch hier gibt sie auf Nachfrage an, nichts zu fühlen. Sie könne weder ihren Sohn ansehen noch den russischen Soldaten überhaupt wahrnehmen. Sie werde sich auch auf keinen Fall zu dem Soldaten umdrehen. Der russische Soldat ist unruhig, er bewegt sich in der Ecke, in die ihn der Klient gestellt hat, hin und her.

Ich bitte den Vater des Klienten, ihn anzuschauen und zu sagen: «Ich bin dein Sohn.» Sofort kehrt Ruhe bei dem Soldaten ein. Er schaut ganz erschrocken auf seinen Sohn und sagt dann sehr spontan: «Das habe ich nicht gewollt. Ich wusste nichts von dir, es tut mir so leid.» Er geht auf den Sohn zu, bleibt aber mit etwas Abstand stehen, schüttelt immer wieder den Kopf. Der Sohn (Vater des Klienten) schaut von seiner Mutter zu seinem Vater, geht erst einen Schritt auf die Mutter zu und dann wieder auf den Vater. Ich biete ihm den Satz an: «Ich bin total zerrissen.» Er nickt zustimmend und wird ruhiger.

Dann stellt er sich vor den Vater, und ich bitte ihn zu sagen: «Ich habe immer nach dir gesucht und mir vorgestellt, wie du wohl aussiehst. Ich hatte Sehnsucht nach dir und gleichzeitig bin ich dir böse, denn du hast meiner Mutter wehgetan.» Der russische Soldat, sein Vater, ist wieder nervös, tritt von einem Bein aufs andere und sagt wiederholt: «Ich habe nichts von dir gewusst, ich wollte das nicht, es war Krieg, und ich war jung.» Spontan geht er zur Grossmutter, dem Opfer seiner Vergewaltigung, und sagt: «Es tut mir leid. Ich war jung, und es war Krieg.»

Die Grossmutter schaut auf den Boden, sie kann ihn nicht anblicken. Ich frage sie, was in ihr vorgeht. Sie sagt, in ihr wäre eine grosse Scham und gleichzeitig eine Starre. Ich bitte sie, ihrem Vergewaltiger folgenden Satz zu sagen: «Es ist nicht meine Scham, sie gehört zu dir, du bist der Täter.» Sie sagt lange nichts, schüttelt dann den Kopf und sagt: «Ich kann es nicht, die Scham gehört seit der Tat zu mir.» Der russische Soldat ist nun ganz aufgelöst und geht vor der Grossmutter auf und ab. Plötzlich geht er vor ihr auf die Knie und sagt beschwörend: «Es ist meine Schuld, du kannst nichts dafür! Bitte vergib mir meine Tat!» Er will die Beine der Grossmutter umarmen, doch sie weicht zurück.

Wieder steht sie mit hartem Gesichtsausdruck im Raum und starrt ins Leere. Der Soldat kniet noch eine Weile, dann steht er auf, wendet sich zu seinem Sohn und schaut ihn an. Ich gebe ihm den Satz: «Es ist schön, dass es dich gibt. Aus meiner schlimmen Tat ist etwas Gutes entstanden.» Der Sohn guckt ihn dankbar und zärtlich an. Ich schlage ihm vor, zu seinem Vater zu gehen. Er nickt, aber dann zögert er und sagt: «Das kann ich meiner Mutter nicht antun.» Ich bitte ihn, zu seiner Mutter zu gehen und ihr folgenden Satz zu sagen: «Liebe Mama, ich verrate dich nicht, auch wenn ich jetzt zu meinem Vater gehe. Ich bin und bleibe dein Sohn. Ich habe dich lieb.»

Seine Mutter schaut ihn nur an und nickt dann kurz. Der Sohn geht zum Vater, die beiden umarmen sich lange. Der Stellvertreter des Klienten hat den ganzen Prozess von seinem Platz aus beobachtet. Ich frage ihn, wie er sich fühlt und was in ihm vorgeht. Er geht ganz spontan auf seine Grossmutter zu, umarmt sie und sagt: «Oma, ich habe dich ganz doll lieb.» Zum ersten Mal seit Beginn der Aufstellung lächelt die Grossmutter, umarmt den Enkel und sagt: «Du kannst nichts dafür.» Ins Aufstellungsfeld ist Frieden eingekehrt.

Der Klient, der die Aufstellung verfolgt hat, bemerkt, dass die Energie und Präsenz seiner Grossmutter den Raum erfüllt hätten. Seit er sich erinnern könne, hätte er die Grossmutter als «preussisch-aufrecht und funktionierend, aber unerlöst» erlebt. Erst am Ende ihres Lebens habe sie ihm gesagt, dass die Vergewaltigung auch Gutes hervorgebracht hätte: seinen Vater, ihn und seinen Bruder.

Es sind die Leerstellen in der Familienbiografie, die die Sippe unruhig werden lassen und den Einzelnen quälen: den niemals kennengelernten Vater, das Schicksal des vermissten Ehemanns, ein in den Kriegswirren verlorenes Kind. Ungewissheit wirft riesige fantastische Szenarien an die seelische Leinwand, die meistens grausamer sind als die Realität. Der Zweifel wird zum ständigen Begleiter.

Den Weg der Vergebung zu gehen war vielen der Kriegsgeneration nicht möglich. Mord und Totschlag, Vergewaltigungen, Kriegsgefangenschaft, Flucht oder Vertreibung, die Bestattung der Toten, all das sind Ereignisse, die anzuschauen Mut erfordert. Gefühle wie Angst, Scham, Wut oder Ohnmacht, gut versteckt im Keller des Unbewussten, könnten ins Bewusstsein gespült werden und zu Tränen und Schmerz (Retraumatisierung) führen. Davor hatte die vom Krieg gezeichnete Generation grosse Angst und versank in die Sprachlosigkeit. Auch ihre Kinder wagten die Mauer des Schweigens nicht zu durchbrechen, einmal, weil sie das un-



ausgesprochene Verbot spürten, darüber zu reden, zum Zweiten aus Angst, den Eltern wehzutun und sie endgültig an den Krieg zu verlieren, und zum Dritten, weil sie selbst Angst hatten, Erinnerungsfetzen an schreckliche Kriegerlebnisse könnten in ihnen hochkommen.

Es lag und liegt also bei den im Frieden geborenen Kriegsenkeln, die Familiengeschichte anzuschauen und daraus Erkenntnisse für das eigene Leben zu ziehen. Revanchismus ist für Kriegsenkel keine Option. Hier kündigen einige ihrer Sippe die Loyalität. Der innere Kampf zwischen Verrat an der Familie und der Freiheit, selbst zu wählen und verantwortungsvoll zu handeln, wird in der Aufstellungsarbeit gut sichtbar und kann so zu einer Lösung kommen. Selbstbewusst sein, also sich selbst und seines Platzes bewusst sein, das ist eine der grossen Aufgaben der Kriegsenkel-Generation. Vergeben und versöhnen sind zwei weitere.

Wo auch nur eine von dreien angegangen wird, ist Frieden möglich.

Christa Spannbauer

# MUT ZUM LEBEN – WAS MICH DIE ÜBERLEBENDEN VON AUSCHWITZ LEHRTEN

In Auschwitz fand einer der schwersten Angriffe auf die Menschlichkeit in der Geschichte der Zivilisation statt, dem weit mehr als eine Million Menschen zum Opfer fielen. Wie gelang es den Überlebenden, diesen Angriff als Mensch zu überstehen? Was gab ihnen den Mut zum Weiterleben? Und woher nahmen sie die Kraft, sich das Vertrauen in das Leben und die Menschen zu bewahren? Mit diesen Fragen im Gepäck begab ich mich 2011 gemeinsam mit meinem Kollegen Thomas Gonschior für unseren Film *Mut zum Leben. Die Botschaft der Überlebenden von Auschwitz* auf eine Spurensuche. Wir trafen auf vier Menschen, die diesen Schreckensort überlebt haben. Und nicht nur das: Mit der Hamburger Sängerin Esther Bejarano, dem israelischen Maler Yehuda Bacon, der ungarischen Autorin Eva Puztai-Fahidi und der israelischen Sängerin Greta Klingsberg trafen wir auf Menschen von beeindruckendem Lebensmut, unzerstörter Hoffnung und grosser Güte. Wir begleiteten sie einige Jahre bei ihren vielfältigen Aktivitäten, besuchten sie an ihren Wohnorten in Hamburg, Jerusalem und Budapest und gingen mit ihnen an die Stätten ihrer Vergangenheit. Wir führten viele intensive Gespräche und erkannten, dass die Botschaft der Überlebenden einen einzigartigen Schatz für uns und nachfolgende Generationen in sich birgt.

Denn wer könnte uns mehr lehren von der Widerstandskraft des Menschen, seinem unzerstörbaren Lebensmut und Lebenswillen, seiner Würde, die er selbst unter unwürdigsten Bedingungen nicht preisgibt, und seiner Fähigkeit zu Mitmenschlichkeit unter schwierigsten Voraussetzungen?

### **Éva Puztai-Fahidi und die Kraft der Erinnerung**

Wie gelang es den Überlebenden der Shoah, mit ihren Erinnerungen zu leben, ohne daran zu zerbrechen? Wie konnten sie sich ihren Glauben an das Gute im Menschen bewahren, nach all dem, was sie in den Lagern sehen und am eigenen Leib erleben mussten? Diese Fragen sollten mich nach der ersten Begegnung mit Éva Puztai-Fahidi im Herbst 2011 in der Berliner «Gedenkstätte Deutscher Widerstand» nicht mehr loslassen. Wieso fand ich in ihr, die ihre gesamte Familie an der Rampe von Auschwitz an die Gaskammer verlor, keinen Hass und keine Bitterkeit, sondern Versöhnungsbereitschaft und ungebrochenen Lebensmut? Um dies herauszufinden, sassen wir ihr schon bald darauf mit unseren Filmkameras in ihrer stilvollen Budapester Altbauwohnung gegenüber. «Ich durfte auch in Auschwitz erfahren, dass es immer Menschen gibt, die einem in der grössten Not beistehen», sagte sie. Und dann begann sie zu erzählen: Von den vielen Gesten der Solidarität zwischen den Frauen in ihrer Baracke, von dem Trost, den sie sich gegenseitig spendeten, der Hoffnung, die sie nie aufgaben, und der Bereitschaft, selbst den letzten Bissen Brot miteinander zu teilen. Gebannt lauschte ich den Erzählungen von Menschen, die sich mit aller Entschlossenheit gegen die Entmenschlichung und Entwürdigung zur Wehr setzten. «In uns, die wir aus Auschwitz zurückgekommen sind, ist die Lebenskraft sehr tief. Wir wissen, wie teuer das Leben ist», resümierte sie.

Fast 60 Jahre hatte Éva Puztai-Fahidi über ihre Erfahrungen im Vernichtungslager geschwiegen. Dann war es ihr nicht mehr

länger möglich, die Erinnerungen zu verdrängen. Wer Auschwitz überlebt hat, so schreibt sie in ihrem Buch *Die Seele der Dinge*, hat zwei Leben – eines davor und eines danach. «In dem Leben danach ist Auschwitz-Birkenau immer gegenwärtig. Unabhängig davon, wie lange es währt, ob man es aus dem Bewusstsein verdrängt, ob man darüber sprechen oder schweigen will. Auschwitz-Birkenau ist immer da, in jedem Augenblick, tief innen, im Körper und in der Seele. Es gibt kein Leben, das lang genug ist, um so etwas zu vergessen.»

Viele der Zeitzeugen haben ihr Leben nach dem Holocaust in den Dienst des Erinnerns gestellt. Sie gehen an Schulen, um mit jungen Menschen über ihre Erfahrungen zu sprechen, sie halten Vorträge und engagieren sich gegen Faschismus und Fremdenfeindlichkeit. Ein solches Erinnern kostet Kraft. Und doch lässt die ungebrochene, mitunter erst nach vielen schweren Jahren wiedererlangte Lebensfreude, die viele Überlebende in ihrem hohen Alter auszeichnet, erahnen, dass der Mut zum Erinnern auch eine nicht versiegende Kraftquelle in sich birgt, die nicht nur die Versöhnung mit dem eigenen Schicksal ermöglicht, sondern auch der Versöhnung zwischen den Menschen den Weg bereitet. Nie wieder soll ein Mensch das erleben müssen, was ihnen widerfahren ist. Dafür treten sie bis heute mit ihrem Leben ein. Ihre Botschaft ist klar: Liebe statt Hass, Versöhnung statt Verbitterung.

### **Esther Bejarano und der Mut zum Widerstand**

Unsere Spurensuche führte uns im November 2011 weiter nach Hamburg, wo wir auf eine sehr kleine Frau mit einer sehr grossen Wirkung trafen: die Sängerin und Vorsitzende des Deutschen Auschwitz-Komitees Esther Bejarano. Als 18-Jährige musste sie im Mädchenorchester von Auschwitz um ihr Leben spielen. Heute steht die 89-Jährige mit Musikern der nächsten Generationen auf der Bühne und ruft zum Widerstand gegen Fremdenfeindlichkeit

und Neonazismus auf. Mit ihrer Musik tritt sie an gegen all jene, die aus der Geschichte nichts gelernt haben. «Wenn ich das schon überlebt habe, dann muss ich doch wieder anfangen zu leben und alles dafür tun, dass so etwas nie wieder geschieht», sagt sie und blickt kämpferisch in die Kamera. Ich liebe diese Filmszene! Immer, wenn ich sie sehe, gibt sie mir neuen Schwung und erfüllt mich mit Tatkraft und Widerstandsgeist. Wo immer Esther Bejarano auftritt, begeistert sie die Menschen, rüttelt sie auf und macht ihnen Mut. Wer sie kennenlernt, wird förmlich elektrisiert von ihrer Widerstandskraft. Dass sie heute, fast 70 Jahre nach der Befreiung aus dem Konzentrationslager, noch auf der Bühne steht, ist ihr persönlicher Triumph über den Vernichtungswillen des Nationalsozialismus.

«Die jungen Menschen sind meine ganze Hoffnung», sagt sie. Um die Jugend besser zu erreichen, ist sie in ihrem hohen Alter sogar noch unter die Rapper gegangen und tourt seit einigen Jahren gemeinsam mit der Hip-Hop-Band «Microphone Mafia» durch die Lande. «Ich sage den jungen Menschen in meinen Vorträgen immer, dass es einen deutschen Widerstand gegeben hat. Denn die wissen das nicht. Und die sagen mir dann immer: Aber es haben doch alle mitgemacht», erzählt Esther Bejarano in einem Gespräch vor der Kamera. Dies liess mich aufhorchen. Bedeutet es doch, dass wir das, was wir von unseren Eltern und Grosseltern zu hören bekamen, ungebrochen und unwidersprochen an die nächsten Generationen weitergegeben haben. Und dass der Mythos, dass man ja nichts tun konnte dagegen, in den deutschen Familien munter weiterlebt. Trotz all der Forschungsberichte, Bücher und Dokumentationen, die in den letzten Jahren über die vielen Menschen erschienen sind, die eben nicht mitgemacht haben. Menschen, deren Widerstand aufzeigte, dass es selbst unter der Diktatur des Nationalsozialismus weit mehr Handlungsspielräu-

me für zivilcouragiertes Handeln gab, als lange angenommen wurde. Für den Auschwitz-Überlebenden Arno Lustiger, der mit seinem Buch *Rettungswiderstand* viele von ihnen dem Vergessen entriss, sind sie das «kostbarste moralische Kapital ihrer Gesellschaft, weil sie die Ehre ihrer Mitbürger und der Menschheit während der barbarischsten Zeit bewahrt haben». Sie haben hingeblickt, als andere wegsahen, sie nutzten Handlungsspielräume, wenn andere keine sahen, sie nahmen das himmelschreiende Unrecht nicht hin, sondern standen ihren jüdischen Mitbürgern in Not bei. Ihr Handeln hielt denen, die mitgemacht hatten, nach dem Krieg einen Spiegel vor, in den diese nicht blicken wollten. Und so wurde die Existenz der «stillen Helden» von der Kriegsgeneration so weit als möglich totgeschwiegen.

Diese Auslöschung von Mut und Zivilcourage wirkt bis in unsere Generation hinein. Dabei ist es doch unsere dringende Aufgabe, die nächste Generation zu mündigen und widerstandsfähigen Bürgern zu erziehen. Und hierfür brauchen sie starke Vorbilder. Esther Bejarano ist so ein starkes Vorbild. Mit ihrer Lebensgeschichte und Präsenz lehrt sie junge Menschen, wie wichtig es ist, widerständig zu sein. Sie spornt sie an, sich überall dort einzusetzen, wo die Würde des Menschen bedroht ist. Nicht weggucken. Hinschauen. Handeln. So lautet ihre klare Lebensdevise.

Wir haben über die Jahre viele Gespräche geführt, und ich habe viel von ihr gelernt. Heute weiss ich, dass Menschlichkeit und Mitgefühl stärker sind als jede noch so krude Form der Unmenschlichkeit. Dass Solidarität und Kooperation selbst im Vernichtungslager Bestand haben. Dass es Menschen gibt, die man nicht zerbrechen kann. Auch nicht in Auschwitz. Nein, an Aufgaben habe sie nie gedacht, sagt sie entschieden. Weder in Auschwitz noch in Ravensbrück, noch auf dem Todesmarsch. Und auch später nicht. Wer sie erlebt, spürt sehr schnell: Diese Frau ist eine Kämpfernatur. Eine, die das Leben liebt. Die in die Abgründe des

Menschseins blicken musste und doch nie den Glauben an das Gute im Menschen verlor. Das Erfahrene hat sie geprägt und tief erschüttert, nicht aber gebrochen. Vielmehr hat es ihren Widerstandsgeist und den unbedingten Willen zur Bewahrung der Menschlichkeit gestärkt.

### **Yehuda Bacon und die Grösse der Versöhnung**

Im Herbst 2011 begleiteten wir den israelischen Maler Yehuda Bacon bei einem Deutschlandbesuch mit der Kamera. Was einem in der ersten Begegnung mit dem Auschwitz-Überlebenden auffällt, ist die aussergewöhnliche Sanftheit und Herzengüte, die er ausstrahlt. Wir trafen in ihm auf einen Gesprächspartner, der die Tiefe von Leben und Tod mit grosser Weisheit und Erfahrung auslotete.

Bereits mit 13 Jahren geriet der im tschechischen Ostrava geborene Sohn chassidischer Juden in die Deportationsmaschinerie der Nationalsozialisten. 1942 wurde er mit seiner Familie nach Theresienstadt und 1943 nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Seine Familie wurde ermordet. Er selbst überlebte Auschwitz-Birkenau als eines der wenigen Kinder unter unvorstellbaren Bedingungen. Heimlich und unter Lebensgefahr fertigte er Skizzen vom Leben und Sterben in Auschwitz an. Nach seiner Befreiung verwirklichte er seinen Lebenstraum und wurde Maler und Lehrer an der Bezalel-Kunstakademie in Jerusalem. Aufgrund seiner detaillierten Zeichnungen wurde er sowohl bei den Auschwitz-Prozessen als auch beim Eichmann-Prozess als Zeuge geladen.

Bereits früh entschied sich Yehuda Bacon für Dialog, Völkerverständnis und Versöhnung. Er gehörte zu den ersten Überlebenden der Shoah, die nach dem Krieg wieder deutschen Boden betraten und die Hand zur Versöhnung ausstreckten. Seit ihren Anfängen ist Yehuda Bacon engagierter Dialogpartner der «Aktion Sühnezeichen Friedensdienste», die 1958 auf der Synode der

Evangelischen Kirche in Deutschland initiiert wurde. «Zu mir kamen viele jüngere Menschen, um mich zu fragen, ob ich ihnen verzeihen könne», erinnert sich Yehuda Bacon. «Selbstverständlich dachte ich dabei auch immer an all die Menschen, die umgekommen waren, an meine Eltern und meine Schwester vor allem. Ich fragte mich, was sie dazu sagen würden. Letztlich muss jedoch jeder selbst darauf eine Antwort finden. Ich sagte mir, dass ich damit vielleicht etwas beitragen kann für ein besseres Verständnis der Menschen untereinander.» Für sein jahrzehntelanges Engagement für Versöhnung und Dialog zwischen Deutschen und Israelis, Christen und Juden wurde er 2013 mit dem Verdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Auf die Frage, ob denn ein Sinn in solch einem Leiden zu finden sei, dem er als junger Mensch ausgesetzt war, antwortete er mit dem ihm eigenen Sanftmut: «Es kann Sinn haben, wenn es einen Menschen so tief erschüttert, bis zu den Wurzeln seines Seins, und er dann erkennt, dass der Nächste ist wie er selbst.» Sein künstlerisches Lebenswerk bringt diese auf Versöhnung ausgerichtete Haltung nach aussen, die auf einer Verwandlung des Leidens im innen gründet. In seinem Werk finden wir neben dem christlichen Motiv der Nächstenliebe ebenso die Überzeugung der jüdischen Mystik am Wirken, dass allem – und selbst den grausamsten und leidvollsten Momenten des Menschseins – ein «göttlicher Funken» innewohnt. Seinen Auftrag als Mensch und Künstler erblickt er darin, erfahrenes Leid nicht zu verdrängen, sondern zu verarbeiten und dessen destruktives Potenzial zu transformieren. «Das Leid hat mich als Mensch vertieft. Doch ich wünsche niemandem, dass er es auf diese Weise erleben muss», sagt er heute.



## **Greta Klingsberg und die Leichtigkeit des Seins**

Die Überlebenden der Shoah haben ihre Familienangehörigen, Freunde und ihre Heimat verloren. Sie selbst kamen mit kaum mehr als dem nackten Leben davon. Nach der Befreiung wanderten viele von ihnen nach Palästina aus, um sich dort ein neues Leben aufzubauen. So auch Greta Klingsberg, die 1946 im Alter von 16 Jahren nach Palästina aufbrach. Für unseren Film besuchten wir sie in ihrem Haus in Jerusalem. Herzlich empfing sie uns und führte uns voller Stolz durch ihren Garten. Hier in der Natur, die sie so liebt, ist sie ganz in ihrem Element. Flink und geschmeidig bewegt sie sich zwischen den Bäumen und Blumenbeeten. «Das Leben ist schön», sagt sie und lacht in die Kamera. Es ist dieses Strahlen in ihren Augen, das einen umgehend in ihren Bann zieht. Die Leichtigkeit und Lebensfreude, die sie umgibt, lassen nichts von den schweren Jahren ihrer Kindheit erahnen. 1938, nach dem Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland, floh ihre Mutter mit den beiden Töchtern aus Wien ins tschechische Brünn, wo sie diese in einem Kinderheim versteckte. Doch auch hier waren die Kinder nicht lange in Sicherheit. 1942 wurde die zwölfjährige Greta mit ihrer Schwester Trude ins KZ Theresienstadt deportiert. Hierher waren auch viele jüdische Künstler verschleppt worden, unter ihnen der Komponist der Kinderoper *Brundibär* Hans Kräsa. Er erkannte das musikalische Talent von Greta und gab ihr die Hauptrolle der Aninka in der legendären Kinderoper. *Brundibär* gilt bis heute als eines der wichtigsten Zeugnisse des kulturellen jüdischen Widerstands und die Aufführungen gaben vielen Menschen Mut und Hoffnung in ihrer trostlosen Lebenssituation. 1944 wurde Greta – wie fast alle Kinder aus Theresienstadt – in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert, wo ihre Schwester ermordet wurde. «Überlebt zu haben ist ja noch kein Verdienst», sagt Greta Klingsberg entschieden. «Es kommt darauf an, was man damit macht. Was ich aus dieser Zeit gelernt

habe, ist, den Wert zu erkennen, den die kleinen und einfachen Dinge des Lebens haben.» Bis heute ist die Musik ihr Lebenselixier. Und die vielfältigen Begegnungen mit Menschen weltweit. Dass die bewegende Botschaft der Kinderoper aus Theresienstadt nicht in Vergessenheit geriet und heute wieder in vielen Ländern der Welt aufgeführt wird, ist auch dem Engagement von Greta Klingsberg zu verdanken. In unserem Film singt sie gemeinsam mit Kindern aus Würzburg den bewegenden Schlusschor der Oper, der den Menschen damals wie heute Hoffnung und Mut gab und gibt: «Ihr müsst auf Freundschaft bauen, den Weg gemeinsam gehen, auf eure Kraft vertrauen und zueinander stehen. Dann kann euch nichts mehr trennen.»

In ihrem Garten in Jerusalem sagte sie uns: «Ich lebe gerne und ich habe die Menschen gerne. Ich habe sehr viele gute Freunde, die mir meine Familie ersetzen. Und ich gehe zwischen den Sprachen spazieren, was ein Brückenbau zwischen den Menschen ist und die Toleranz fördert.»

Woher nur nimmt diese Frau ihre ungebrochene Freude am Leben? Weshalb klagt sie nicht über das, was ihr der Tod genommen hat, sondern erzählt dankbar von dem, was das Leben ihr gegeben hat?

### **Das Erbe der Kriegsenkel**

Greta Klingsberg hat Dinge gesehen und erlebt, die unserer Generation unvorstellbar sind. Und doch ist sie unter der Last ihrer Erinnerungen nicht schwer geworden. Ganz im Gegenteil: Die Lebensfreude, die sie versprüht, ist aussergewöhnlich. Ihre Leichtigkeit machte mir die eigene Schwere und die meiner Generation doppelt bewusst. In den vergangenen Jahren sprach ich mit vielen Menschen über ihre Erfahrungen als Nachfahren der Kriegs- und der Kriegskinder-Generation. Oft meldeten sich Kriegsenkel nach

den Filmvorführungen zu Wort und erzählten, dass sie seit ihrer Kindheit das Gefühl hätten, eine schwere Last zu tragen. Sie fühlten sich befrachtet von einer Schuld, die nicht die ihre war, und spürten die Verantwortung für Verbrechen, die lange vor ihrer Zeit begangen wurden – ein Gefühl, das mir selbst seit früher Kindheit vertraut ist. Nach allem, was wir heute über transgenerationale Übertragung wissen, ist dies nicht verwunderlich. Hatten doch weite Teile der Kriegsgeneration sich geweigert, die Verantwortung für die ungeheuerlichen Taten ihrer Zeit zu übernehmen, und ihre Kinder hatten in der Nachkriegszeit wiederum ihr Möglichstes getan, um diese Vergangenheit zu vergessen und nach vorn zu schauen. Das Ungesühnte, Unausgesprochene, nicht Bewältigte und zum Schweigen Verurteilte ist das Erbe, das viele Kriegsenkel auf ihrem Lebensweg vorfinden.

So wirft der Nationalsozialismus bis heute seine Schatten auf das Leben der Nachgeborenen. Doch machen wir es uns selbst und der Welt nicht leichter, wenn wir lamentieren und so schwer daran tragen. Der ungebrochene Lebensmut der Überlebenden der Shoah hat mich in den vergangenen Jahren gelehrt, mich selbst und meine Probleme nicht mehr so schrecklich wichtig zu nehmen. Wir Angehörige der «Generation Therapie» haben viele Jahre lang Nabelschau betrieben, unseren Schmerz hin- und hergewälzt, Ursachenforschung betrieben und an vielen Orten nach Heilung gesucht. Heute stimme ich Greta Klingsberg unumwunden zu: Wir sollten uns darin üben, das Leben wertzuschätzen, und uns an den einfachen Dingen des Lebens erfreuen. Denn seien wir ehrlich: Kaum eine Generation hatte so viel Glück wie die unsere. Niemand von uns musste bislang am eigenen Leib Krieg, Hunger und Verfolgung erfahren. Wäre es daher nicht an der Zeit, dankbar zu sein und sich dafür einzusetzen, dass dies für uns und andere Menschen in dieser Welt auch so bleiben kann?

«Heilung heisst, sich der Dinge zu erinnern, die auseinandergefallen und zerbrochen sind, um diese wieder zusammenzufügen und ganz zu machen», sagte der amerikanische Zen-Meister Bernard Glassman bei einem Meditationsretreat im einstigen Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Darin liegt für ihn, den Sohn osteuropäischer Juden, die Wurzel der Versöhnung. Jeder von uns kann einen Teil dazu beitragen, um das Auseinandergefallene wieder zusammenzufügen. Wenn unser Film und das Buch *Mut zum Leben* einen kleinen Beitrag dazu leisten konnten, dann stimmt mich dies glücklich.

Eva Pusztai-Fahidi, Esther Bejarano, Yehuda Bacon und Greta Klingsberg haben mich viel gelehrt. Ihre Fähigkeit, zerrüttende und traumatische Erfahrungen nicht nur zu meistern, sondern daran auch noch menschlich zu wachsen, erachte ich als eine grosse Lebensleistung. Die vielen intensiven Gespräche mit ihnen stellten mich vor die existenziellen und unausweichlichen Fragen des eigenen Lebens: Was bleibt, wenn mir alles genommen wird? Wer bin ich dann? Was trägt mich? Wer steht zu mir in Zeiten der Not? Bemerkenswerterweise waren es gerade die Gespräche mit den Überlebenden der Shoah, die dazu beitrugen, dass sich das diffuse Gemisch von Schuld, Schrecken und Scham in mir auflöste und einem klaren Gefühl von Verantwortung wich. Heute weiss ich besser denn je, wie wichtig es ist, sich der Vergangenheit zu erinnern und in der Gegenwart gegen jede Form von Ausgrenzung und Intoleranz Position zu beziehen. Die Widerstandskraft und der Lebensmut von Esther Bejarano, Yehuda Bacon, Eva Pusztai-Fahidi und Greta Klingsberg haben mich tief beeindruckt und mir gezeigt, dass es neben dem Leiden des Holocaust auch noch etwas anderes gibt: den Triumph der Menschlichkeit über die Unmenschlichkeit, der sich in einer grossen Liebeserklärung an das Leben kundtut.

Anne-Ev Ustorf

# ICH MUSS NICHT GUTHEISSEN, WIE MEINE ELTERN MIT MIR UMGEGANGEN SIND – ABER ICH VERSTEHE JETZT, DASS SIE NICHT ANDERS KONNTEN

Das Kriegsende liegt nun schon bald 70 Jahre zurück. Viele Zeitzeugen leben heute längst nicht mehr. Und selbst die Kriegskinder sind nun ins Alter gekommen. Doch die Schatten des Krieges sind lang – bisweilen so lang, dass auch unsere Generation noch davon betroffen ist. Denn von den schrecklichen Ereignissen des Krieges kann man selbst dann geprägt sein, wenn man ihn gar nicht erlebt hat.

Für mein Buch *Wir Kinder der Kriegskinder. Die Generation im Schatten des Zweiten Weltkrieges* führte ich viele Gespräche mit Männern und Frauen, die zwischen 1955 und 1975 geboren wurden. Ihre Eltern waren zwischen 1930 und 1949 zur Welt gekommen. Obwohl eine Generation später geboren, waren auch die Leben meiner Gesprächspartner noch stark geprägt von den Kriegserfahrungen der Eltern, von elterlichen Ängsten, die direkt mit dem Krieg zusammenhingen, von Verlust- und Mangelserfahrungen, die mittlerweile mehr als 60 Jahre zurückliegen. Auch in meiner Generation können psychische Probleme bisweilen vor dem Hintergrund der frühkindlichen Kriegserfahrungen der Eltern gesehen werden – davon bin ich inzwischen überzeugt.

Doch zunächst: Was bewog mich, dieses Thema überhaupt aufzugreifen, geschweige denn ein Buch darüber zu schreiben?

Zunächst ein kleiner Exkurs in meine Familiengeschichte. Ich bin Jahrgang 1974, meine Eltern sind beide 1945 geboren, wenige Tage nach Kriegsende. Lange war die Kriegs- und vor allem Nachkriegszeit meiner Eltern überhaupt kein Thema für mich. Ich hatte zwar Geschichte studiert und wusste eine Menge über die Kriegsjahre, verspürte aber keinen persönlichen Bezug. Es war für mich Geschichte, die zwar in politischer und kultureller Hinsicht noch bis in die Gegenwart hineinzuwirken vermochte, mich aber auf einer persönlichen Ebene nicht mehr tangierte. Dass dies jedoch ganz und gar nicht zutraf, bekam ich vor einigen Jahren schmerzlich zu spüren. Mit Mitte 20 nahm ich aufgrund einer Depression eine Psychotherapie auf. Im Laufe der Therapie setzten bei mir wiederkehrende Träume mit immer gleichen Inhalten ein: Ich träumte von zerbombten Städten und brennenden Ruinen, von fünfköpfigen Familien, die inmitten der Trümmer sassen und am ganzen Körper Kriegsverletzungen aufwiesen. Und ich entwickelte ein beinahe zwanghaftes Interesse: Als Journalistin begann ich, über die Schicksale in Deutschland lebender Flüchtlingskinder zu arbeiten, wieder und wieder, bis ich kaum noch die Zeit fand, andere Aufträge anzunehmen. Von meinen unablässigen Versuchen, Anerkennung für die Leidenserfahrungen der Kinder aus Afghanistan oder Serbien zu erlangen, konnte ich mich kaum mehr distanzieren.

Es dauerte eine Zeit, bis ich zu verstehen begann. Die Debatte um das Leid der deutschen Bevölkerung während des Krieges und die Erfahrungen der Kriegskinder liessen mich auch über die Geschichte meiner Eltern nachdenken. Wenige Tage nach Kriegsende geboren, war auch ihre Kindheit von Hunger, Armut, Zukunftsängsten und Unsicherheit geprägt. Meine Grossmütter verbrachten ihre Schwangerschaften überwiegend in Luftschutzkellern, meine Grossväter überlebten den Krieg nur knapp und waren anschliessend viele Monate in Kriegsgefangenschaft. Sie sahen

ihre Kinder – meine Eltern – erst, als diese schon krabbelten. Die Nachkriegsjahre waren für beide Familien schwierig, geprägt vom Kampf ums Überleben. Hinzu kam in der Familie meiner Mutter kurz vor dem Mauerbau noch eine traumatische Flucht von Ost- nach Westdeutschland mit monatelangen Aufenthalten in Flüchtlingslagern und anschliessendem mühsamen Neuanfang in der Bundesrepublik.

Erst in meiner Therapie begann ich zu spüren, welche materiellen und vor allem emotionalen Entbehrungen meine Eltern hatten hinnehmen müssen – und wie sich diese wiederum auf meine beiden Geschwister und mich ausgewirkt hatten. Hinter der ausgeprägten Leistungsorientiertheit meiner Eltern, hinter ihrer Disziplin und ihrer emotionalen Nüchternheit verbargen sich Bedürftigkeit und Ängste, die nie bearbeitet werden konnten. Wir Kinder hatten eine Menge davon auffangen müssen – obwohl wir doch selbst stets gefordert waren zu funktionieren. Doch es war kaum möglich, das alles wirklich zu reflektieren.

Über Gefühle zu sprechen, die eigenen Ängste anzuschauen, die eigenen Schwächen zu akzeptieren, das hatten meine Eltern nicht lernen können und wir dann auch nicht. Erst in der Therapie begann ich, meine eigenen Gefühle besser wahrnehmen und mitteilen zu können. Als ich anfing, mich mit der Kriegskindheit meiner Eltern, speziell der meiner Mutter, auseinanderzusetzen, liess auch der innere Zwang nach, mich mit den Schicksalen der in Deutschland lebenden Flüchtlingskinder zu beschäftigen. Nachträglich hatte ich wohl etwas aus der Geschichte meiner Mutter wiedergutmachen wollen. Die Kriegsverletzungen, die mir im Traum so deutlich erschienen waren, hatten bei meinen Eltern und auch bei uns Kindern deutliche Spuren hinterlassen.

Ich begann mich zu fragen, ob nur in meiner Familie die Kriegskindheit der Eltern derart Schatten zu werfen vermocht hat-

te oder ob dies nicht in vielen deutschen Familien der Fall sein könne. Ich begann zu recherchieren und stellte fest, dass es bereits einige psychologische Forschungsprojekte zu diesem Thema gab. Unter anderem befasste sich eine Gruppe von Psychoanalytikern in Hamburg mit der transgenerationalen Weitergabe von Kriegserfahrungen der Kriegskinder an deren Kinder – in der Hoffnung, so neue Einsichten in psychoanalytische Behandlungstechniken zu gewinnen. Der Ausgangspunkt dieses Forschungsprojektes war, dass Psychotherapeuten immer häufiger beobachteten, dass die Kriegskindheit der Eltern auch noch ins Leben ihrer Klienten, der 30- bis 50-Jährigen hineinwirkte – ohne dass dies den Kindern im Geringsten bewusst war, denn oft wussten sie gar nichts über die Geschichte ihrer Eltern. Auch am Universitätsklinikum Hamburg erforschten Psychologen und Psychiater die Langzeitwirkungen des Hamburger Feuersturms über mehrere Generationen.

In Fachkreisen war das Thema also bereits angekommen – doch in der Öffentlichkeit noch nicht. Ich begann, Fachleute zu interviewen und Literatur zu sichten, um schliesslich Artikel über dieses Thema zu schreiben. Daraufhin erhielt ich so viele Leserbriefe von Kindern von Kriegskindern und auch von Kriegskindern selbst, dass in mir die Entscheidung für ein Buchprojekt reifte. Mir wurde schnell klar: Wie meiner Familie geht es wohl auch vielen anderen deutschen Familien. Meine Generation, die Kinder der Kriegskinder, ungefähr zwischen 1955 und 1975 geboren, stellt die mittlerweile dritte kriegsbetroffene Generation in Deutschland dar – wenn auch nur indirekt betroffen. Die Kriegskindheit unserer Eltern hat auch bei uns Spuren hinterlassen: Wir haben Gefühle übernommen, Ängste geerbt, Rollen eingenommen, die in Bezug stehen zu den Kriegserlebnissen unserer Eltern. Unser Lebensgefühl ist geprägt von emotionalen Erfahrungen, die gut 60 Jahre zurückreichen.



Die vielen Interviews, die ich mit Kindern von Kriegskindern führte, zeigten mir, dass die Kriegskindheit der Eltern vielfältige Folgen haben kann: Der schmerzhafteste Heimatverlust, den viele Flüchtlingskinder erleben mussten, kann auch noch bei uns, der nächsten Generation, zu einem Gefühl der Heimatlosigkeit führen, zum Glauben, sich nirgends verwurzeln oder nirgends heimisch werden zu können. Die lebenslangen Existenzängste vieler Kriegskinder – eine Folge ihrer extremen Armut- und Mangelserfahrungen in der Kriegs- und Nachkriegszeit – können auch in uns, der nächsten Generation, mitunter ein extremes Sicherheitsdenken bewirken oder im Gegenzug das Bedürfnis, alle Sicherheiten über Bord zu werfen und ein möglichst ungebundenes, manchmal auch unsicheres Leben zu führen. Auch die emotionale Sprachlosigkeit vieler erwachsener Kriegskinder kann es uns, ihren Kindern, noch erschweren, die eigenen Gefühle wahrzunehmen und zu kommunizieren. Sexuelle Missbrauchserfahrungen während Krieg und Flucht können auch noch uns, die Töchter und Söhne, in unserer Beziehungsgestaltung beeinflussen.

Doch wie kommt es, dass auch die Kinder der Kriegskinder noch an den Erfahrungen der Eltern zu tragen haben? Traumatische Erlebnisse können, wenn sie nicht bearbeitet werden, eingekapselt an die nächste Generation weitergereicht werden – das ist längst bekannt. Bereits 1913 skizzierte Sigmund Freud in *Totem und Tabu* das Phänomen der transgenerationalen Weitergabe und schrieb: «Wir dürfen annehmen, dass keine Generation imstande ist, bedeutsamere seelische Vorgänge vor der nächsten zu verbergen.» In den 1970er-Jahren stellten israelische und amerikanische Psychologen und Psychiater fest, dass die Kinder von KZ-Überlebenden an seelischen Problemen litten, die unmittelbar mit den traumatischen – dabei aber oft verschwiegenen – Erfahrungen der Eltern zusammenhingen. Ähnliche Modelle der transgenerationalen

len Weitergabe erkannten Psychiater und Psychologen später bei den Kindern der Vietnam-Kriegsveteranen und den Kindern von Kriegsflüchtlingen, zum Beispiel aus dem Kosovo. Der Psychiater Peter Heintz, der seit Jahren über die Spätwirkungen kindlicher Kriegserfahrungen der zwischen 1930 und 1945 geborenen Deutschen forscht, erklärt: «Kriege versprühen ihr Gift weit über den Lebenszyklus direkt Betroffener in die Seele sehr viel später Geborener. Und manchmal erzeugen sie sogar generationsübergreifende Traumatisierungen.»

Auch die deutschen Kriegskinder gaben ihre kindlichen Verlust- und Mangelserfahrungen und mitunter Traumatisierungen unbewusst und – natürlich – ungewollt an ihre Kinder weiter. Denn auch sie konnten ihre Erfahrungen meist nicht aufarbeiten – das noch nicht ausgebildete Langzeitgedächtnis vieler Kriegskinder und die grosse Not der schwierigen Nachkriegsjahre verhinderten lange eine Beschäftigung mit dem Erlebten. Die 1934 geborene Psychoanalytikerin und Traumaexpertin Luise Reddemann erklärt dies folgendermassen: «Wir haben ja von klein auf erfahren, dass wir nicht wichtig waren. Uns wurde ja gesagt: Ihr seid so klein, ihr habt nichts mitbekommen, alle anderen haben es viel schwerer gehabt. Also denkt man als Kind: Nimm dich nicht so wichtig, streng dich an!» Obwohl sich viele Kriegskinder später als Erwachsene auch in Psychotherapien mit ihren Lebensproblemen auseinandersetzten, kamen sie dabei nur selten auf die spezifischen Belastungen ihrer Kriegskindheit zu sprechen. Kein Wunder: Viele hatten dieser Zeit jahrzehntelang keine Beachtung geschenkt, schliesslich drang dieses Thema erst in den letzten Jahren ins öffentliche Bewusstsein, oft verbunden mit der schrittweisen Verrentung der Kriegskinder.

Über dem langen Schweigen lag aber vor allem wohl auch die Schuld der Deutschen am Holocaust, die unausgesprochene und feste Überzeugung, dass man angesichts der millionenfachen

Morde der Nationalsozialisten nicht über das eigene kleine Schicksal klagen dürfe.

Was genau die Kriegskinder erlebt haben, muss ich hier nicht aufzählen. Laut psychologischer Studien der Universität Leipzig sind 30 Prozent aller im Zweiten Weltkrieg geborenen Deutschen im klinischen Sinne traumatisiert. In den Jahren 1944/1945 verloren 5,5 Millionen Kinder ihre Heimat. Jeder zweite Deutsche war auf der Flucht, Hunderttausende verloren dabei ihr Leben. Durch den Bombenkrieg starb eine weitere halbe Million Menschen, vor allem Frauen, Kinder und Ältere. Viele Väter fielen im Krieg, jeder achte männliche Deutsche. Es gab 1,7 Millionen Witwen und 2,5 Millionen Halbwaisen. Tod, Hungersnot, Armut, Depression und ein grosses Wertevakuum prägten diese Zeit. Man lebte in einer psychischen Ausnahmesituation. Vielen Kriegskindern aber, die es ja gar nicht anders kannten, erschienen diese Belastungen lange als normal, weil es eben allen anderen auch so gegangen war. Noch heute leiden viele Kriegskinder an den Spätfolgen dieser traumatischen Erfahrungen. Wichtig ist mir, dass aber nicht nur die Kriegszeit, sondern ebenso die Nachkriegszeit für die Kriegskinder belastend war. Denn über den Krieg hinaus mussten viele Kriegskinder noch jahrelang für ihre emotional erstarnten Mütter sorgen, die durch Ausbombung, den Verlust des Ehemannes oder durch Vergewaltigung traumatisiert waren.kehrte der Vater zerrüttet aus der Gefangenschaft zurück, war auch er meist nicht in der Lage, Vaterfunktionen zu erfüllen. Angesichts dessen war vielen Kriegskindern eine eigene emotionale Entwicklung kaum möglich. Darüber hinaus prägten auch die Erziehungsideale des frühen 20. Jahrhunderts und des Nationalsozialismus viele Kriegskinder: Auf die eigenen Gefühle zu achten, gut für sich selbst zu sorgen, das hatten viele von ihnen nicht lernen können in einer Zeit, in der Ängste, Schmerzen und Zärtlichkeiten als «Schwäche» abgewertet wurden.

In Bezug auf ihr Wohlbefinden, ihr Gefühlsleben und Beziehungsverhalten sind viele Kriegskinder bis heute geprägt von ihren frühen Kindheitserfahrungen. Dies gilt aber nicht nur für die älteren Kriegskinder, die sich noch an konkrete belastende Ereignisse erinnern können. Das Gegenteil ist der Fall: Gerade die Jahrgänge 1942 bis 1945, die kaum oder keine Erinnerungen an ihre ersten Lebensjahre im Krieg oder die Zeit unmittelbar danach haben, sind besonders von ihren frühen Erfahrungen geprägt. Sabine Bode berichtete in einem Interview: «Die älteren Kriegskinder, die ihren Eltern während der Kriegs- und Nachkriegszeit unterstützend zur Seite stehen konnten, haben diese Zeit häufig relativ gut überstanden, ohne Traumatisierung. Oft waren sie später sogar sehr erfolgreich, viele von ihnen gingen in helfende Berufe. Aber die kleineren Kinder, die in den letzten Jahren des Krieges geboren wurden, die haben die Katastrophen umso schlimmer erlebt. Je kleiner sie waren, umso schwerer hatten sie's. Obwohl es zu dieser Zeit überhaupt nicht die Empfindung gab, dass die Kleinen viel gelitten hätten.»

Dies ist kaum verwunderlich: Gerade pränatale Erlebnisse und frühe Erfahrungen in den ersten drei Lebensjahren wirken sich massgeblich auf unsere seelische und körperliche Gesundheit und emotionale Entfaltung aus. Babys lernen von ihren Bezugspersonen, ihren eigenen inneren Zustand zu deuten: So gut oder schlecht wie die Bindungsperson – meist die Mutter – die eigenen Gefühle und die ihres Babys regulieren kann, lernt auch das kleine Kind nach und nach, die eigenen Gefühle zu regulieren oder – anders gesagt – sich zu beruhigen. Es ist also auf einen schützenden Erwachsenen angewiesen, der ihm hilft, das Erlebte einzuordnen und zu bewältigen. Deshalb stammen unsere Fähigkeiten, Gefühlszustände anderer zu erkennen, Empathie zu empfinden und uns in aufregenden Situationen beruhigen zu können, aus dieser

Zeit – denn all diese Erfahrungen werden in der rasant wachsenden rechten Gehirnhälfte des Babys abgespeichert.

Wir können nicht davon ausgehen, dass die in den letzten Kriegs]ahren geborenen Kinder entsprechende Bedingungen für ihre Entwicklung vorfanden. In den letzten Kriegsjahren und der frühen Nachkriegszeit war es Müttern oftmals kaum möglich, ihr Kind vor den vielen äusseren Stressfaktoren zu schützen. Auch seelisch waren sie vermutlich oft nicht in der Lage, angemessen auf ihr Baby zu reagieren: Das Trauma von Flucht und Vertreibung, Bombennächten in Luftschutzkellern, Trauer um getötete Angehörige und Freunde, Hungersnot, die nackte Angst ums Überleben – möglicherweise einhergehend mit der Angst vor Vergewaltigung – standen davor. Die rechte Hirnhälfte bleibt jedoch ein Leben lang von den frühen Bindungserfahrungen beeinflusst, deshalb ist es wahrscheinlich, dass viele der in den letzten Kriegsjahren Geborenen mit seelischen oder psychosomatischen Problemen behaftet sind. Und das hat Auswirkung insbesondere in Bezug auf die eigene Beziehungsfähigkeit und Elternschaft.

In fast allen Interviews, die ich mit Kindern von Kriegskindern führte, hörte ich folgende Sätze: «Meine Eltern unterstützen mich zwar, aber es ist ihnen nur schwer möglich, eine tiefe emotionale Beziehung zu mir aufzubauen.» – «Über Gefühle wurde zu Hause nie gesprochen.» – «Mit meinen Problemen blieb ich weitgehend allein.» – «Meine Eltern kommen mir noch heute fremd vor.» Viele berichteten mir, dass sie die Liebe der Eltern zwar spürten, sie ihnen ihre Zuneigung bis heute aber nur indirekt mitteilen könnten – weniger durch Worte, Umarmungen oder eine innige Zugewandtheit als durch Liebesbeweise wie zum Beispiel die Zubereitung von Lieblingsmahlzeiten oder das Zustecken von Geldscheinen. Dieser Mangel wurde vor allem dann als gravierend er-

lebt, wenn sie die emotionale Unterstützung der Eltern dringend benötigt hätten – bei Sorgen, Ängsten, schwierigen Entscheidungen oder auch bei der Zukunftsplanung.

Der Psychoanalytiker und Altersforscher Hartmut Radebold glaubt, dass die Kinder der Kriegskinder funktionieren mussten und möglichst leistungsfähig sein sollten, um die Abwehr der Eltern nicht zu erschüttern. Er schreibt: «Im unbewussten Vergleich mit ihrer damaligen Situation erwarteten die Eltern offenbar, dass die Kinder – wiederum in familiärer Delegation – mit ihren Nöten selbst zurechtkämen und sie selbst möglichst wenig damit behelligt wurden.» Heute würden sich auffällig viele Kinder von Kriegskindern in Psychotherapie befinden. Meines Erachtens liegt das vor allem daran, dass viele Kriegskinder ihren Kindern das Fühlen nicht gut beibringen konnten. Stattdessen gaben sie ihren Kindern über das Schweigen viel Angst mit – ungewollt, versteht sich. Das beschert den Kindern mitunter noch heute als Erwachsene, Probleme in Beziehungen, am Arbeitsplatz, mit sich selbst. Im Folgenden berichte ich von einem Gesprächspartner aus meinem Buch, der erzählt, wie die emotionale Sprachlosigkeit und die Ängste seiner Eltern ihn prägten.

In Sicherheit zu leben und frei von der Angst vor Mangel zu sein, so könnte das beherrschende Grundmotiv in Andreas' Familie lauten. Nie wieder wollten seine Eltern die Not und Ohnmacht erleben, die sie als Kinder während der Flucht und anschließenden Internierung in Flüchtlingslagern hatten verspüren müssen. Andreas' Vater wurde 1934 in Königsberg, Kaliningrad, geboren. Kurz vor Kriegsende, als der Vater elf Jahre alt war, floh die Familie vor der sowjetischen Armee gen Westen. In den letzten Kriegsmonaten landete die Familie im besetzten Dänemark und blieb dort bis 1948 in einem Lager für deutsche Kriegsflüchtlinge inhaftiert. Die Erzählungen des Vaters sind bis heute von dieser Zeit bestimmt, von Hunger, Krankheiten, mangelhaften hygieni-

schen Verhältnissen, Perspektivlosigkeit. «Die Zeit im Lager hat mein Vater nie wirklich verarbeitet», berichtet Andreas, «er trägt dieses Trauma noch immer wie auf einem Tablett vor sich her.»

Schulbildung, die Identitätsfindung in der Pubertät – all das konnte der Vater in den Jahren nach dem Krieg nicht nachholen. Alles drehte sich ums Aufbauen und ums Überleben. Andreas' Mutter erging es nicht anders: Sie stammte aus Potsdam, ihre Familie war 1945 ebenfalls in einem Flüchtlingslager interniert und strandete wie der Vater später über Umwege in der Pfalz.

Beide Flüchtlingskinder versuchten, nach vorn zu schauen. Sie heirateten und richteten sich in einem Leben ein, in dem sie nach Sicherheit strebten. Von der Aussenwelt sollte nur so wenig wie möglich nach innen dringen, die fragile Balance sollte nicht erschüttert werden. «Alles war sehr eng, aber in dieser Enge hatten sie sich eingerichtet», erklärt Andreas, 1959 geboren. Die zwar liebevolle, aber von grosser Angst und Verunsicherung geprägte Familienatmosphäre wirkte sich auf ihn aus. Weder Mutter noch Vater konnten ihm Selbstvertrauen und Orientierung mit auf den Weg geben. «Ich habe von meinen Eltern vor allem Angst, Barrieren und ein grosses Minderwertigkeitsgefühl mitbekommen», erzählt Andreas, «Meine Eltern haben mir immer vermittelt: Wir wissen selbst nicht, wie das Leben läuft, du musst es herausfinden.»

Ein Gefühl von Leere und Erschöpfung herrschte vor. Um die Mutter zu entlasten, mussten Andreas und seine Schwester viel Verantwortung übernehmen. «Da schwang auch immer ein starkes Schuldgefühl mit», erklärt Andreas, «ich hatte den Eindruck, für meine Eltern verantwortlich zu sein, dafür sorgen zu müssen, dass meine Mutter gute Laune hat.» Andreas führt die depressive Grundstimmung zu Hause auf die enormen Verlust- und Mangelenerfahrungen der Eltern in der Kriegs- und Nachkriegszeit zu-

rück. Und auf die Tatsache, dass keiner von beiden je frei war zu schauen, etwas aus dem eigenen Leben zu machen. Der Alltag der Eltern war mehr der Angstabwehr als der Frage nach persönlicher Erfüllung gewidmet. «Sie strahlten eine immense Existenz- und Verarmungsangst aus», erzählt Andreas, «aber reflektieren konnten sie das nie. Man kann sich mit ihnen noch heute nicht auseinandersetzen.»

Gerade als Jugendlicher und junger Erwachsener hätte Andreas sich mehr Fürsorge oder zumindest eine gemeinsame Auseinandersetzung über seine Zukunftspläne gewünscht. Er wollte Kunst studieren, hatte sogar Angebote von renommierten Künstlern, doch er schaffte es einfach nicht, sich an den Kunsthochschulen zu bewerben. Seine Schwierigkeiten, diese Möglichkeiten wahrzunehmen, war womöglich vom unbewussten Wunsch diktiert, nicht erfolgreicher als die Eltern sein zu wollen. Wie sehr der Vater unter Minderwertigkeitsgefühlen litt, das hat Andreas oft erleben können. «Ich weiss noch, wie er irgendwann kurz vor Weihnachten in der Küche sass und lamentierte: Ich bin nicht gut genug für dich, ich bin nicht gut genug für dich», erzählt Andreas, «und ich stand da und habe geheult. Ich wollte gar nicht hören, dass ich etwas Besseres als mein Vater sei. Man liebt seinen Vater ja. Dieses ‚Ich bin nicht gut genug‘, das habe ich eins zu eins übernommen. Bei meinem Vater war halt immer alles improvisiert, ohne Struktur. Er hat in keiner Weise Sicherheit ausgestrahlt, nur diese massive Existenzangst.»

Mit Ende 30 hängte Andreas schliesslich die Kunst an den Nagel und wurde Grafiker. Mittlerweile ist er ganz gut im Geschäft. Im Nachhinein, sagt Andreas, sei er aber einen ähnlichen Weg wie sein Vater gegangen, «unverbindlich und irgendwie ziellos». Trotz aller Ängste und Hemmungen hat Andreas es aber doch geschafft, ein zufriedenes Leben zu führen. «Dieses Nicht-Trauen stand mir aber immer im Weg», sagt er, «mein Leben ist wohl ei-



ne Mischung aus Barrieren und den Versuchen, mir Freiraum zu schaffen.»

Wenn in der Elterngeneration traumatische Erfahrungen unerkannt und unbearbeitet bleiben, kann es passieren, dass diese zur Bewältigung an die nächste Generation weitergereicht werden. Dies sind zutiefst unbewusste Prozesse. Die Weiterreichung des Traumas kann – grob vereinfacht – auf zwei verschiedenen Kanälen erfolgen: Entweder über das Schweigen über das Erlebte oder über das unablässige Reden über das Erlebte. Haben die Eltern beispielsweise ihre traumatischen Flucht- oder Luftangriffserlebnisse tief in sich vergraben, können die Kinder das Trauma der Eltern dennoch auf eine diffuse Weise spüren. Möglicherweise bleiben sie mit der Geschichte der Eltern verbunden, indem sie versuchen, das Trauma neu zu inszenieren, also zu wiederholen, um es für sich irgendwie zu konkretisieren beziehungsweise spürbar zu machen.

Der Schriftsteller Hanns-Josef Ortheil beschreibt diese Erfahrung sehr gut in seinem autobiografischen Roman *Die Erfindung des Lebens*. Ortheils Mutter war durch den frühen Tod von vier Söhnen im Krieg traumatisiert, sie sprach aber nicht darüber. Dennoch ahnte der Sohn, dass die Mutter etwas Fürchterliches mit sich herumtrug. «Ich fürchtete immer, ihr könnte etwas zustossen, obwohl ich selbst gar nicht erlebt hatte, dass ihr in meinem Beisein etwas Schlimmes passiert war. Ich wusste aber, dass so etwas früher einmal passiert war, und ich wusste auch, dass es etwas ganz besonders Schlimmes gewesen sein musste. Mehr jedoch wusste ich noch nicht, ich kannte keine Details, und ich hörte auch niemals jemanden von dieser Vergangenheit sprechen, obwohl sie doch ununterbrochen gegenwärtig war. Gegenwärtig war sie dadurch, dass Mutter nicht sprach, gegenwärtig war die Vergangenheit in Mutters Stummsein.»

Erzählen die Eltern unablässig von ihren belastenden Erinne-

rungen, kann auch dies die kindlichen Bewältigungsmöglichkeiten überfordern. Vielleicht bemühen sich die Kinder dann unbewusst, etwas im Leben der Eltern wiedergutzumachen, indem sie durch eigene Aktivität die Eltern von ihren Ängsten zu befreien versuchen. In diesem Zusammenhang möchte ich auf das Trauma des Heimatverlustes vieler Flüchtlingskinder hinweisen. Während der Recherchen zu meinem Buch sprach ich mit vielen Kindern von Flüchtlingskindern, die mir berichteten, dass auch sie sich – obwohl in der Bundesrepublik geboren – der alten Heimat der Eltern bisweilen so verbunden fühlten, dass sie nie einen Bezug zu dem Ort, an dem sie aufwuchsen, entwickeln konnten. In gewisser Weise fühlten auch sie sich noch wie auf der Flucht. Sie empfanden mangelnde Zugehörigkeit, fühlten sich in der Welt nicht geborgen. Exemplarisch möchte ich die Geschichte von Agnes anführen.

Krieg, Lager, Vertreibung, es gibt zahlreiche leidvolle Erfahrungen in Agnes' Familiengeschichte. Diese weit zurückliegenden Erlebnisse werfen lange Schatten. Über Jahrzehnte schweiss-te das unverarbeitete Trauma die Familie zu einer symbiotischen Schicksalsgemeinschaft zusammen, aus der sich zu lösen kaum möglich erschien. So wirken die unverarbeiteten Erfahrungen der Grosseltern bis in die dritte Generation hinein. Auch Agnes, 1971 geboren, spürt Heimatlosigkeit und Verunsicherung in sich. Obwohl ihr Leben rein äusserlich ganz stabil ist: Die Journalistin wohnt mit ihrem Mann und zwei Töchtern in ihrer Geburtsstadt Ulm.

Agnes' Familie mütterlicherseits stammt aus einem deutschen Dorf in Serbien. Vor Kriegsende lebten etwa 1,5 Millionen Deutsche in der serbischen Donauebene. Viele von ihnen traten zu Beginn des Zweiten Weltkrieges der NSDAP bei und kooperierten mit der deutschen Besatzungsmacht. Die Vergeltung folgte gegen Kriegsende: Deutsche, die nicht geflohen waren, wurden interniert. So auch Agnes' Grossmutter, 1923 geboren. Sie hatte Ser-

bien nicht verlassen wollen: Mit zwei erst drei und fünf Jahre alten Kindern traute sie sich nicht auf die Flucht. Ihr Mann war irgendwo im Osten verschwunden.

Ende 1944 wurde Agnes' Grossmutter mit den beiden Kindern und ihrer alten Mutter ins serbische Lager Jarek deportiert, wo unter elenden Bedingungen knapp 15'000 Deutschstämmige interniert waren. Agnes' Grossmutter wurde zum Arbeitsdienst verurteilt, die Kinder und die alte Mutter in einen entfernten Teil des Lagers gebracht. Sie sollten Agnes' Grossmutter nie wieder sehen. «Meine Grossmutter sagt, sie habe ungefähr nach einem Jahr im Lager von einem Bekannten erfahren, dass ihre beiden Kinder und ihre Mutter tot wären», erzählt Agnes. «Man kann sich nicht vorstellen, wie man nach solchen Erfahrungen noch weiterleben kann. Ich vermute, dass meine Grossmutter danach nur noch den Impuls hatte, sich selbst zu retten.»

Im April 1946 wurde das Lager geschlossen, nachdem das Rote Kreuz Druck auf die jugoslawische Regierung ausgeübt hatte. Über Österreich floh Agnes' Grossmutter nach Deutschland und machte über das Rote Kreuz ihre Schwester und ihren Vater in einem Sammellager in Süddeutschland ausfindig. Gemeinsam zogen sie in eine Flüchtlingssiedlung in der Nähe von Ulm, wo 1948 auch der Grossvater zu ihnen stiess. Er war kurz zuvor aus französischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden und hatte seine Frau ebenfalls über das Rote Kreuz gefunden. Zehn Monate später, 1949, wurde Agnes' Mutter geboren. Dieses Kind sollte endlich leben.

In Agnes' Familie wurde über die Kriegserlebnisse nur selten gesprochen. «Erst als ich grösser wurde, habe ich angefangen, nachzufragen», sagt Agnes, «aber nicht so oft, weil meine Oma anschliessend meist Alpträume hatte.» Sie findet es dennoch erstaunlich, wie gut ihre Grosseltern trotz der schrecklichen Täter- und Opfererfahrungen funktionierten. Agnes vermutet, dass die

Grosseltern sich durch Arbeit vor dem depressiven Absturz bewahrten.

Doch Agnes' Mutter litt unter der Bürde der Familiengeschichte. Sie beklagte sich oft, dass sie als Kind vernachlässigt worden sei. «Sie erzählte, dass die Grosseltern immer nur damit beschäftigt gewesen wären, Geld zu verdienen und das Haus zu bauen», berichtet Agnes. «Offenbar wurde sie viel hin und her geschoben.» Doch Agnes' Mutter durfte nicht klagen: Sie hatte überlebt, also musste es ihr gut gehen. Es gelang ihr nicht, sich von ihren Eltern zu lösen. Als sie mit 22 Jahren ungeplant schwanger wurde und die Beziehung zu Agnes' Vater wenige Monate nach der Geburt zerbrach, lieferte die Mutter die kleine Agnes jeden Tag bei den Grosseltern ab, damit sie weiterhin ihrer Arbeit als Krankenschwester nachgehen konnte. Nun gab es ein weiteres Kind, das den Grosseltern über den Schmerz hinweghelfen konnte. Später zog sie mit Agnes sogar ins Haus der Grosseltern ein. Trennungen waren in dieser Familie ein traumatisches Thema, schliesslich hatten die beiden älteren Geschwister infolge einer Trennung ihr Leben gelassen.

Agnes spürte die Fragilität ihrer Mutter genau. «Schon als Kind hatte ich das Gefühl, mich um meine Mutter kümmern zu müssen», erzählt Agnes, «weil sie alleinerziehend war und es ihr oft nicht gut ging. Es war ein umgedrehtes Verhältnis: Ich meinte, die Verantwortung für uns tragen zu müssen.» Agnes glaubt, dass die Mutter bis heute von den Erlebnissen der Grosseltern geprägt sei. Seit vielen Jahren ist sie chronisch schmerzkrank. Doch die Mutter lehnt es ab, über die Geschichte ihrer Eltern zu sprechen. Agnes' Grossmutter hingegen versteht nicht, warum die Tochter nicht glücklich ist – schliesslich hat sie überlebt: «Meine Oma kann sich überhaupt nicht vorstellen, dass meine Mutter psychisch belastet sein soll», erklärt Agnes. «Bei ihr stösst dieser Gedanke auf völliges Unverständnis.»

Agnes empfand ihr Umfeld von klein auf als schwierig.

«Mir fehlte irgendwie immer das Gefühl: Da gibt es ein Elternhaus, da kann ich zurückkommen.» Es gab zu viel Trauer, zu viel Abhängigkeit, zu wenig Autonomie, zu wenig Lebensfreude. Die Mutter war selbst zu kurz gekommen, die Grossmutter «streng und autoritär». Niemand konnte Agnes in dieser Familie vorleben, wie man ein autonomes Leben führte. Gefühle von Stabilität und Vertrauen wurden ihr kaum vermittelt – wie auch, angesichts der familiären Verlusterfahrungen, die nur in der Symbiose zu bewältigen schienen?

Diese grundlegende Lebensverunsicherung prägte Agnes. Obwohl sie sich wünschte, hinaus in die Welt zu ziehen, konnte sie sich weder von ihrer Familie noch von ihrem Geburtsort lösen, zu dem sie sich als Kind einer Flüchtlingsfamilie jedoch nie wirklich zugehörig fühlte. «Ich hatte immer grosse Schwierigkeiten, von hier wegzugehen, aus der Angst heraus, die Heimat oder die Bodenhaftung zu verlieren», erklärt sie. «Ich dachte immer: Wenn ich das hier hinter mir lasse, dann verliere ich alles, was ich habe.»

Sie wurde Journalistin und hatte mehrfach verlockende berufliche Angebote. «Ich traute mich nicht, zu sagen: Hier bin ich, hier schlage ich mich alleine durch. Leider habe ich mich nie so frei gefühlt, mal hier, mal dort leben zu können.» Die von ihr empfundene Heimatlosigkeit, das Gefühl, nirgendwo geborgen zu sein, ist mit Sicherheit Folge der Vertreibungs- und Verlusterfahrungen der Grosseltern. Schon seit Längerem setzt sie sich mit diesem Erbe auseinander: Sie geht stellvertretend der Familiengeschichte nach, um das eigene Leid zu verstehen und um nicht dem Zwang der Wiederholung zu erliegen: «Mir ist wichtig, dass meine Kinder eine stabile Kindheit erleben und wir ihnen Förderung zukommen lassen. Denn weder um meine emotionale Entwicklung noch um meine Zukunft hat man sich besonders gekümmert. Ich habe mir alles selbst erarbeitet. Und das war nicht immer leicht.»

Ich habe viele Kinder von Kriegskindern getroffen, die wie Agnes verstrickt in die Geschichte der Eltern waren, sodass sie nur schwer zwischen der Geschichte der Eltern und der eigenen Geschichte unterscheiden konnten. Manche von ihnen waren über Jahrzehnte massiv in ihrer Lebensgestaltung beeinträchtigt. Viele gingen in Psychotherapie, doch längst nicht alle konnten den Bogen zur Geschichte ihrer Eltern schlagen, weil sie nichts über die Erfahrungen ihrer Eltern wussten oder weil sich die Symptome bei ihnen anders zeigten.

Aber wir sind nicht nur Opfer der Geschichte unserer Eltern. Denn jeder von uns, ob Kriegskind oder Kind von Kriegskindern, kann an der eigenen Resilienz arbeiten. Die Traumaexpertin Luise Reddemann fordert in der psychotherapeutischen Arbeit schon lange eine Rückbesinnung auf die individuellen Ressourcen. Sie erklärt, dass man Resilienz erlangen kann, wenn man sich mit seinen negativen Gefühlen auseinandersetzt und diese anerkennt, sie allerdings nicht verstärkt. Stattdessen sei es wichtig, auch positive Gefühle aufzubauen, indem man herausfindet, was einem Freude bereitet, worin die eigenen Stärken liegen, welche positiven Dinge man erlebt hat. Als besonders hilfreich erachtet Reddemann eine kreative Auseinandersetzung mit dem eigenen Leid, etwa durch Musizieren, Malen, Schreiben, Handwerken, Gärtnern – alles, was uns in einen «fliessenden» Zustand versetzt.

In ihrem Buch *Überlebenskunst* schildert sie am Beispiel von Johann Sebastian Bach, wie man seine seelische Widerstandskraft stärken kann. Bach erlitt immens viele Schicksalsschläge, er war bereits mit zehn Jahren Vollwaise, verlor seine erste Ehefrau und sieben seiner Kinder. Dennoch hatte er eine enorme Selbstheilungskraft, um mit dem Schweren in seinem Leben fertigzuwerden. Bach nutzte seine kreative Arbeit, um sich mit den Themen Abschied und Sterben auseinanderzusetzen. Dadurch, dass er sei-

ner Verzweiflung – zum Beispiel in seinen Kantaten – Ausdruck verlieh, fand er vielleicht auch wieder zu mehr Lebensfreude.

Doch Reddemann glaubt auch, dass man an den eigenen Selbstheilungskräften lebenslang arbeiten muss, denn wenn man nichts dafür tut und ein anstrengendes Leben führt, baut sich die Resilienz wieder ab: «Deshalb ist es enorm wichtig, dass man sich sehr bewusst wird, was einen aufbaut und einem Kraft gibt. Und das sollte man dann auch wirklich praktizieren – zum Beispiel, indem man sich regelmässig die Zeit für kreative Tätigkeiten einräumt.»

Auch vielen meiner Gesprächspartner half das kreative Arbeiten bei der Bewältigung ihrer Lebensprobleme: Claudia und Andreas zogen Kraft aus der Malerei, Lena fand Erfüllung in ihrer künstlerischen Arbeit, für Gerhard war es wohltuend, seine Gedanken aufzuschreiben. Auch eine Psychotherapie erachteten viele als hilfreich. Nicht selten führte die Erkenntnis, dass die eigenen Lebensprobleme mit den emotionalen Erbschaften der Eltern Zusammenhängen, zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte. Agnes recherchierte die Ankunft der Vertriebenen in Baden-Württemberg und erhielt somit Aufschluss über die schwierigen Lebensumstände ihrer Grosseltern in den ersten Nachkriegsjahren, zur Zeit der Geburt ihrer Mutter. Gerhard begann, alte Briefe aus Kriegszeiten zu lesen, die ihm zeigten, wie wenig kindgerecht seine Eltern in diesen frühen Jahren lebten. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte im Rahmen meiner Interviews bestärkte einige Gesprächspartner darin, erneut das Gespräch mit den Eltern zu suchen.

Natürlich war das nicht immer einfach, doch es half, um sich von alten Wünschen und von Trauer lösen und die Eltern ihrerseits als belastet betrachten zu können. «Ich verstehe meine Eltern jetzt», schrieb Doris mir in einer E-Mail. «Ich muss es nicht gutheissen, wie sie mit mir als Kind umgegangen sind.

Aber ich verstehe jetzt, dass sie aufgrund dessen, was ihnen widerfahren ist, nicht anders konnten. Denn was haben sie für eine Anstrengung unternehmen müssen, um nach ihren Erfahrungen überhaupt wieder ins Leben zu kommen.»

Und auch mir fällt es jetzt leichter, meine Eltern so zu akzeptieren, wie sie sind. Ihr Verhalten kann ich nun besser einordnen und ihre guten Seiten mehr schätzen. Das Kind in mir, das nie genug bekommen hat, kommt zwar manchmal noch zum Vorschein. Trotzdem habe ich heute das Gefühl, dass wir uns als Erwachsene gegenüberstehen.

Nach 70 Jahren Frieden haben wir die Chance, eine Auseinandersetzung zu führen darüber, welche Spuren der Krieg noch in unserem Leben hinterlassen hat. Wenn wir verstehen, welche schmerzlichen Erfahrungen die Kriegskinder machen mussten, gelingt es uns vielleicht, Trauergefühle loszulassen und alte Wünsche an unsere Eltern zu verabschieden. Über das empathische Verstehen können wir einander näherkommen. Und vielleicht können wir dann bald auch die positiven Seiten des Erbes unserer Eltern in den Blick nehmen: das politische Bewusstsein, das viele Kriegskinder ihren Kindern vermittelten, oder die Fürsorglichkeit – wenn auch oft nicht auf emotionaler Ebene. Wir haben dieser Generation viel zu verdanken. Ihre Leistungskraft und ihr politisches und gesellschaftliches Engagement ermöglichten uns eine Kindheit in Frieden und Wohlstand. Den Krieg kennen wir nur aus ihren Erzählungen, und dafür können wir dankbar sein.



*Ingrid Meyer-Legrand*

## **DIE AUFTRÄGE DER KRIEGSENKEL – EINÜBUNG DER KOMPETENZEN**

Wir erleben die Kriegsenkel-Generation oftmals als eine Generation, die zwischen Rastlosigkeit und Stillstand hin- und herpendelt. Eine Generation, die auf der Bremse steht – beruflich und privat – und die mit Angst, Depressionen und Burn-out zu tun hat. Die das Gefühl hat, nirgendwo ankommen zu können. Wie ist das zu erklären? Oder anders gefragt: Sieht so das Erbe der Kriegsenkel aus, oder gibt es da etwa noch etwas anderes zu entdecken?

Eine Kriegsenkel-Biografie beginnt mit dem Leid der Eltern, die als Kinder den Nationalsozialismus, den Krieg, die Verfolgung, die Flucht und Vertreibung miterlebt haben, und setzt sich fort mit den Chancen und Herausforderungen einer modernen Multioptionengesellschaft.

Kriegsenkel sind zwar in Wohlstand und Wachstum und in Friedenszeiten gross geworden, aber sie haben mit Menschen gelebt, die vom Krieg erschüttert und traumatisiert worden sind. Ihre Eltern haben als Kinder Bombennächte erlebt, Gewalt und Terror und sind ohne Trost und liebevolle Ansprache geblieben. Das hatte Folgen für deren Nachkommen, die Kriegsenkel.

Viele Kriegsenkel haben aufgrund der Traumatisierung ihrer Eltern sehr früh Verantwortung für die gesamte Familie überneh-

men müssen. Schon bald hat hier eine Rollenkehrung stattgefunden: Kinder wurden zu Eltern ihrer Eltern, die alles versucht haben, ihre Eltern zu «retten». Sie durften nicht einfach unbefangene Kinder sein, sondern versorgten oft von Kindesbeinen an Eltern und Geschwister. Die Eltern waren mit den eigenen seelischen und körperlichen Verletzungen beschäftigt und konnten oft keinen Schutz und keine zuverlässige Verantwortung für ihre Kinder übernehmen. Viele erlebten sich in ihren Familien gar nicht dazugehörig, weil die Eltern zu sehr mit sich selbst befasst waren. «Mich gab's gar nicht», so eine Teilnehmerin in einem meiner Workshops zu diesem Thema.

Für viele Kriegsenkel hat das Aufwachsen mit traumatisierten Eltern einen hohen Preis, denn sie haben ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse zurückgestellt und waren stattdessen für andere da, haben deren Aufträge erfüllt: der Mutter eine gute Freundin sein; die Familienehre retten; der Sonnenschein für die Familie sein; derjenige sein, der das Abitur auf Biegen und Brechen machen sollte, oder diejenige, die einfach nur still zu sein hatte.

Vielen Kriegsenkeln ist gemeinsam, dass sie den Eltern nicht zur Last fallen wollten. Deshalb versuchten sie, noch besser in der Schule zu sein als alle anderen und kein Aufhebens um sich zu machen. Sie waren immer die Starken, und niemand sollte mitkriegen, wie es ihnen ging. Gelernt haben sie aus dieser besonderen Form der Gestaltung von Beziehungen, dass Beziehungen einzugehen heißt, die eigenen Bedürfnisse auf später zu verschieben. Heute beklagen viele den Mangel an Freundschaften und die Einsamkeit in ihrem Leben. Kriegsenkel können gut für andere, aber nicht für sich selbst sorgen. Das haben sie nicht gelernt. Das Positive daran, viele Kriegsenkel haben ihr Helfen professionalisiert und sind in soziale Berufe gegangen.

Aber auch an dieser Kompetenz hängt ein Preisschild, eines, auf dem «chronische Überforderung» steht, bei manchen schon ein Leben lang.

Auch berufliche Beziehungen sind vom Aufwachsen bei Kriegskinder-Eltern geprägt. Beziehungen und Verbindlichkeiten einzugehen, bedeutet für viele Menschen aus diesen Jahrgängen, wiederum von sich und den eigenen Bedürfnissen abzusehen und Leistung zu bringen bis zum Anschlag. Verbindungen beziehungsweise Verbindlichkeiten im Job zu gestalten, indem sie sich beispielsweise von den Wünschen und Forderungen der anderen abgrenzen, ist für viele nur sehr schwer vorstellbar. Die eigenen Ansprüche, Wünsche und Bedürfnisse werden aus Angst vor Ausgrenzung und aus Furcht, als illoyal zu gelten, erst gar nicht oder nur äusserst selten formuliert.

Bei der Gestaltung von Beziehungen spielt für viele Kriegsenkel noch etwas eine grosse Rolle: Sie empfinden ein tiefes Misstrauen gegenüber ihren Familienmitgliedern, die im Nationalsozialismus und im Krieg aufgewachsen sind, und fragen sich, inwieweit sie als Täter in den Terror des Faschismus verstrickt waren. Sie wollen Erklärungen haben dafür, seit wann die Familie im Besitz ihres Hauses, der Kommode oder des teuren Gemäldes ist. Besitz erscheint vielen suspekt, weil sie nicht Komplizen der sich unter Umständen schuldig gemachten Grosseltern oder Eltern sein wollen. Manche verarmen regelrecht und scheinen auf diese Weise die «Schuld von Opa» zu sühnen.

Wie wir sehen, bleiben viele Kriegsenkel bis heute auf vielfältige Weise mit dem Leben und dem Leid ihrer Familie verbunden, wenn nicht gar verstrickt. Viele meinen, nur mit grosser Selbstverpflichtung zu Leistung liesse sich ein Ausgleich und Gerechtigkeit zum Leid ihrer Eltern herstellen. Die hohe Leistungsorientierung und die hohen Ansprüche an sich selbst haben viele

Kriegsenkel von klein auf verinnerlicht – schliesslich hatten sie den Auftrag, die Eltern zu retten. Dieses Motiv hat viele Kriegsenkel sehr weit gebracht und sie können auf bemerkenswerte Karrieren zurückblicken. Aber letztlich konnte es ihnen nicht gelingen, diesen Auftrag, die Eltern zu retten, zu erfüllen. Schliesslich waren sie Kinder. An diesem Auftrag immer wieder gescheitert zu sein, nagt an ihrem Selbstwertgefühl. Letztlich meinen sie, nicht zu genügen. Daher steigern sie ihre Bemühungen immerzu – privat und beruflich –, häufig bis zur völligen Erschöpfung.

Zudem beobachte ich häufig ein äusserst ehrgeiziges und über die eigenen Kräfte um ein Vielfaches hinausgehendes Streben nach Verwirklichung besonderer Ziele. Wie oft habe ich in den Therapie- und Coachingstunden von Kriegsenkeln gehört: «Das habe ich für Vater oder Mutter gemacht.» Oder: «Ich wollte meiner Mutter ein Denkmal setzen für all das, was sie geleistet hat. Sie hätte so gern studiert und konnte es nicht. Stattdessen habe ich mir selbst eine wissenschaftliche Karriere zugemutet und bin heute Professorin. Das habe ich auch für sie gemacht.»

### **«Stop and Grow» – eine heilsame Strategie**

Vor diesem Hintergrund machen die vielfältigen Phänomene, in denen sich das Leid der Kriegsenkel äussert, Sinn. Erklären lässt sich nunmehr, warum viele immer wieder auf der Bremse stehen und einfach nicht in die Gänge kommen oder sich andere eine Topleistung nach der anderen abverlangen.

Im Kontext ihres Aufwachsens erscheint dieses Hin- und Herpendeln zwischen Rastlosigkeit und Stillstand, zwischen schneller, unermüdlicher Aktivität und Depression und Burnout als eine sinnvolle Strategie. Damit entkommen sie ihrem hohen Leistungsanspruch, den sie sich schon sehr früh zu eigen gemacht haben.

Ich erlebe viele Kriegsenkel in einem «Stop and Grow»-Modus. Immer wieder einmal alles anhalten und schauen, ob das Ganze Sinn macht, ob auch die Seele oder die Identität – wie auch immer wir das nennen wollen – mitkommt. Erschöpfung, Burnout, Depression und auch Angststörungen sind so gesehen keine pathologischen Phänomene, sondern als sinnvolle Pausen zu betrachten, in denen sich die Einzelnen von ihrem hohen Leistungsanspruch erholen können.

Der Stillstand, das Innehalten drückt auch den Wunsch vieler Kriegsenkel danach aus, endlich «anzukommen» – in ihrem Leben und in dieser Gesellschaft. Wie wir gesehen haben, scheint das vor dem biografischen Hintergrund nur schwer möglich zu sein. Denn viele haben ja wortwörtlich den Auftrag von zu Hause mitbekommen, bis zum Umfallen zu arbeiten.

Aber das Motiv, endlich «bei sich», auf einem Arbeitsplatz oder in einer Beziehung «anzukommen», verweist nicht allein auf diese besondere Vergangenheit, sondern auch auf das herausfordernde Leben in einer Multioptionsgesellschaft. Das Aufwachsen der Kriegsenkel bedeutete zugleich ein Hineinwachsen in eine offene, mobile Gesellschaft mit der Option, sich neu erfinden zu dürfen, aber auch sich ständig neu erfinden zu müssen, um mit dem Wandel dieser Gesellschaft mithalten zu können. Oder anders ausgedrückt: Sie sehen sich der Herausforderung gegenüber, die «Gleichzeitigkeit von Wahlfreiheit und Entscheidungszwang» auszubalancieren. Die zahlreichen und unübersichtlichen Wahlmöglichkeiten beziehungsweise Optionen sind aufregend, sinnvoll und erschöpfend zugleich.

Die Kriegsenkel-Generation war nahezu die erste Generation, die den Individualisierungsprozess unserer Gesellschaft erlebt hat. Mit Individualisierung der Gesellschaft wird der schmerz- wie freudvolle Prozess bezeichnet, in dem die Einzelnen mehr als ein Studium, mehr als eine Ausbildung und mehr als eine Arbeits-

stelle in Anspruch genommen haben und weiterhin nehmen – und privat mehr als eine Beziehung und häufig keine Kinder, dafür aber die ganze Welt gesehen haben.

Diese neuen Möglichkeiten und Herausforderungen haben die Kriegsenkel von Beginn an zur Verfügung gehabt, um ihr Leben zu gestalten. Und nicht nur das. Diese Jahrgänge haben einen massgeblichen Anteil an dem Prozess der Herausbildung pluraler Lebenswelten und der Herausbildung neuer Werte. Diese Jahrgänge waren es, die für die «Alternativbewegung» standen und für die Gestaltung des Wertewandels mitverantwortlich waren. Die Sehnsucht nach einem sinnvollen Leben, worin sich beispielsweise konkurrierende Lebensziele – wie Arbeit *und* Familie – vereinbaren lassen, hat viele von ihnen schon früh angetrieben, neue Lebensmodelle zu entwickeln – ganz nach dem Motto der 1970er-, 1980er-Jahre: «You want something, then go and get it.»

Die Öffnung von Bildungseinrichtungen für breitere Schichten der Bevölkerung hat auch vielen Kriegsenkeln ein Studium ermöglicht und damit ein anderes Leben als das ihrer Eltern. Zum ersten Mal konnte in der Bundesrepublik eine Generation unabhängig von ihrer sozialen Herkunft in akademische Berufe und damit in andere soziale Schichten gelangen. Sie folgten ihrer Sehnsucht nach einem sinnvollen Leben und erfüllten wiederum Aufträge ihrer Eltern: «Mach etwas aus dir, uns war es nicht möglich!» Gleichzeitig entfernten sie sich, häufig unwiederbringlich, von ihrem Elternhaus beziehungsweise von ihrer Herkunftsfamilie. Sie erlebten sich fortan zwischen den Stühlen, als Grenzgänger und im «Dazwischensein». Schon in ihren Familien haben die Kriegsenkel oft erlebt, nicht dazuzugehören, sind sie nun – die Herkunft haben sie hinter sich gelassen und mit ihr in gewisser Weise auch die eigene Sprache beziehungsweise den ursprünglichen Ausdruck verloren – erneut herausgefordert, ihren Platz,

jetzt in der Gesellschaft, zu finden. «Eine neue Welt entdeckt, aber eine andere, die meiner Herkunftsfamilie, verloren», lautet das melancholische Statement eines Teilnehmers einer meiner Workshops. Das ist für viele Kriegsenkel ein Dilemma. Das folgende Beispiel zeigt es sehr deutlich.

Aus einer Flüchtlingsfamilie kommend macht sich die Kriegsenkelin auf den Weg hinaus aus der «Wagenburg», als solche bezeichnet sie ihre Herkunftsfamilie beziehungsweise die dort herrschende Mentalität gegenüber dem Dorf, in dem sie leben, und unternimmt stellvertretend für alle Angehörigen den Versuch, sich in der neuen Heimat der Eltern zu integrieren. Mit zunehmender Integration in das neue Umfeld wird sie zu Hause umso weniger als eine von ihnen anerkannt und innerhalb der Familie zu einer Fremden. Ein Umstand, den wir aus Einwandererfamilien sehr gut kennen. «Draussen», in dem neuen Milieu, gilt sie wiederum nicht als eine von ihnen.

In diesem «Dazwischen» befinden sich sehr viele Kriegsenkel. «Sie sehen sich mit dem Verlust der Verhaltensheimat ihrer Herkunft auf ein Selbst ohne Füllung zurückgeworfen und suchen deshalb nach einem Rahmen für ihr Leben», so Heinz Bude in *Gesellschaft der Angst*. Das Gefühl des Ungenügens, das sie von ihrer Rolle in ihrer Herkunftsfamilie her kennen, tritt auch in diesem neuen sozialen Milieu wieder auf.

### **Mit einem alten Mind-Set unterwegs in einer neuen Welt**

Dies geschieht, auch weil sie mit einem Mind-Set – einer Sammlung von Überzeugungen und Glaubenssätzen – auftreten, das noch aus der «alten» Welt der Herkunftsfamilie stammt. Was bedeutet beispielsweise Arbeit innerhalb dieses Mind-Sets für die Familie in einem Arbeitermilieu? Kann der Sohn oder die Tochter überhaupt Anerkennung für seine/ihre Arbeit im Akademiker- oder Angestelltenmilieu erwarten? Und umgekehrt: Hat der Sohn oder die Tochter sich schon vergegenwärtigt, was Arbeit in die-

sem Milieu eigentlich heisst, oder ist er oder sie dabei, sich zu Tode zu arbeiten, weil beispielsweise am Schreibtisch zu sitzen in den Augen einer Arbeiterfamilie keine Arbeit ist. Ich kenne viele Kriegsenkel, die sich nicht erlauben, selbst im Rahmen ihrer Arbeit während des Tages zu lesen. Das sei schliesslich keine Arbeit!

Ausserdem kennen sie die Spielregeln ihres neuen Milieus nicht und wissen nicht, was von ihnen erwartet wird. Die «feinen» Unterschiede sind ihnen nicht geläufig. «Irgendwann werden sie mir schon auf die Schliche kommen, dass ich hier nicht hergehöre», so eine typische Äusserung, die ich aus Therapie- oder Coachingprozessen von Kriegsenkeln kenne. So sieht die Angst aus, nicht zu genügen, die Angst davor, dass das Repertoire aus der alten Verhaltensheimat nicht ausreicht.

### **Die Angst, nirgendwo hinzugehören, verwandelt sich in den Stolz, für das Neue zu stehen**

Aber wenn wir die Geschichte der Nachfahrin eines ehemaligen Kriegs- und Flüchtlingskindes zu Ende hören, kommt es vielleicht gar nicht darauf an, die feinen Unterschiede zu kennen. Als die Kriegsenkelin eines Tages in die Grossstadt zieht, dorthin, wo es viele gibt, die ihren sozialen Standort verlassen haben, gehört sie fortan zu den Leuten, die «dazwischen» sind. Und nicht nur das: Sie gehört zu denen, die dafür stehen, etwas Neues auszuprobieren.

Und «die Angst, nirgendwo hinzugehören, [verwandelte sich] in den Stolz, für das Neue zu stehen», so Heinz Bude in *Gesellschaft der Angst*.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass die Individualisierung der Gesellschaft mit einer gewissen Unbehautheit der Einzelnen einhergeht, die alle herausfordert. Ständig sind alle – und diese Jahrgänge als erste Generation in der Bundesrepublik – aufgefordert, sich zu verändern, sich selbst zu optimieren und sich



der Mobilität und Flexibilität dieser Gesellschaft anzupassen. Das lässt ein Gefühl von Heimatlosigkeit aufkommen.

Andererseits birgt diese Kopplung von biografischer und gesellschaftlicher Situation ganz neue Chancen und ganz neue Risiken. Die Nachkommen der einstigen Kriegskinder mussten und *durften* sich quasi selbst erfinden. Das ist die biografische Seite. Von Seiten der Gesellschaft zeigt sich, dass die Einzelnen immer mehr atomisiert und aus traditionellen Kontexten herausgerissen werden. Die Einzelnen sind daher ständig gefordert, sich neu zu orientieren.

Vielleicht ist die Kriegsenkel-Generation mit dieser sowohl biografischen als auch gesellschaftlichen Disposition nachgerade prädestiniert, einen ganz besonderen, von grosser Autonomie geprägten Weg zu gehen? Auch weil ihre Eltern ihnen zum Beispiel als einstige Flüchtlingskinder vorgemacht haben, wie man ein Leben ganz aus dem Nichts aufbaut? Damit hätten sie ihren Nachkommen viele wertvolle Ressourcen zur Verfügung gestellt. Nicht zuletzt hat die offene, plurale Gesellschaft, die die Kriegsenkel vorfinden und die sie schliesslich mitgestaltet haben, ihnen zu einem ganz besonderen Lebensentwurf verholfen.

Zu erkennen, dass das Zusammentreffen dieser besonderen, durchaus leidvollen und herausfordernden biografischen Konstellation und den besonderen gesellschaftlichen Bedingungen einzigartige Ressourcen hervorgebracht haben könnte, darum geht es in den Coaching- und Therapieprozessen.

Die Arbeit mit dem Genogramm (Familienstammbaum) ist eine gute Methode, um über die Wurzeln und die eigene familiäre und kulturelle Eingebundenheit nachzudenken. Hier kann die biografische und die historische Geschichte zusammengebracht und die Ressourcen eines Lebenswegs können so entdeckt werden.

Damit aber eine neue «Erzählung» (Narrativ) und neue Perspektiven entstehen können, müssen wir vorher klären, *wozu* es gut ist, die Familiengeschichte einmal anzuschauen. Mit diesem Fokus treffen wir eine Auswahl von Situationen und Ereignissen. Hier wird deutlich, dass die Sicht auf die Vergangenheit von den Wünschen und Bedürfnissen der Gegenwart bestimmt wird. Eine «objektive Wahrheit» nach dem Motto: So war's wirklich, finden wir also nicht. Die Vergegenwärtigung, dass unsere Sicht auf die Herkunftsfamilie von heute aus bestimmt ist, macht die Genogrammarbeit zu einem sensiblen Instrument für die Bedürfnisse, die es in der Gegenwart oder in der Zukunft zu stillen gilt. So kommt man von der Herkunfts- zur Hinkunftsfamilie, wie Gunther Schmidt es ausdrückt.

Die Untersuchung der Familienbiografie erlaubt uns auch, die Deutungs- und Interpretationsmuster – oder wie ich an anderer Stelle gesagt habe, die Mind-Sets – der jeweiligen Familie herauszuarbeiten. Welches Set von Überzeugungen oder welche Sinnstrukturen standen der Familie in einer ganz bestimmten Zeit zur Verfügung und wie haben sie diese genutzt? Das sind leitende Fragen bei der Genogrammarbeit.

Wichtig erscheint mir, die Biografie als etwas «Gewordenes» zu begreifen, wenngleich – wie wir wissen – die Familie manchmal nur geringfügigen bis gar keinen Einfluss auf die Gestaltung hatte. Dennoch können wir uns vor dem Hintergrund erlauben zu fragen, worin ihre eigenen Handlungsmöglichkeiten bestanden. Haben sie etwas für sich selbst bewirken können – trotz repressiver gesellschaftlicher Verhältnisse? Für die Kriegsenkel, die ihre Eltern sehr häufig als bloße Opfer der Geschichte wahrnehmen, kann gerade dies von entscheidender Bedeutung sein. Hatten sie bei all dem Leid, das sie in Kriegs- und Flüchtlingszeiten erlitten haben, auch eine kleine Chance? Haben sie nicht nur überlebt, sondern sogar eine Weile gut leben können? Es gilt, einen grossen

Elan beim Aufspüren «alternativer Geschichten» zu entwickeln, die jenseits der vorherrschenden Erzählung liegen. Das wird immer wieder als äusserst tröstlich erlebt. Fragen danach, ob die Kriegsenkel sich ihre Eltern auch glücklich vorstellen können, korrigieren das Bild von den Eltern als ewig Leidende. Auch das folgende Beispiel veranschaulicht sehr schön die Bedeutung alternativer Geschichten in der Familienbiografie.

«Während der Jahre, die wir nach der Flucht in Bayern verbrachten, Mutter, Vater und drei Kinder in zwei Zimmern unterm Dach, viel Angst und Gram und Sorgen, erinnere ich, kam einmal im Jahr Glanz in die Bude: Einmal im Jahr wurde ein grosser Koffer voller Silbergerätschaften auf den wackeligen Küchentisch gehoben, geöffnet und gesichtet. Achtsam jedes Teil aus Geschirrtüchern gewickelt, betrachtet, über seine Verwendung fabuliert und hingebungsvoll poliert. Um danach für ein Jahr wieder unters Bett geschoben zu werden. Als Kind erlebte ich dieses heiss ersehnte Ritual wie Weihnachten, wie aus dem schwarz angelaufenen Silber wundersamer Glanz herauspoliert und von herrlichen Zeiten geschwärmt wurde. Das war eine ‚Ressource‘ im doppelten Sinne, ein Schatz, der mich zutiefst beeindruckt hat: der Glanz im Silber, in den Augen und in den Geschichten. Die unerschöpflichen Geschichten von ‚damals‘: Das waren einerseits die guten Zeiten von Wohlstand und Blüte und andererseits ebenso abendfüllend die schlechten Zeiten von Flucht und Schmach und Angst. Vielleicht ist die beste Ressource meiner Flüchtlingsfamilie, dass das Geschichtenerzählen eine Notwendigkeit war, ein Motor des Überlebens. Immer wieder alles miteinander durchzusprechen eine unversiegbare Quelle der Gemeinschaft.»

Diese kleinen alternativen Geschichten sind wie Juwelen und voller Kraft für die Einzelnen, weil das Leben wieder in all seinen Facetten und in seiner umfassenden Differenziertheit aufscheint. Das setzt sofort Ressourcen frei.

Mithilfe des Genogramms können darüber hinaus alte Überzeugungen aufgelöst werden. Sie erscheinen in diesem Prozess als sinnvolle «Leitplanken», an denen sich die Grosseltern- oder Elterngeneration in einer bestimmten Zeit orientieren konnten. Sie erweisen sich damit als zeitgebundene Überzeugungen. Was das heisst, wird an dem tief verinnerlichten Glaubenssatz einer Kriegsenkelin, den sie vom Grossvater übernommen hat, deutlich. Dieser lautete: «Wer in der ersten Reihe steht, wird erschossen.» Diese tief verinnerlichte Überzeugung verhinderte, dass diese Frau sich beruflich richtig positionieren und sich in die erste Reihe stellen konnte. Der (familien-)geschichtliche Hintergrund war schnell geklärt: Der Grossvater hatte sich als Soldat mit dieser Überzeugung immer wieder aus lebensbedrohlichen Situationen retten können. Für ihn war dieser Glaubenssatz somit lebensrettend gewesen, für die Kriegsenkelin hingegen äusserst hinderlich. Diese Überzeugung beeinträchtigte massiv ihre berufliche Entwicklung. Allein, gemeinsam nachvollzogen zu haben, aus welchem geschichtlichen Zusammenhang diese Überzeugung kam, erlaubte ihr, sich beruflich zumindest *probeweise* in die erste Reihe zu stellen.

Es gibt weitere Möglichkeiten, mit dem Genogramm zu arbeiten und neue Ressourcen freizulegen. Wichtig war mir an dieser Stelle zu zeigen, dass wir zwar nicht unbegrenzte Chancen in unserer Biografie haben, uns jedoch beträchtliche Möglichkeitsräume offenstehen.

Wie bin ich geworden, was und wer ich bin, sind Fragen, die im Rahmen einer Genogrammarbeit gut zu beantworten sind. So wird ein Bewusstsein über die eigene Biografie beziehungsweise über den eigenen Lebensweg geschaffen. Indem auf die vorhergehenden Generationen zurückgeblickt wird, kann erkannt werden, auf welchen Schultern die Nachkommen stehen und welchen Einfluss die Grosseltern und Eltern auf das eigene Leben gehabt haben. Die besonderen persönlichen und historischen Umstände zu

betrachten, in denen Grosseltern und Eltern gelebt haben, führt zu einem grösseren Verständnis in dem Sinne, dass nachvollzogen werden kann, wie die Vorgänger zu bestimmten Entscheidungen gelangt sind. Ein Verzeihen bestimmter Verhaltensweisen der Eltern ihren Kindern gegenüber ist damit keineswegs automatisch verbunden.

In Anbetracht der Individualisierung der Lebensläufe der Kriegsenkel ist bei vielen der Wunsch da, sich in eine Tradition mit ihren Vorfahren zu stellen, um herauszubekommen, auf welchem reichen Erfahrungsschatz man aufbauen und wo man anknüpfen kann. Auch dies ermöglicht die Auseinandersetzung mit dem Familienstammbaum.

Aufgrund dieses Wunsches und des sich daran anschliessenden Wunsches, sich den eigenen Lebensweg mit seinen zahlreichen Umwegen zu erklären und den roten Faden in seinem bewegten Leben zu erkennen, habe ich My Life Storyboard, eine Art Zeitlinien-Arbeit, entwickelt. Wird bei der Genogrammarbeit die Grosseltern- und Elterngeneration erforscht, gehen wir mit My Life Storyboard mehr in die Gegenwart und betrachten die Gestaltungsräume, die die Einzelnen in ihrem Leben wahrgenommen haben. Ausgehend von einer aktuellen Fragestellung, wie zum Beispiel: Warum komme ich beruflich nicht vorwärts?, werden biografische Stationen, wie etwa Elternhaus, Schule, Generationszugehörigkeit und Berufsleben, befragt, was der oder die Einzelne in diesen Phasen gelernt hat. In diesem Prozess erkennen viele ihre einzigartigen Kompetenzen im Umgang mit den Herausforderungen ihrer besonderen Geschichte und können diese dann für ihre aktuelle Frage nutzbar machen. Häufig stellt sich im Laufe dieser Arbeit eine tiefe Verbundenheit mit dem eigenen Weg ein und eine Hochachtung vor der eigenen Lebensleistung.

Die bisherige Existenz erscheint plötzlich als ein sinnvolles, kohärentes und weniger fragmentiertes Leben. Dieses Motiv, im-

mer noch auf der Flucht zu sein, das bei vielen Kriegsenkeln vorherrscht, verschwindet mit der Untersuchung verschiedener Lebensstationen und geht in dem Gefühl auf: «Das ist mein Leben.»

# NUR WER VERWUNDET IST, KANN HEILEN. ODER: WIE VIEL RESILIENZ STECKT IN UNSEREN VERLETZUNGEN?

## **Reminiszenz**

Als ich vor einigen Jahren in der Akademie Sandkrughof am ersten dort stattfindenden Kriegsenkel-Seminar teilnahm, fühlte ich mich als der Zaungast, als der ich zugelassen worden war: Gerade waren die ersten Kriegskinder-Wochenenden gelaufen, die ich mit einer betroffenen Ärztin gemeinsam gestaltete und begleitete; der Austausch zum Thema war frisch und intensiv und unterstützend zwischen denen, die sich in dieser idyllischen Bildungseinrichtung damit befassten, und so war ich eingeladen, der Premiere eines Workshop-Angebotes für die Kriegsenkel-Generation beizuwohnen.

In meiner Erinnerung sind es vor allem zwei emotionale Cluster gewesen, die das Geschehen an diesem Wochenende zu einem Ereignis gemacht haben: stilles, verzweifertes Leiden und ohnmächtige Wut. Der traurige Schmerz, den die eigene, zum Teil diffuse Lebensstimmung verursachte, drückte sich auf unterschiedlichste Weise aus – Unsicherheit, Sprachlosigkeit, körperliche Symptome, Scham, Tränen – und verband doch die meisten Teilnehmenden auf Anhieb. Das Leiden am «Was ist bloss mit mir los?», die zermürbende Selbstbefragung ohne erleichternde Antworten hatte bei vielen die Lebensenergie bereits massiv geschwächt.

Das zweite emotionale Cluster, das diesem Wochenende in meiner Wahrnehmung seine spezifische Färbung gab, nenne ich «ohnmächtige Wut» – und beide Begriffe sind mit Bedacht gewählt. Hinter dem sanften oder bewusst fröhlichen, offen traurigen und leidenden Gestus der meisten Teilnehmenden war heftiger Ärger zu ahnen – Ärger auf die Eltern. Da die Wut kein echtes Gegenüber hatte – es gab ja vor allem Schweigen, Leugnen, Abwesenheit, emotionale Unerreichbarkeit oder die nach Zurückhaltung und Verständnis rufende Schwäche der Eltern –, wurde sie in den Farben der Ohnmacht lackiert: Bravheit, Sarkasmus, Depression, passive Aggression, Selbstzerstörung.

Wut auf die eigenen Eltern zuzulassen und tatsächlich zu spüren, wurde im Seminar gefördert, ja zum Teil direkt herausgefordert. Diese massive und zornvolle Abgrenzung schien nötig, um überhaupt erst Raum zu schaffen zwischen den Generationen, um die unheilvolle und lähmende Symbiose zu knacken, die eine Auseinandersetzung bisher unmöglich gemacht hatte.

Dieses erste Seminar war bewegend. Ich spürte tiefes Mitgefühl mit jedem Einzelnen in der Gruppe – ein Mitgefühl, das ich auch für meine drei jüngeren Geschwister hege (allesamt in den 1960er-Jahren geboren und, wie mir scheint, auf eine ganz andere, schwerer gestaltbare Art von der transgenerationellen Kriegserlebnis-Weitergabe heimgesucht als ich).

Zugleich nahm ich mich nicht im selben Ausmass wie die anderen Teilnehmenden als Betroffene wahr – weder Leiden noch Rage waren bei mir dominant lebendig an diesem Wochenende. Was unterschied mich also von den anderen – abgesehen von meinem Geburtsjahrgang (Ende der 1950er-Jahre)?

Aus der frischen Erfahrung mit den parallelen Kriegskinder-Seminaren heraus fragten wir uns: Was kommt nach der nötigen Öffnung des eigenen Gefühlstresors? Wie geht der Prozess der



Bewusstwerdung? Wie kann das Begreifen dieses spezifischen Erbes eine Sprache und angemessene Formen des Austauschs finden? Und wohin führt das?

### **Kriegsenkel sein**

Ist es tatsächlich «die Unfähigkeit zu vertrauen», die unsere Erfahrungsgeneration prägt? So ist einer der in den letzten Jahren zahlreichen Artikel zum Thema in der *Zeit* überschrieben. «Generation Null Fehler» heissen die jüngeren Kriegsenkel nun schon: Angepasst, leistungsbereit und voller Angst, sich festzulegen, torckelten sie in «von Disziplin verborgener Haltlosigkeit» durchs Leben, wobei ihre «rastlose Tüchtigkeit» sie mit der Generation ihrer Eltern, von der sie so verzweifelt Abstand suchen, auf ewig zusammenschmiedet.

Die Forschung beginnt gerade erst, sich auch für die Kriegsenkel zu interessieren; andere (unter anderem in diesem Band) sind berufener, zu ersten Ergebnissen Auskunft zu geben.

Wir ergänzen die vorhandenen Studien hier zunächst um die Perspektive der Biografieforschung. Ein Zweig dieser Forschung untersucht Lebensgeschichten in Sieben-Jahres-Schritten (= 0-7, 7-14 etc.) – ein natürlich-organischer Rhythmus, in dem sich zum Beispiel auch unsere Zellen erneuern.

Ein kurzer Blick in die Lebensjahrsiebte, in denen die Kriegsenkel-Generation derzeit steht (die meisten sind zwischen 35 und 49, 50 Jahre alt, also im sechsten und siebten Jahrsiebt), zeigt eine gewisse «biografische Natürlichkeit» der Fragen, die uns jetzt beschäftigen: So endet beispielsweise um die 40 ein für alle Mal die Jugendzeit; wir sind auf uns gestellt und können uns nicht mehr darauf verlassen, dass uns alles «einfach so» zufällt oder andere – zum Beispiel unsere Eltern – die Eisen für uns aus dem Feuer holen. Und hier greift ein entsprechender Umkehrschluss: Gerade wir Mitglieder einer Generation, die ja oft genug für ihre geschädigten Kriegskinder-Eltern und deren Wohlbefinden zuständig

waren und dies wahrscheinlich jetzt, wo diese immer älter werden, noch stärker werden, spüren in diesen Jahren des «echten Erwachsenwerdens» schmerzlich, dass sie familiär nicht ausreichend genährt wurden, um diesen Übergang freudig willkommen heißen zu können.

Meist erstmalig wird jetzt die eigene Lebensgeschichte interessant; im Rahmen der sich sehr individuell zeigenden Midlife-Crisis schauen wir – um Verstehen ringend – darauf, wie wir zu dem wurden, was wir heute sind. Zwischen 40 und 50 können wir neu entscheiden, ob wir so weiterleben wollen, wie es sich bisher mehr oder weniger ergeben hat, oder ob wir ganz andere Entscheidungen treffen möchten. Für solche fundamentalen Entscheidungen ist der Blick in die eigene Herkunftsgeschichte dienlich.

### **Resilienz**

Als Resilienz gilt die Fähigkeit, flexibel auf Krisen zu reagieren, ohne fundamental Schaden zu nehmen. In der Materialkunde, die den Begriff erfunden hat, steht er für die Eigenschaft von Stoffen, starken Druck (oder andere physikalische Kräfte) auszuhalten und sich danach wieder in die ursprüngliche Form zurückzubilden.

Die psychologische und Lebenshilfe-Literatur wählt das «Steh-auf-Männchen» vielfach als Symbolfigur für resiliente Menschen – und solche «Steh-auf-Persönlichkeiten», die sich nach Stolpern und Hinfallen wieder aufrappeln, sich den Staub von den Kleidern klopfen, ein Pflaster aufs blutende Knie kleben und weitermachen, gibt es unter Kriegsenkeln in rauen Mengen. «Löwenzahn-Menschen» nennt der amerikanische Entwicklungspsychologe Thomas Boyce diese scheinbar unverwüstlichen Dickhäuter, analog zu dem Ausspruch «Unkraut vergeht nicht» (den tatsächlich viele Kriegskinder, auch meine Tanten, sich selbst in einer unvergleichlichen Tonlagenmischung aus Traurig-

keit, Zynismus, Stolz und Stammtischhumor als Etikett anheften. Auch das haben zahlreiche Kriegsenkel sich vererben lassen).

Wenn diese fantastische Qualität, mit noch so grossen Schicksalsschlägen und den Dampfwalzen des Lebens klarzukommen, wieder unter ihnen hervorzukriechen (sei es auch noch so geplättet, zerrupft, vernarbt) und weiter seinen Teil zur Steigerung des Bruttosozialprodukts beizutragen, aushärtet, wird sie zum Panzer. Im Gegensatz zur tänzerischen Flexibilität des Schmetterlings, der jedem Netz auszuweichen weiss oder – doch gefangen – wieder ein Schlupfloch findet, hat sich für viele Kriegsenkel ihre Art von Resilienz zur Rüstung versteift, die hindert und die Lebensenergie einschnürt. Es scheint vielfach, als reiche die Kraft nur noch dazu, die unendlich schwer gewordene Rüstung des Schonirgendwie-Klarkommens Tag für Tag zu schleppen und damit möglichst nicht gegen die nächste Wand zu rennen. Da bleibt kaum Energie übrig für das Schöne und Leichte.

Wenn Kriegsenkel vor allem darunter leiden, sich selbst und ihr Leben als diffus, unfundamentiert, orientierungsarm und richtungslos wahrzunehmen, dann ist noch lange nicht geklärt, aus welcher Richtung die heilsame, persönliche Wachstum fördernde Unterstützung kommen kann. Vermeiden und ignorieren oder Sicherheit in einfachen Erklärungen suchen, vielleicht sogar in Dogmatismus – beides naheliegende Reaktionen auf den täglichen Nebel der Unklarheit. Beides sind Strategien von Steh-auf-Menschen, die nach Rückschlägen und Stürzen weitermachen wollen wie bisher.

Kriegsenkel spüren aber zunehmend, dass dieses «Augen-zu-und-durch», «Aufstehen, Tränen wegwischen und weitermachen», «nur kein Selbstmitleid» das ererbte Sekundärtrauma ihrer Kriegskinder-Eltern eher vertieft und konserviert, als dass es sich löst und damit mehr Freiheit entsteht. Unserer unverwüstlichen

Sensibilität sei Dank, dass die kernigen Durchhalteparolen mittlerweile nicht mehr ganz so stark wirken.

Dazu haben Thomas Boyce und seine Kollegen noch eine für uns Kriegsenkel spannende Beobachtung gemacht: Sie setzen den Löwenzahn-Kindern ihrer Forschung eine Spezies gegenüber, die sie «Orchideen-Kinder» nennen. Diese Menschen sind im Vergleich zu ihren robusten Generationsgeschwistern äusserst empfindlich, also auch unter ungünstigen Umständen wesentlich anfälliger und leichter zu schädigen, zu traumatisieren. Das geht auf eine Empfindsamkeit zurück, die bis in die Gen-Ebene hineinreicht. Diese Kinder scheinen generell stärker empfänglich zu sein für Reize aus ihrer Umgebung. So leiden sie stärker unter schlimmen Bedingungen als die Löwenzahn-Kinder, können aber auch gute Umstände sehr viel besser für sich nutzen – eben so wie Orchideen, die schnell eingehen, wenn man sich nicht kümmert, bei richtiger Pflege aber die furiosesten Blüten bilden.

### **Resilienz als Überlebenskunst und Zukunftskompetenz**

Verlusterfahrungen stehen in einem direkten Wirkungszusammenhang mit persönlicher Gesundheit und Sinnsuche. Ob eine selbst zusammengebastelte Daseinsphilosophie, religiöse Spiritualität oder therapeutische Bearbeitung: Die Suche nach dem Lebenssinn – nach einem roten Faden, der alles Erlebte oder noch nicht Gelebte zu einer Einheit zusammenbindet – ist für viele ein Hoffnungsschimmer am nebligen Horizont ihres Lebens. Ohne das Erkennen eines Warum – und sei es auch noch so vorsichtig, tastend, ahnend – ist es für Menschen kaum möglich, eine Situation zu bewältigen. Jede Entscheidung für den nächsten Schritt kann blockiert sein von der Abwesenheit einer Bezugsgrösse, zu der wir Erfahrenes in Beziehung setzen.

Für den Neuropsychologen Viktor Frankl war aufgrund seiner eigenen Lebenserfahrungen und Beobachtungen (unter anderem

im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau) klar, dass jeder Mensch – wie offensichtlich oder verborgen auch immer – danach strebt, in seinem Leben einen Sinn zu finden. Für ihn ist das der Schlüssel zum menschlichen Überleben und zur Mobilisierung der Überlebenskraft in extremen Situationen. Wer das Vertrauen verliert, dass es ein lohnenswertes Ziel in der Zukunft des eigenen Lebens gibt, verliert physisch, emotional und spirituell den Willen zum Leben (mal schleichend, mal schlagartig). Und mit dem Sinn kommt dem Menschen auch seine Resilienz abhanden; der Schutzschild gegen Krisen und Schicksalsschläge wird löchrig und löst sich immer mehr auf. Dann ist nicht nur unsere Gesundheit massiv gefährdet, sondern unser Leben bedroht.

Die Arbeit an der Sinnsuche ist also eine bewährte Möglichkeit, die zur Bewältigung schwerer Belastungen notwendige Resilienz hervorzubringen. In vielen Fällen braucht der Prozess der Sinnfindung seine Zeit. Wer die Lebenswelt und die Handlungen eines anderen Menschen verstehen will, sollte über die zentrale empathische Fähigkeit des (vor-)urteilsfreien Zuhörens verfügen. Dabei ist es hilfreich, eine phänomenologische Perspektive einzunehmen, in der das Subjektive gewürdigt wird, besonders wenn man anderen dabei helfen will, Sinn in ihrer Geschichte zu finden. Gerade in Lebenssituationen, in denen es auf den ersten Blick keine klare Lösung oder einfache Wahrheit zu geben scheint, sind die Wahrnehmungen des Betroffenen zugleich der wesentliche Zugang für Interventionen. Diese Art vorzugehen schöpft Inspiration aus dem sozialen Konstruktivismus, der Phänomenologie und dem narrativen Ansatz des Storytelling. Wahrheit wird in diesen wissenschaftlichen Bereichen als etwas Relatives gesehen, etwas Erschaffenes. Das, was die Realität des eigenen Lebens ist oder sein soll, entscheiden schliesslich subjektive Wahrnehmungen genauso wie messbare Fakten. Für die biografische Arbeit ist

es massgeblich anzuerkennen, dass mehrere Wahrheiten möglich und auch zulässig sind. Dies ist eine gute narrative Basis für (neue) Entwürfe der eigenen Lebensgeschichte.

Der Klient ist die Wissensquelle, dadurch kann phänomenologisch orientiertes Arbeiten dazu beitragen, die Hierarchien der Deutungshoheit abzuflachen. Gerade wenn es um fremde Kulturkreise, unbekannte religiöse Kontexte und Lebensgewohnheiten geht, erscheint es angemessen, wenn der eigene kulturell geprägte Verstand sich vor dem nicht Vertrauten respektvoll verneigt. Sensible Demut im eigenen Ansatz und «Nicht-Wissen» als Grundhaltung sind beim Betreten unbekannter Welten geboten.

Narrative Ansätze wie ein gemeinsames Erzählen helfen Menschen dabei, in bestimmten Lebenssituationen Sinn zu erkennen beziehungsweise den verborgenen Sinn ans Licht zu holen. Über Jahrhunderte war dies die Aufgabe von Geschichten, Parabeln, Fabeln und insbesondere Märchen. Das Sich-Wiedererkennen in Figuren und Ereignissen ist Teil des Heilungsgeschehens und fördert das Herstellen eines Sinnzusammenhangs. Auf diese Weise leistet Biografiearbeit einen wesentlichen Beitrag dazu, die eigene Lebensgeschichte neu – aus der Perspektive des Stärkenden, Heilsamen, der Überlebenskräfte – zu entwerfen, ohne das Schmerzliche zu leugnen. Die Geschichte aufzuschreiben hilft dann, sowohl die Zusammenhänge wie auch die ein für alle Mal nicht zu kittenden Brüche – die Narben, mit denen wir leben müssen – sichtbar zu machen.

In der Forschung gelten sieben Fähigkeiten als Resilienz-Faktoren (mit der guten Nachricht, dass sie trainierbar sind!):

- Eine optimistische Grundeinstellung (das Positive in jeder Situation zu sehen, Sinn unterstellen, Dankbarkeit praktizieren)
- Prinzipielles Akzeptieren der Gegebenheiten (nicht die hilflose

Opfer-Akzeptanz – sondern so, dass man sich nicht in der Ablehnung der Umstände erschöpft)

- Lösungsorientiertheit im Umgang mit komplexen bis komplizierten Realitäten (zum Beispiel Bereitschaft zur Konfliktklärung bis hin zur Mediation)
- Selbstregulation der Emotionen und Affekte (insbesondere die Fähigkeit, sich von sich selbst – den Sorgen, Leiden und Spannungen, aber auch positiven Emotionen – zu distanzieren)
- Willenskraft und Handlungskontrolle (zum Beispiel geprüfte Vorsätze – am besten mit Zeitvorgaben – aktiv umsetzen und die Ergebnisse selbstkritisch auswerten)
- Beziehungs- und Kontaktfreude (Begegnungen aktiv pflegen; sich von Herzen um andere Menschen kümmern; Empathie für Nahestehende, aber auch Unbekannte in Alltagsbegegnungen oder fernen Regionen der Welt pflegen)
- Proaktive Gestaltung der Zukunft (nach vorne schauen, eingreifen, Visionen in die Tat umsetzen).

Auf dem Lebensübungsweg hin zu wachsender Resilienz können diese Kompetenzen Trittsteine darstellen. Jeder wird die eigene Heldenreise der Selbsterforschung absolvieren, dabei innere Widersprüche aufdecken und ausbalancieren, sowie eigene – vielleicht noch unbekannte – Ressourcen als Kraftquellen entdecken. Resilienz ist kein statischer Zustand, sondern ein von Dynamik und Wechselwirkungen geprägter Prozess der stetigen Wandlung und des Austarierens, den es bewusst, Schritt für Schritt, zu gestalten gilt. Menschsein ist ein Programm fürs Leben!

### **Biografisches Schreiben als eine kreative Reflexionskunst**

«Am besten gefällt mir noch, dass ich das, was ich denke und fühle, wenigstens aufschreiben kann, sonst würde ich komplett

ersticken», schrieb Anne Frank am 16. März 1944 in ihr Tagebuch. Stellvertretend für zahllose Frauen in angespannten, krisenhaften, ausweglosen Situationen drückt sie damit in einfachen Worten aus, welche entlastende Wirkung das Schreiben haben kann: Es schafft inneren Raum, macht ein Aufatmen möglich, wo Ersticken droht.

Dies ist mittlerweile auch wissenschaftlich nachgewiesen: Nachdem James W. Pennebaker Mitte der 1980er-Jahre begann, die Effekte des Schreibens auf die körperliche und seelische Gesundheit zu untersuchen, können wir auf eine breite Empirie zurückgreifen. Jüngste Forschungen zeigen einen positiven Zusammenhang zwischen Schreiben und Immunsystemstärkung. Hinweise darauf lassen sich beobachten, ohne tief schürfen zu müssen. So zeigte sich, dass Teilnehmer, die über traumatische Erfahrungen schreiben, in den Monaten nach der Studie weniger zum Arzt gingen, eine verbesserte Immunabwehr aufwiesen, über weniger Symptome berichteten, weniger depressiv und ängstlich waren und sich subjektiv wohler fühlten.

Verblüffend erscheint den Wissenschaftlern, dass sich quer durch alle sozialen Schichten und Kulturen, Altersstufen und Lebenssituationen die Effekte als robust erwiesen.

Allerdings wird auch auf den Zusammenhang zwischen Erfolg des heilsamen Schreibens und der Haltung der Schreibenden hingewiesen, nämlich dass sich diejenigen wirklich auf das Schreiben einlassen und sich intensiv mit ihren Gedanken und Gefühlen auseinandersetzen müssen.

Um hier die Aussichten auf eine entlastende Wirkung zu erhöhen, legen wir Wert auf das Setting, also den Raum (im erweiterten Sinne), in dem das Schreiben stattfindet. Obendrein haben wir ein spezifisches Schreibformat entwickelt, das sowohl verschiedene Schreibtechniken und aktuelle Forschungsergebnisse als auch unsere Erfahrung berücksichtigt. Es stellt einen Weg dar, der bei der Infragestellung von Konzepten, Glaubenssätzen und ein-



schränkenden Regeln beginnt und über einen tiefen Reflexions- und Selbstbezeugungsprozess hinführt zu energiespendenden, nützlichen und individuell angemessenen Textergebnissen.

### ***Das leben.schreiben-Format***

#### **Dreischritt im Schreiben: Sich-Leeren – Wahrnehmen – Sinn-Schöpfen**

Angelehnt an ein zenbuddhistisches Modell der Selbstheilung biete ich in der Schreibbegleitung folgenden weit gefassten Dreischritt an:

*Sich leeren* – Konzepte über Sprache und Schreiben, Bewertungen des eigenen Lebens und der eigenen Schreibfähigkeit aufspüren und beiseitelegen; Raum schaffen für das Lebendige.

*Wahrnehmen* – Erinnerungsbilder des eigenen Lebens hervorlocken und aufschreiben, sich den belastenden Zeiten der Biografie öffnen, die Überlebenskräfte aufspüren, mit Perspektiven und Textsorten experimentieren.

*Sinn schöpfen* – Bausteine zur eigenen Lebensgeschichte zu schreiben ist handeln; das Verfassen von biografischen Texten kann als ein Akt der Selbsterklärung, Selbstwertschätzung, Selbstheilung begriffen werden. In diesem Schritt gilt es, die unverwechselbar eigene Stimme herauszuarbeiten, an Textentwürfen zu feilen, eventuell die roten Fäden, die Zusammenhänge der gesamten Biografie auszumachen und sie in eine stimmige Form zu bringen. So entsteht aus Textsplittern ein kohärentes, Sinn stiftendes Ganzes – ein Mosaik, in dem ruhig ein paar Steinchen fehlen können, das aber dennoch ein Bild ergibt.

Um diesen Weg zu ebnen, stehen zahlreiche Techniken, Tools und Übungen zur Verfügung:

## **Integration von kreativem, biografischem und journalistischem Schreiben**

Die Kunstformen des kreativen, vor allem die rechte Hirnhälfte aktivierenden Schreibens einerseits und das Verschriftlichen von Lebenserinnerungen andererseits verbinde ich mit journalistischen Texten (wie Kurznachricht, Reportage, Interview) zu einem Synergien stiftenden Methodenmix. Da die Unterstützung der Schreibenden im Zentrum steht, gibt es keinen Grund, sich auf nur eine Methode zu beschränken; das unterscheidet meine Angebote von einem fachspezifischen Schreibtraining.

## **Situativ und individuell**

Auch wenn der Werkzeugkasten stets gut gefüllt und in der Nähe ist: Meine Schreibimpulse erwachsen oft organisch aus der Situation. Grundsätzlich daran ist, dass alles Anlass zum Schreiben sein kann – jedes Thema, jedes Gefühl, jedes störende Ereignis –, auch alles, was scheinbar nicht dazugehört. So schult sich die Wahrnehmung für den richtigen Zeitpunkt, an dem ein Schreibimpuls in die Dynamik des Gruppengeschehens passt. Dieses organische Vorgehen wirkt sich erfahrungsgemäss lösend auf Schreibhemmungen aus.

Oftmals befinden sich Schreibende in einer Gruppe an verschiedenen Punkten und brauchen unterschiedliche Impulse. So setze ich das gemeinsame Schreiben zu angebotenen Impulsen immer wieder einmal aus und lege Phasen ein, in denen die Teilnehmer an einem ganz individuellen Anliegen in einer ihnen gemässen Weise schreiben können. Im Zweiergespräch gebe ich, wo gewünscht, Hinweise oder halte mich am Rand stehend zur Verfügung.

Es geht mir vor allem darum, Schreibende nicht durch vorgegebene Konzepte in eine bestimmte Richtung, zu bestimmten Ergebnissen zu drängen, sondern in einem Raum mit situativ und in-

dividuell angemessenen Impulsen die Selbstheilungskräfte auch im Schreiben zu aktivieren.

### **Wertfrei mitteilen**

Jeder schreibt zunächst einmal für sich. Ich betone am Anfang der Seminare und Schreibwerkstätten stets, dass wir nicht in der Schule sitzen, es keine Noten gibt und wir uns auch nicht um den Literaturnobelpreis bewerben. Das Schreiben findet meist individuell und in Stille statt; danach lade ich zum Mitteilen des Geschriebenen ein. Dies ist gänzlich freiwillig und wird als Geschenk an die Runde verstanden.

Die anderen werden gebeten zuzuhören, wie sie auch ein Geschenk entgegennehmen – mit Respekt und Dankbarkeit. Ich selbst enthalte mich jeder Wertung des Gehörten, und darum bitte ich auch die Teilnehmenden. Sofern Kommentare erfolgen, geht es darum, was das Vorgetragene in den Zuhörern ausgelöst hat; eigene Assoziationen, Empfindungen, Wahrnehmungen. So wird das Gehörte zu einem «Gemeingut»; die Verbundenheit jedes Einzelnen mit den Geschichten der anderen tritt nach und nach zutage. Der Wert geschriebener Texte entfaltet sich zum einen im Potenzial gewonnener Einsichten für den Verfasser und zum anderen in der erfahrbaren Resonanz der Zuhörer; dabei geht es nicht um grammatikalische Korrektheit, rhetorische Brillanz oder einen ausgefeilten Stil. (Diese Aspekte spielen, wenn überhaupt, eher beim Überarbeiten der Texte eine Rolle.)

Die Effekte des Schreibens mit den skizzierten Komponenten korrelieren mit den oben dargestellten Forschungsergebnissen. Ob Kriegsenkel im Anschluss an ihre (schriftlichen) Auseinandersetzungen mit belastenden Lebenserfahrungen endlich einmal fünf gerade sein lassen können, die lang ersehnte nährnde Partnerschaft finden oder Lebensenergie für gesellschaftliches Engagement ohne Helfersyndrom frei wird – in den allermeisten Fällen

ist der resümierende Tenor etwa dieser Art: «Es war ein hartes Stück Arbeit, ich habe viele Tränen vergossen, aber es hat sich gelohnt. Ich fühle mich freier.»

Auch das Zurückgewinnen von Vertrauen in andere Menschen, das Auflösen sozialer Isolation, die Wiederaufnahme vernachlässigter Lieblingsaktivitäten oder wachsendes berufliches Selbstbewusstsein zählen zum Spektrum der Wirkungen – über das individuelle körperliche und seelische Wohlbefinden hinaus.

Eine Gesprächs- und Schreibwerkstatt-Teilnehmerin formulierte im Rückblick ihren Gewinn durch das Schreiben so: «Versöhnung und Frieden mit meiner eigenen Geschichte haben mich lebendig gemacht.»

### **Jenseits des Tellerrandes: Internationale Perspektive**

Unsere Kriegskinder- und Kriegsenkel-Arbeit will das Spezifische unseres gesellschaftlichen Erbes sichtbar machen, doch ist uns zugleich daran gelegen, mit der Einsicht in die Universalität von Leid durch Krieg und durch Versöhnungsmöglichkeiten unsere Allverbundenheit zu stärken. Hier nur zwei Beispiele für Aktivitäten über den deutschen Tellerrand hinaus:

- Mit einer Gruppe von spirituell gegründeten Friedensaktivisten legen wir an zentralen Orten des Horrors Zeugnis ab von vergangenen und gegenwärtigen Kriegswunden. Seit knapp 20 Jahren fährt diese Gruppe mit jeweils 100 bis 150 Teilnehmenden aus 50 Nationen und allen Glaubensrichtungen jeden November nach Auschwitz-Birkenau – darunter Jüdinnen und Juden aus den USA, Israel und Polen, deutsche Christen und Buddhisten, Mitglieder indigener Kulturen aus den USA, Moslems aus Palästina, Menschen aus Ruanda und dem Kongo, Hinduisten und Bahais. Vergleichbare Zeugnis-ablegen-Retreats fanden in der

Folge in Ravensbrück und Buchenwald, in Israel/Palästina, in Ruanda, an Stätten der Massaker an amerikanischen Ureinwohnern in den USA statt; geplant sind weitere, so im Kongo und in Srebrenica.

- Im Verbund mit einer deutschen Achtsamkeitslehrerin und Kriegsenkelin, die vor dem grossen Schweigen in ihrer Herkunftskultur vor Jahrzehnten in die Niederlande geflüchtet ist, und einer in Deutschland lebenden niederländischen Trauma- und Familientherapeutin entwickeln wir unter Einbeziehung neuester Erkenntnisse aus der Traumaforschung und Neuropsychologie ein interdisziplinäres und grenzüberschreitendes Versöhnungsprojekt. Zunächst wollen wir uns auf Deutschland und die Niederlande konzentrieren; angesichts des Interesses und der bereits jetzt Involvierten – wie einer deutschstämmigen amerikanischen Jüdin, einer dänischen Traumaforscherin und eines Neurobiologen polnischer Herkunft – wird es wohl absehbar europäische Dimensionen annehmen.

### **Zukunftsblick**

Ende Mai 2014 fand in Berlin unser Workshop «Lebenskraft, Daseinsfreude: Kriegs familiengeschichte als Ressource nutzen» statt; dieses Wochenende war ein Meilenstein im organischen Prozess der Auseinandersetzung mit unserer Generationengeschichte: Gastgeberin und Kooperationspartnerin war die Stiftung ÜberBrücken, die unmittelbar nach dem Jugoslawienkrieg in den 1990er-Jahren gegründet wurde, um traumatisierte Flüchtlinge aufzufangen und zu betreuen. Bald kamen deutsche Kriegskinder und boten Unterstützung an – schliesslich wüssten sie ja, wie sich Kriegserfahrung anfühlt, war ihr scheues Argument. Betroffene dieser bosnisch-serbischen Gewalttätigkeiten sitzen nun als Kriegskinder in unseren Schreibwerkstätten und sorgen sich als

Mütter und Väter aufrichtig darum, was sie ihren Kindern, den Enkeln dieses Krieges, weitergeben.

So schafft die Kooperation mit der Stiftung, was uns schon länger ein Anliegen ist: Sie reißt die Grenze ein zwischen den deutschen Kriegskindern und -enkeln auf der einen Seite und den Opfern anderer Kriege, die seit dem Zweiten Weltkrieg stattgefunden haben. Wir setzen diese Zusammenarbeit fort, nächste Veranstaltungen sind geplant.

Für die Zukunft laden wir dazu ein und sind bereit, im vertrauensvollen Kreis von kühnen Generationengeschwistern

- uns unseren Verletzungen zu stellen und sie in Kostbarkeiten zu verwandeln,
- unsere Erfahrungen denen heilsam zur Verfügung zu stellen, die nach uns aufgrund von Kriegen leiden,
- gemeinsam wirksam zu sein für eine lebensfrohe, friedvolle Welt voller Reichtum und Möglichkeiten und
- einander ganz handfest in unseren Plänen und Anliegen zu unterstützen.

Unser Beitrag dazu ist, Überlebenskunst-Programme zur Resilienzbildung auf der Basis unseres spezifischen Generationenbewusstseins anzubieten. «Löwenzahn»- und «Orchideen»-Menschen sind aus unserer Sicht die achtsamen Architekten einer Wirkkultur, die wir so dringend brauchen. Bestellen wir also das Feld, damit darauf neue, kooperative Wohnorte und Lebensräume entstehen.

*Bettina Alberti*

## **WAS KRIEG MIT UNS MACHT – ÜBER DIE TRANSGENERATIONALE WEITERGABE SEELISCHER TRÜMMER AN DIE FOLGENERATION**

Als Psychotherapeutin begleite ich Menschen, die seelische Verletzungen bewusst oder unbewusst in sich tragen. Die ursprüngliche Situation kann aktuell erlitten sein, sie kann auch lange zurückliegen. Eine verborgene oder offene Wunde, die Herz und Seele belastet, die zu seelischen Krisen, zu seelischer Verstörung, zu psychosomatischen Erkrankungen führen kann.

Seelische Verletzungen entstehen im Miteinander, überall dort, wo Menschen in ihren unterschiedlichen Seinsweisen Zusammentreffen: Im Versuch, Interessen durchzusetzen, Macht zu gewinnen, im destruktiven Verlust von Achtsamkeit und Respekt. Seelische Verstörung in all ihren Ausdrucksformen ist die Antwort auf Abwertung, auf Beschämung, auf Ausgrenzung, auf nicht Wahrgenommensein, auf das Abhandenkommen wichtiger Bindungen.

Traumatische Erfahrungen haben dabei einen besonderen Stellenwert – und insbesondere solche, die Menschen anderen Menschen zufügen. Sie initiieren Gefühle von grosser Angst, tiefer Verzweiflung und Ohnmacht. Sie können lang andauernde Verletzungen von Geist und Seele bewirken, zu Veränderungen im seelischen Erleben führen, in der Lebenssicht, im Grundvertrauen. Ihre Folgen können an die Nachkommen weitergegeben werden – bei Kriegserfahrungen zum Beispiel als kollektive Verletzung ei-

ne ganze Generation, ein ganzes Volk oder eine Volksgruppe betreffen. Schon im Alten Testament heisst es bei Ezechiel: «Die Väter haben saure Trauben gegessen und den Kindern sind davon die Zähne stumpf geworden» – ein über 2'000 Jahre altes Wissen über transgenerationale Weitergabe.

Vor Kurzem wurde mir bewusst, dass ich als Jahrgang 1960 nur 42 Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges und nur 15 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges geboren bin – beides eine kürzere Zeitspanne, als mein Leben bisher andauert. In meiner eigenen Familiengeschichte meldete sich mein Grossvater väterlicherseits im Ersten Weltkrieg 1914 mit 16 Jahren freiwillig als Soldat. Meine Eltern sind beide traumatisierte Kriegskinder des Zweiten Weltkrieges mit Flucht aus Ostpreussen und Ausbombung in Sachsen, sie kamen bis Mecklenburg. Beide flüchteten kurz vor meiner Geburt noch einmal, diesmal aus der DDR in die Bundesrepublik nach Verfolgung durch den Staatssicherheitsdienst. Im August 1968 erlebte ich selbst als Kind die Besetzung Prags und die gewaltsame Zerschlagung des Prager Frühlings durch die russische Armee und spürte eine leise Ahnung von Krieg. Fast schlimmer als die Panzer auf dem Wenzelsplatz waren für mich als Kind die resignierte Trauer unserer tschechischen Freunde, bei denen wir wie jedes Jahr einige Wochen wohnten, und die verzweifelte Angst meiner Eltern – «Die Russen sind da» – beim Aufwachen frühmorgens. Erst viel später verstand ich, dass in diesem Moment zu dem aktuellen Entsetzen ein noch viel älteres, in ihnen schlummerndes geweckt wurde.

Meine 1990 geborene Tochter, die nächste Generation, hat Eltern, die im Gegensatz zu mehreren Elterngenerationen zuvor keinen Krieg erlebt haben. Das macht ein anderes emotionales Aufwachsen möglich. Darüber hinaus hat sie nicht die Bedrohung des Kalten Krieges erlebt, und sie ist in einem wieder-vereinigten



Deutschland, ohne die Kriegswunde der deutschen Teilung, gross geworden. Meine Familienbiografie ist nichts Besonderes für meine Generation, und diese Erkenntnis ist traurig und öffnend zugleich. Der Nebel lichtet sich.

Die Thematik der transgenerationalen Weitergabe belastender Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und der NS-Zeit und die damit zusammenhängende Beeinträchtigung der Bindungs- und Beziehungsfähigkeit hat für mich in der psychotherapeutischen Begleitung von Menschen einen besonderen Stellenwert. Was wissen wir von den Lebensbedingungen unserer Eltern und Grosseltern? Was macht Krieg mit Menschen? Wie leben wir in Deutschland mit unserer kollektiven Vergangenheit, mit unserem psychischen Erbe? Was hat sich alles gewandelt seitdem und welche Aufgaben warten?

Und was machen wir mit dem Krieg, gerade aktuell wie lange nicht mehr in der uns umgebenden – räumlich gesehen fernen – Welt, der uns auffordert, nicht aufzugeben bei der Durchsetzung anderer Werte als vor 70 Jahren, anderer Denkweisen, anderer Mitmenschlichkeit.

Von Ernst Barlach stammt der Satz: «Wer den Krieg malen will, muss erst lernen, den Frost zu malen.» Wir sind aufgefordert, nach langen Zeiten seelischer Kälte in Deutschland unsere Empfindungsfähigkeit immer weiter zu stärken, unser Mitgefühl, Herz und unsere Seele wieder zu ermächtigen und in tragendes Selbstbewusstsein und Verantwortung für uns selbst und für andere hineinzuwachsen.

Es gibt ein innerseelisches Kriegführen in meiner psychotherapeutischen Wahrnehmung, besonders bei der mittleren Generation. Nicht selten ist es zu verstehen als eine Folge der weitergegebenen traumatischen Kriegserfahrungen und von Erfahrungen mit der vernichtenden und menschliches Sein entwürdigenden Doktrin des Nationalsozialismus. Die in den 1950er- und 1960er- bis Mitte der 1970er-Jahre Geborenen, die heute etwa 40- bis 60-

Jährigen, haben als Gemeinsamkeit, dass ihre Eltern den Zweiten Weltkrieg und den Nationalsozialismus als Kinder, als Jugendliche, als junge Erwachsene erlebten.

Ihre Eltern gehören der ältesten Generation unserer Gesellschaft an: 14,8 Millionen in Deutschland lebende Menschen haben den Zweiten Weltkrieg noch erlebt. «Unsere Eltern und Großeltern räumten die Häusertrümmer mit den Händen weg. Wir, die nächste Generation, sind noch mit dem Aufräumen der seelischen Trümmer beschäftigt», benennt eine 52-Jährige ihr Bemühen um Integration, um Transformation. Das braucht Anerkennung.

Menschen haben eine Geschichte, Familien haben eine Geschichte, ebenso wie die jeweilige Generation als Kollektiv, das Volk, die Nation eine Geschichte hat. Wir verinnerlichen im Laufe unseres Lebens gemachte Erfahrungen, sie prägen Denken, Fühlen und Handeln. Träume, Ängste und Hoffnungen werden davon mitbestimmt. Es ist ein wesentlicher Grundgedanke der Tiefenpsychologie, dass Erfahrungen in uns lebenslang gespeichert sind. Sie wirken wie ein Hintergrund, vor dem wir die Gegenwart erleben und gestalten. Wenn wir diesem Erfahrungshintergrund mit Interesse begegnen, können wir uns selbst und andere Menschen besser verstehen. Auch seelische Verstörung kann so eine Einordnung finden. Die Seele erhält dann ihr Recht zu sein – ein Recht, das die Paradigmen des Nationalsozialismus gnadenlos aberkannten.

Die Soziologin Sigrid Chamberlain hat dies in ihrer Analyse eines NS-Erziehungsratgebers «die Verweigerung des Antlitz» genannt. Die nationalsozialistische Ideologie war dabei durchaus gefühlsbetont, sie sprach zum Beispiel über magische Rituale in Menschen seelisch verschüttete Bereiche an: Suche nach Selbstbewusstsein, pervertiert zu narzisstischer Grandiosität, Suche nach Sinn und Halt, kanalisiert in Aufopferung an Führer und Volk, Suche nach Gemeinschaft, die, für Propagandazwecke

missbraucht, zum Teil bis heute vergiftet ist, wie auch der Begriff des Führens und des Dienens.

Während eines Krieges steht ein Raum seelischen Seins kaum zur Verfügung, dies gilt nicht nur für die Vergangenheit. Anfang 2010 überstieg die Suizidrate unter den damals im Irak stationierten US-Soldaten erstmals die Anzahl der dort gefallenen Soldaten. Ein 22-jähriger Bundeswehrsoldat sagte 2009 in einem Interview zu seinem Einsatz in Afghanistan, nach einem Selbstmordattentat, bei dem Kameraden von ihm ums Leben kamen, habe er beschlossen, ab jetzt keinem Menschen mehr zu trauen, denn: «Anders kann man nicht durchs Leben kommen.» Wie wird er weiter- und wie werden seine Kinder einmal mit diesem Lebensatz umgehen? Was tragen die in Deutschland ankommenden Flüchtlinge in ihrer Seele?

In meinem Buch *Seelische Trümmer* über die transgenerationale Weitergabe der Kriegserfahrungen in Deutschland kommen in den 1950er- und 1960er-Jahren Geborene zu Wort. Sie haben sich Gedanken zu ihrer Familiengeschichte bezüglich des Zweiten Weltkrieges und des Nationalsozialismus gemacht. Wir haben gemeinsam zum Teil fragmentarisches Wissen und Erfahrungen zusammengetragen, wir haben Annäherungen und Verstehen gesucht.

Die 1964 geborene Gymnasiallehrerin für Politik und Geschichte Franka erzählt beispielsweise aus ihrer Familiengeschichte, dass ihre Eltern immer viel vom Krieg redeten, sie aber Tabus spüre, wo sie nicht nachfragen könne. Ihr 1922 geborener Vater durchlief die ganze nationalsozialistische Erziehung und wurde mit 18 Jahren Soldat. Ihre Mutter erlebte den Krieg als Kind. Sie erzählte immer wieder vom Hunger und vom Fliegeralarm, wie sie nachts plötzlich aus den Betten mussten, in den Luftschutzkeller liefen. Franka wurde durch die ängstigenden Erfahrungen der Mutter mit Soldaten auch früh ein negatives Männerbild vermittelt. Als Kind fand sie die Erzählungen der Mutter

unheimlich, es war eine Welt, mit der sie nichts zu tun haben wollte. Und oft hatte sie Schuldgefühle.

Sie fühlt immer noch die Verstörung ihrer Mutter, die Mutter bleibt in der Vergangenheit. Und dann gab es das Nazi-Verhalten des Grossvaters, ein brauner Familiensumpf, vor dem sie sich zusammenziehen will, als Jugendliche war sie so oft ohnmächtig, isoliert und einsam.

Mit älteren Verwandten wird in ihrer Familie viel über den Krieg gesprochen, sie erlebt sie dann wie eine Schicksalsgemeinschaft. Sie sucht ihre Abgrenzung und möchte gleichzeitig ihre Familiengeschichte verstehen – eine schwierige Aufgabe.

Die 1958 geborene Erzieherin Miriam hat etwas anderes zu berichten. Ihre 1929 geborene Mutter stammte aus Ostpreussen und verlor durch den Krieg fast alle Freunde. Die erste Zeit nach der Flucht im Winter 1944/45 war schwer, nicht nur wegen der materiellen Not, sondern auch wegen der Ablehnung der Nachbarn, für die sie noch bis in die 1960er-Jahre hinein «Pack aus dem Osten» waren. Miriam lernte vor allem, nicht aufzufallen, nichts Besonderes sein zu dürfen. Und als Sonnenschein ihrer Mutter fühlte sie sich seelisch gefangen. Sie erfuhr mit 14 Jahren, dass ihr früh verstorbener Vater Jude gewesen war und in einem Internierungslager in Sumatra überlebte. Ihre jüdischen Grosseltern waren in einer winzigen Dienstbotenwohnung versteckt. Und so dachte sie als Jugendliche in den 1970er-Jahren manchmal, dass sie sich nicht nur zu schämen brauchte für ihre deutsche Vergangenheit, das Verfolgungsleid der väterlichen Linie gibt ihr merkwürdigerweise ein besseres Lebensgefühl als Deutsche.

45 Millionen Menschen starben während des Zweiten Weltkrieges weltweit, sechs Millionen jüdische Mitbürger wurden ermordet. 1945 lagen grosse Teile Europas in Trümmern, lag Deutschland in Trümmern. Und auch die Humanität lag in Scherben. Die Täterschaft verhinderte eine Benennung und Verarbei-

tung des auch bestehenden Leids der deutschen Bevölkerung. Die Ächtung und Verurteilung von aussen und Schuldgefühle und Verleugnung von innen wirkten weiter auch auf die nächste Generation. In der Nachkriegsgesellschaft waren Prozesse kollektiver Verdrängung und Abspaltung des Erlebten wahrnehmbar, ebenso eine kollektive Depression, was auch zu aggressiven Aufladungen in den Elternhäusern führte. Die berechnete Trauer und die Bewältigung der erlebten Schrecken und der erlebten eigenen Zerstörungskraft fanden in der Nachkriegszeit kaum Raum.

Suchtverhalten entstand häufig als Abwehrversuch und als Suche nach Beruhigung mit all seinen destruktiven Folgen. Professor Sachsse, Traumaforscher aus Göttingen, sagt, Alkoholkonsum könne Erinnerungen an traumatische Erlebnisse stoppen wie kein Medikament. Die bis heute sichtbare Konsumsucht – bis zur Wende in der Bundesrepublik und danach in Gesamtdeutschland – kann auch verstanden werden als Ausdruck eines tief begrabenen emotionalen Hungers.

Krieg ist ein Man-Made-Disaster, ein von Menschenhand kreiertes Katastrophenszenario. Es hat andere Auswirkungen als traumatische Erfahrungen durch Naturgewalten oder Unfälle. Auch hier werden Bedrohung und Ohnmacht erlebt, die Menschen können jedoch in innerer Gemeinschaft beieinanderbleiben. Der Tsunami im Winter 2004 im Indischen Ozean hat zum Beispiel eine vorher nie da gewesene globale Hilfsbereitschaft ausgelöst. Ein Man-Made-Disaster aber trennt Menschen voneinander. Täter und Opfer, Sieger und Besiegte, Profitierende und Verlierer stehen sich gegenüber. Das Vertrauen in andere Menschen wird tief greifend verletzt. Als soziale Wesen leben wir aber in Gemeinschaft mit anderen, wir beziehen daraus Sicherheit, Hoffnung und Lebenskraft. Dies betrifft besonders Kinder.

So erzählt der 1958 geborene Sebastian von seinem Grossva-

ter, der bekennender Kommunist war und lange von der Gestapo gesucht wurde. Seine Mutter hielt als Kind mit Wache, bis ihr Vater 1943 geschnappt wurde, er kam ins Konzentrationslager und überlebte. Als Jugendlicher sass Sebastian oft mit ihm zusammen. Ein sicheres Zuhause zu haben ist auch für ihn noch ein Thema. Und die Erlaubnis für Entspannung muss er Schritt für Schritt lernen.

Die berühmte Bronzefigur von Ernst Barlach «Der Schwebende» im Güstrower Dom, irrtümlich oft als Engel bezeichnet, denn die Allegorie liegt nahe, ist ein 1927 entstandenes Mahnmal für den Ersten Weltkrieg, das 1937 als entartete Kunst von den Nationalsozialisten abgenommen und eingeschmolzen wurde.

Die Figur überlebte nur, weil Freunde Barlachs einen Zweitguss aus der Gussform von Berlin auf einen Bauernhof in die Lüneburger Heide brachten und dort versteckten. Die Gussform wurde bei einem Bombenangriff in Berlin zerstört. «Der Schwebende» zeigt nach eigenen Angaben des Künstlers ein Lebensgefühl der Kriegserfahrung, den Wunsch, in einer traumatisierenden Situation dem Leben entfliehen zu können, sich in den Zustand des Schwebens zu retten – ein psychischer Überlebensversuch, der aus der Traumaforschung gut bekannt ist. Das Gedicht von Rudolph Gahlbeck findet dafür eindrückliche Worte:

### **Der Schwebende**

Nicht Flügel sind's, die den Entrückten tragen.  
Das Überwundenhaben dieser Welt  
ist's, was ihn in der Freiheit Schwebe hält,  
jenseits von Glück und Qual aus Erdentagen.

Es wohnt ein Wissen hinter diesem Schweigen  
um das, was war, und einst wird sein.

Geheimnis liegt verwahrt in seinem Schrein,  
verschwisternd ihn dem grossen Kräftereigen.  
Noch sind gesenkt die schweren Augenlider.  
Doch ist die Stunde der Begegnung nah,

da sichtbar wird, was je durch uns geschah,  
da seiner Seele schweigendes Gefieder  
sich rauschend öffnet und das Auge brennt,  
das dich und mich im letzten Kern erkennt.

Die Weitergabe traumatischer Erfahrungen an die Folgegeneration erfolgt über die Bindungsbeziehung zu den Kindern. Sie können halb bewusst oder unbewusst, sprachlich oder nonverbal vermittelt werden. Bindung kann man verstehen als unsichtbares Band zwischen Menschen, das in Gefühlen verankert ist und das sie über Zeit und Raum verbindet. Bindung ist ein Grundbedürfnis und auch vielen Tierarten eigen. Für ein Kind sichert eine gute Bindung zu den Eltern den Schutz und die physische und emotionale Versorgung, die es für sein Leben braucht. Und es gibt ihm ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einer grösseren Gemeinschaft. Es kann seine Familie erleben, sein Dorf oder seine Stadt, sein Volk, seine Religionsgemeinschaft. Sichere Bindungen ermöglichen Kindern eine gesunde seelische Entwicklung, von Mangel geprägte und belastete Bindungserfahrungen können die kindliche Entwicklung beeinträchtigen. Belastend sind vor allem der Verlust der Eltern oder naher Familienangehöriger und destruktive Verhaltensweisen der Eltern dem Kind gegenüber, die es verunsichern, vernachlässigen, ihm seelischen und körperlichen Schaden zufügen.

2,5 Millionen Kinder verloren während des Zweiten Weltkrieges in Deutschland einen Elternteil, 100'000 wurden zu Vollwaisen. Durch Übernahme von Verantwortung für Aufgaben, die eigentlich Erwachsene tragen, lernten viele Kriegskinder früh, dass

nur wenige in der Lage waren, sich ihrem Leid zuzuwenden. Alle funktionierten, viele Erwachsene waren nach Kriegsende selbst hilflos und verstört. Kinder brauchen jedoch Erwachsene als gesunde Orientierung, und manche versuchten dann ihrerseits zu trösten und zu retten. Ihre eigenen Gefühle und Bedürfnisse mussten zurückgestellt werden, und so wurden sie seelisch erwachsen in einem kindlichen Dasein. Der Krieg forderte dies Kindern und Jugendlichen ab, und die natürliche Ordnung zwischen Eltern und Kindern wurde zerstört.

Der 1939 geborene Hans erzählte dazu, dass er seinen im Krieg umgekommenen Vater nie kennengelernt habe, dass sie lange dachten, er würde wiederkommen. Zu Hause stand immer ein Foto von ihm, seine Abwesenheit wurde wie selbstverständlich. Hans sagte, er habe früh gelernt, sich immer zur Verfügung zu stellen, um die Stimmung zu bessern, und das sei bis heute so. Und er trage vom Krieg ein Gefühl grosser Verlassenheit in sich.

Im Gegensatz zu der so notwendigen Erfahrung von Geborgenheit stand für die deutschen Kriegskinder als weiterer Belastungsfaktor die seelenverleugnende Erziehungshaltung des Nationalsozialismus in Familien und staatlichen Erziehungsinstitutionen. Schon vor dem Nationalsozialismus erschwerten die preussischen Erziehungsideale eine sichere Eltern-Kind-Bindung. Als kollektive Werte galten die Unterdrückung der emotionalen Welt und des Freiheitsstrebens, unbedingter Gehorsam und Autoritätsergebenheit. Die nationalsozialistische Erziehungsdoktrin nutzte diese schon vorhandenen Paradigmen. Das Kind und der spätere Erwachsene sollten bereit sein, sich für das deutsche Volk aufzuopfern, Erziehung wurde politisiert. Adolf Hitler sagte bei einer Sonnenwendfeier der Hitler-Jugend auf der Zugspitze: «Ich will eine Jugend, die stark ist wie ein Raubtier. Die Welt soll sich fürchten vor unserer Jugend.»

Eigene Verletzlichkeit und ihr Ausdruck wurde als Schwäche,



als Mangel, als nicht tolerierbar angesehen und entsprechend sanktioniert. Schon Kindern wurde dieses selbstfeindliche Menschenbild von Geburt an eingetrichtert. Die Spuren davon tragen wir noch heute in uns. Dürfen wir verletzlich sein? Dürfen wir dies zeigen? Darf ein anderer verletzlich sein und dies zeigen? Können wir die Verletzlichkeit der Welt, der Erde wahrnehmen? Können wir ihr zuhören?

Der Psychoanalytiker Arno Gruen sagt in seinem Buch *Dem Leben entfremdet. Warum wir wieder lernen müssen zu empfinden*: «Das Bewusstsein der eigenen Verletzlichkeit würde den Blick auf die Verletzlichkeit des anderen öffnen. Aber ohne Zugang zur Empathie sind dieses Bewusstsein und entsprechendes Handeln nicht möglich.»

Nationalsozialistische Erziehungsratgeber wurden bis weit in die Nachkriegszeit hinein verlegt und hatten gute Verkaufszahlen. Bedeutend ist vor allem das Erziehungshandbuch der Münchner Ärztin Johanna Haarer: *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*. Eindrücklich an der empfohlenen Pädagogik ist eine rigorose Abwesenheit von Mitgefühl und liebevoller Zuwendung für das Kind. Der Schmerz von Unverbundenheit und innerer Leere gehörte für viele Kinder und spätere Erwachsene dadurch zum Leben dazu. Horst Eberhard Richter nannte dies «Verlorenheitsangst». Auch ängstigende Erziehungsgewalt fand in den Erziehungsparadigmen der 1950er- und 1960er-Jahre unverändert ihre Fortsetzung. Gewalt in der Erziehung war über Jahrhunderte legitimiert, in den Elternhäusern wie auch in den Schulen. Der vorherrschende autoritäre Erziehungs- und Beziehungsstil belastete die Bindung zwischen Kindern und Eltern.

Die alpträumhaften Folgen des Nationalsozialismus und seiner Ideologie, das von niemandem mehr zu leugnende Scheitern und die bis heute andauernde Demokratisierung der Gesellschaft scheinen einen grundlegenden Wandel im Denken zu ermöglichen. In der Bundesrepublik erstarkte die humanistische Bewe-

gung und beeinflusste Psychologie und Pädagogik, in der DDR dagegen initiierte das diktatorische System bis zur Wende 1989 neue Formen von Unterordnung und Angst. In beiden deutschen Staaten bewirkte die Emanzipation der Frauen einen tief greifenden Wandel der Geschlechterrollen. *Schneewittchen, zerschlag deinen gläsernen Sarg* und *Unter dem Pflaster, ja da liegt der Strand, komm reiss auch du ein paar Steine aus dem Sand*, diese Lieder kennen noch heute viele Frauen aus der Bundesrepublik der 1980er-Jahre. Nach dem Motto «Mach kaputt, was dich kaputtmacht» der 68er-Bewegung hiess es in diesem Teil Deutschlands danach: «Wenn du etwas ändern willst, fang bei dir selbst an.» Alternative Lebensformen, Wohngemeinschaften, selbst verwaltete Kinderläden, Jugendzentren und Beratungsstellen – auch heute im wiedervereinigten Deutschland fast flächendeckend – entstanden. Verkrustete Strukturen wurden aufgeweicht, die Beziehung zwischen Eltern und Kindern bekam neue Erfahrungsräume.

Gesellschaftspolitisch wurden Signale gesetzt: Das Schlagen in den Schulen wurde verboten und ist heute unvorstellbar geworden. In den Familien jedoch blieb die «elterliche Gewalt» – was für ein Begriff – noch unangetastet. Erst im November 2000 gab es eine Reform des Züchtigungsrechts der Eltern, in Paragraf 1631 heisst es jetzt: «Kinder haben ein Recht auf gewaltfreie Erziehung. Körperliche Bestrafungen, seelische Verletzungen und andere entwürdigende Massnahmen sind unzulässig.» Auch seelische Verletzungen und Entwürdigung sind in diesen Paragrafen aufgenommen, es zeigt die neue Denkweise. Selbstvertrauen und Persönlichkeitsentwicklung sind primäre Ziele in der heutigen Erziehung. Man könnte meinen, das Antlitz wird nicht mehr verweigert.

Ein kollektives Erbe der Eltern- und Grosselterngeneration war bis 1989 das Leben mit dem Kalten Krieg und mit der Teilung Deutschlands.

Der 49-jährige Realschullehrer Friedrich aus Hamburg sagte dazu, er habe den Kalten Krieg als massive Bedrohung erlebt, unfassbar wie auch der Zweite Weltkrieg. Er war in der Friedensbewegung aktiv, er wollte Veränderung, sich nicht mit der Ohnmacht abfinden. «Stell dir vor, es ist Krieg und keiner geht hin» – das war das Mantra.

Und der 1960 geborene Thomas aus der Nähe von Dresden erzählte, wie 1968 durch seinen Ort sowjetische Panzer in Richtung Prag fahren. Sie mussten mühsam herausfinden, ob die DDR- oder die BRD-Informationen stimmten, bei den Raketen-Stationierungsplänen der SS-20 wurde ihm das besonders deutlich. Er fragte sich, was das wohl für langfristige Folgen für die Menschen haben mochte.

Die Erinnerung an den verlorenen Krieg konnte durch die Teilung Deutschlands nicht zur Ruhe kommen. Es gab plötzlich eine innerdeutsche Grenze mit «Schiessbefehl», «Verminung» und einem «Todesstreifen». Es gab Begriffe wie das «Ende der Welt» und «Niemandland». Die Hälfte des eigenen Volkes war offiziell ein Feind. Wieder war Flucht ein Thema. Mut und die Entschlusskraft vieler Menschen in der DDR trugen schliesslich massgeblich mit dazu bei, dass die Kriegswunde der deutschen Teilung heilen konnte.

Die transgenerationale Weitergabe belastender Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges ist bei in der DDR und in der Bundesrepublik aufgewachsenen Menschen ähnlich, wie Belastungen verarbeitet wurden jedoch nach System und damit sozialisationsbedingt unterschiedlich.

Die 1968 geborene Krankenschwester Sabine aus Thüringen erzählte dazu, dass sie bei ihrer Mutter den kriegsbedingten kollektiven Hass auf die Russen gespürt habe, russische Besatzungssoldaten waren ins Haus eingedrungen. Und gleichzeitig gab es das Verbot dieser Gefühle, die Russen waren das Brudervolk, das sie befreit hatte. In der Schule in der DDR wurde der Zweite Welt-

krieg ab 1976 für sie zu einem Thema. «Die Faschisten sind alle im Westen» sei eine Grundhaltung gewesen, die die Ost-West-Spaltung verstärkt hätte und die politisch erwünschte Vergangenheitsverleugnung. In der achten Klasse fuhren sie pflichtgemäss ins KZ Buchenwald. Sie fand es nur schrecklich, und niemand sprach mit ihnen darüber. Damals konnte sie weder in der Schule noch zu Hause sagen, was sie wirklich dachte, und so musste sie schweigen lernen, wie auch ihre Eltern und Grosseltern geschwiegen hatten. Nach der Wende ging sie in den Westen, anfangs fühlte sie sich manchmal sehr fremd und subtil unwillkommen. Sie glaubt, dass es noch eine ganze Zeit brauchen werde, wirklich zusammenzuwachsen.

Eine unserer Aufgaben in Deutschland ist die bewusste Anerkennung der Auswirkungen transgenerational weitergegebener Kriegserfahrungen. Als die mittlere Generation kennzeichnende psychische Themen zeigen sich:

- Der Verlust des emotionalen Zugangs zu den familiären Wurzeln
- Subtil wirkende kollektive Schuldgefühle, Deutscher / Deutsche zu sein
- Eine spannungsreiche Gleichzeitigkeit von Täterschaft in der einen elterlichen Linie und Verfolgung in der anderen
- Familiendynamische Aufträge, seelische Verletzungen der Elterngeneration heilen zu müssen
- Kontaktverlust zu sich selbst, unsicheres Selbstwertgefühl, innere Einsamkeit
- Schwierigkeiten mit Abgrenzung, Schwierigkeiten mit vertrauensvoller Hingabe
- Verborgene posttraumatische Dynamiken, resultierend aus der häufig vorkommenden seelischen und körperlichen Gewalt in elterlicher und schulischer Erziehung der Nachkriegszeit

- Verinnerlichte Normalität seelischer Härte im Umgang mit sich selbst und anderen, funktionieren müssen
- Ein grosses Bemühen um seelische Befreiung, um Identität, um lebenszugewandte Werte
- Ein grosses Bemühen, den eigenen Kindern einen sichereren Bindungsraum anzubieten

### **Was kann uns dabei helfen?**

- Sich für die Familiengeschichte bezüglich des Zweiten Weltkrieges und der NS-Zeit interessieren und sie insbesondere in ihrer seelischen Dimension erfassen
- Die Verhaltens- und Denkweisen der Elterngeneration in ihren verschiedenen Ausdrucksformen biografisch und im Kontext der speziellen deutschen Geschichte einordnen
- Die Folgen und Spuren der seelischen Kriegs- und NS-Paradigmen bewusst in sich und anderen wahrnehmen lernen, ihre Transformation fortsetzen
- In den Dialog, wo möglich, bezüglich der angesprochenen Themen mit der Elterngeneration gehen
- Kontakt mit der eigenen Generation suchen, sich mitteilen, die eigene Familiengeschichte erzählen, den Geschichten der anderen mit dem Herzen zuhören

«Zum Geheimnis von Versöhnung gehört Erinnerung», sagt Theodor Heuss. «Man kann einen Fluss nicht antreiben», sagt Laotse. Versöhnung bedeutet in diesem Kontext, sich den im Nebel verborgenen Erinnerungen wertschätzend anzunähern. Versöhnung bedeutet, um das Erleben einer ganzen Generation und um sich selbst zu wissen. Versöhnung bedeutet, das uralte Zen-Prinzip «Baring Witness», Zeugnis ablegen, zu beherzigen. Versöhnung bedeutet, die Erinnerungsketten bewahren helfen und damit einen Friedensbeitrag leisten.

*Rasmus Rahn*

# VERDRÄNGUNG, VERDRUSS, VERANTWORTUNG? KRIEGSURENDEL UND DER LANGE SCHATTEN UNSERER VERGANGENHEIT

Ich bin nun 22 Jahre alt und wurde von vielen Seiten verwundert gefragt, warum ich mich ausgerechnet damit befasse, wie die Generation der Kriegsurenkel mit den Taten ihrer Vorfahren umgeht. Das Thema sei längst «ausgelutscht» und schon 1'000-fach abgehandelt. Viele haben die Sorge, dass es ausschliesslich mit der Schuld- und Moralkeule daherkommt.

Nähert man sich dem Thema allerdings von einer anderen Seite, nämlich auf der psychologisch-emotionalen Ebene, und beginnt sich intensiv damit zu beschäftigen, was in den direkt Betroffenen, den Kriegskindern und den ihnen nachfolgenden Generationen vorgeht, so erkennt man, wie brandaktuell es eigentlich ist.

Wer dennoch sicher ist, das Thema betreffe heute niemanden mehr, dem sei mit der aktuellen Umfrage der Europäischen Union widersprochen:

Die Agentur der Europäischen Union für Grundrechte hat die Erfahrungen von Juden in acht europäischen Ländern vergleichend untersucht. Die Befragten stammen aus den acht europäischen Ländern, in denen Schätzungen zufolge 90 Prozent der europäischen Juden leben.

Zwei Drittel der Befragten gaben an, Antisemitismus sei ein Problem in Europa, 76 Prozent verzeichneten gar einen Anstieg

der Anfeindungen in ihrem Heimatland in den vergangenen fünf Jahren, in Deutschland waren es insgesamt 32 Prozent der Befragten, die sich über eine deutliche Zunahme der Judenfeindlichkeit sorgten.

Jeder zweite Befragte fürchtete, Opfer eines verbalen Angriffes zu werden.

Ein Drittel der Befragten fürchtete gar, im Heimatland auch körperlich angegriffen zu werden.

Mehr als jeder zweite Befragte gab an, in den vergangenen zwölf Monaten mit der Äusserung konfrontiert worden zu sein, dass der Holocaust nicht stattgefunden habe oder aber übertrieben dargestellt werde.

Ein Viertel der Befragten gab an, in den vergangenen Monaten angegriffen worden zu sein, 4 Prozent erlebten körperliche Gewalt.

Ein Viertel der Befragten gab an, in den vergangenen zwölf Monaten diskriminiert worden zu sein wegen seines jüdischen Glaubens.

Von den berufstätigen Befragten gab jeder Zehnte an, an seinem Arbeitsplatz wegen seines jüdischen Glaubens schon einmal diskriminiert worden zu sein. Ebenso wie jeder Zehnte, der auf Jobsuche war.

Die Journalistin Daria Jablonowska fragt in einem Artikel in *Migazin* vor diesem Hintergrund: «Sind diese Sorgen nur subjektiv und unbegründet? Sind antisemitische Anfeindungen nur ein Instrument gesellschaftlicher Randgruppen, bekennender Rechtsradikaler, rechtsorientierter und gewaltbereiter Fanatiker oder verkennen wir durch die Abschiebung der Problematik in bestimmte Milieus unsere gesamtgesellschaftliche Verantwortung und überhören die latent judenfeindlichen Botschaften im Alltäglichen?»

Die 2012 erschienene Studie «Die Mitte im Umbruch – Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2012» der Friedrich-

Ebert-Stiftung diagnostiziert, dass rechtsextreme Einstellungen von 28 Prozent der Bevölkerung in Deutschland geteilt werden und die Zustimmung zu allen in der Studie vorgelegten Einzelaussagen deutlich über dem Bevölkerungsanteil manifest antisemitischer Personen (8,7 Prozent) liegt.

Ich sehe hier das Ergebnis einer länger währenden Entwicklung, die eine mangelnde Beschäftigung mit den eigenen Wahrnehmungen zur Folge hat. Verantwortung anzunehmen, bedeutet in diesem Zusammenhang nämlich nicht etwa, sich einer Schuld des deutschen Volkes und seiner Verantwortung vor der Geschichte bewusst zu werden, denn diese ist wahrhaftig.

Hier bedeutet Verantwortung, sich der eigenen Empfindungen gewahr zu werden, ihnen nachzugehen und verantwortlich mit ihnen umzugehen. Nur wie nimmt man diese Verantwortung an?

Für mich begann dieser Prozess zunächst mit der Bewältigung der Geschichte meiner eigenen Familie. Im Geschichtsunterricht legte unser Lehrer besonderen Wert darauf, uns in diesem Zusammenhang die Geschehnisse vor unserer eigenen Haustür nahezu-bringen.

In Friedrichstadt, einer Stadt nur zehn Kilometer von dem Ort entfernt, wo ich aufwuchs, verübte die SS ein grausames Verbrechen an der jüdischen Gemeinde. Deren Mitglieder wurden von der SS in die dortige Synagoge eingesperrt. Anschliessend warfen die SS-Männer Handgranaten in das Gebäude. Die Synagoge fing Feuer, und alle in ihr gefangenen Menschen starben.

Es ist immer besonders furchtbar, wenn ein Ort des Friedens und der seelischen Geborgenheit in einen Ort des Grauens verwandelt wird.

Wenige Jahre später erfuhr ich dann, dass der Onkel meines Grossvaters Mitglied der SS und massgeblich an diesem Verbre-



chen beteiligt war. Ich erstarrte. Mir wurde zum ersten Mal bewusst, dass in unserer Familiengeschichte so eine Schuld zu finden war.

Ich begann mich stärker damit auseinanderzusetzen, und so nahm ich im April 2012 an einer Bildungsreise in das Konzentrationslager Auschwitz teil.

Im Rahmen dieser Reise fuhren wir nach Berlin. Dort besuchten wir das Jüdische Museum und nahmen an einem Workshop teil. Inhalt dieses Workshops war es, mit originalen Archivarien zu arbeiten.

Eine dieser Archivarien war der Abschiedsbrief der Jüdin Mathilde Bing an ihre Söhne, die 1938 nach England fliehen konnten.

Der Brief lautet wie folgt:

27. Juni 1943

*Meine geliebten beiden Jungen!*

*Nun ist es endgültig so weit, morgen kommen wir fort. Ob ich jemals wieder aus der Verschollenheit auftauche, weiss ich nicht. Wo Vati ist, weiss ich auch nicht, auch wo alle anderen Verwandten sind. Der Euch meinen Abschiedsbrief übermittelt, weiss über mein Schicksal Bescheid. Ich will nur sagen, dass ich alles versucht habe, um diese Zeit zu überleben, ich werde es auch weiter versuchen. Erst wenn es zu furchtbar wird, dann mache ich Schluss. Ich hatte immer nur den Gedanken, wie kann ich Euch wiedersehen. Immer hatte ich diese schreckliche Sehnsucht nach Euch beiden. Ihr müsst es fühlen, wie lieb ich Euch habe. Ich bitte Euch beide, haltet zusammen, auch wenn Ihr Euch nicht immer versteht in allem, was Ihr tut. In dieser furchtbaren Zeit war es immer ein grosser, eigentlich der einzige Trost, dass Ihr beide gerettet und dass Ihr draussen*

*glücklich seid. Ich weiss auch, dass Ihr uns für Euer Leben nicht mehr notwendig habt. Nur für mich selbst wäre es das grösste Glück, wenn ich dieses alles überlebe und dann zu Euch kommen könnte. Bis auf die letzten vier Wochen habe ich ein schönes Leben gehabt, schrecklich war immer, dass ich von Euch nichts mehr hörte. Wir denken, dass wir ins Arbeitslager nach Oberschlesien, nach Auschwitz kommen. Von dort zur Arbeit nach Birkenau oder Monowitz. Wenn Ihr später einmal durch eine Behörde Nachforschungen anstellen lassen wollt. Vati wird vielleicht auch dort sein. Auch Tante Minnie und Onkel Max. Ob ich sie finden kann, ohne ich nicht.*

*Ich bin so froh, dass Du, lieber Heinz, mit Gaby glücklich bist und eben dadurch nicht allein. – Wenn Du, lieber Gerhard, doch auch heiraten würdest, dann könnte ich ganz ruhig sein. Aber vielleicht ist es schon geschehen, und ich weiss nichts davon. Ob Ihr diesen Brief jemals bekommen werdet? Ich weiss es nicht, aber ich musste ihn schreiben.*

*Lebet wohl Ihr beiden, ich kann nun nicht mehr, sonst muss ich weinen, und ich will stark bleiben bis zuletzt.*

*In Gedanken küsse ich Euch tausendmal, Euch beide und Gaby als mein drittes Kind.*

*In grosser, grosser Liebe!*

*Mutti*

(Jüdisches Museum Berlin, Schenkung von Thomas von Pappritz)

Mathilde Bing starb im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau.

Ich musste diesen Brief dreimal lesen, um ihn zu erfassen. Er riss mich aus der Realität. Vielleicht hat er mich ihr auch nähergebracht. Jedenfalls wurde meine Wahrnehmung in ihrer Intensität derart verstärkt, dass ich einen emotionalen Zusammenbruch erlitt. Auf einmal wurde diese riesige, abstrakte Gestalt des Holocaust heruntergebrochen auf das Schicksal eines einzelnen Menschen. Urpötzlich konnte man all das buchstäblich greifen.

Ich kam an mein Ziel, Tage bevor wir den Ground Zero der Shoah überhaupt erreichten. Ich konnte meine eigenen Wahrnehmungen annehmen und verarbeiten. Alle weiteren Eindrücke, die Gaskammern, die Gleise, die Baracken, die Berge von menschlichem Haar, all das hat mich nicht im Ansatz so getroffen wie dieser Brief von Mathilde Bing.

So kam ich dazu, mich mit diesem Thema auseinanderzusetzen. Eine neue Generation tritt an, das Ruder zu übernehmen. Diese Generation ist die dritte nach dem Zweiten Weltkrieg, die erste nach der Wiedervereinigung. Eine Generation, die in politischer Stabilität gross geworden ist und daher keinen direkten Bezug zu den gesellschaftlichen Extremen der Vergangenheit hat.

Die Rahmenbedingungen dieser Generation unterscheiden sich deutlich von denen ihrer Vorfahren. Die mediale Revolution mit dem Aufkommen des Internets lässt die Welt immer kleiner werden. Angesichts der Realitäten vieler Menschen weltweit, die grosser Willkür und furchtbarem Schrecken ausgesetzt sind, scheinen lokale Interessen immer trivialer zu werden. Daher setzen sich viele junge Menschen, die für dieses Thema sensibilisiert sind, stärker mit anderen Problemen auseinander. Diejenigen, die nicht dafür sensibilisiert sind, setzen sich ohnehin wenig mit den Problemen anderer auseinander.

Die wahrgenommene politische Stabilität im eigenen Land politisiert die jungen Menschen immer weniger. Die grossen Themen scheinen kleiner, interessieren die Menschen kaum noch. Das führt zu Politikverdrossenheit und in diesem Zusammenhang auch dazu, dass sich weniger mit der eigenen Geschichte beschäftigt wird. Um es mit den Worten meines Grossvaters zu sagen: «Der Russe steht nicht mehr an der Elbe.»

Wo befindet sich diese Generation? Sie ist in der Findungsphase. Man orientiert sich beruflich neu, sucht seinen Platz in der Gesellschaft. «Was fange ich jetzt mit mir an?», «Wo soll mein Leben hingehen?» Das sind die Fragen, die sich diese Generation, zu Recht, stellt. Natürlich wirkt die Beschäftigung mit der Vergangenheit, angesichts des Aufbruchs in das eigene Leben, die eigene Zukunft, da verhältnismässig uninteressant. Deshalb ist sie aber nicht weniger wichtig.

Wo will diese Generation hin? Die Generation Y, wie man sie auch nennt, möchte nicht mehr leben, um zu arbeiten, sondern arbeiten, um zu leben. Diese Generation will Karriere machen und dabei genügend Zeit für Hobbys und die Familie haben. Hedonismus ist stark verbreitet. Dies führt dazu, dass sich mit den unangenehmen Dingen zu beschäftigen oft vermieden wird. Und dazu gehört auch, die eigene Vergangenheit zu erforschen.

Stellen sich für diese Generation die Fragen nach Schuld und Verantwortung? Wie geht diese Generation mit der Vergangenheitsbewältigung um? Strebt diese Generation überhaupt an, Vergangenheit zu bewältigen? Und wenn ja, wie?

Ich persönlich nehme folgende markante Strömungen wahr:

Die einen zeigen starke Tendenzen, Verantwortung von sich zu weisen. Sie sind der Meinung, es sei «früher alles gar nicht so schlecht» gewesen, stehen antisemitischen Gedanken zumindest nicht ablehnend gegenüber. Sie betreiben *Verdrängung*.

Die anderen sind abweisend, möchten nicht von der Moralkeule erschlagen werden, sie haben «genug» davon und reagieren mit grossem *Verdruss*.

Häufig kommt sogar beides zusammen, was eine Mischung ergeben kann, die der Vergangenheitsbewältigung und Verarbeitung der eigenen Wahrnehmungen entgegensteht.

Es gibt aber auch jene, die sich der *Verantwortung* bewusst sind und sie annehmen. Verantwortung, das Wahrgenommene zu verarbeiten, es anzunehmen und ihm nachzugehen.

Wichtig zu erwähnen ist der Unterschied zwischen der Verantwortung vor der Geschichte, die Erinnerung zu bewahren und zu verhindern, dass so etwas jemals wieder geschieht, und der Verantwortung, dem nachzugehen, was einen emotional einholt, was man dabei wahrnimmt. Letzteres spielt für beide Strömungen keine grössere Rolle, und bei der Verantwortung vor der Geschichte zeigen nur die Verantwortungsbewussten, dass sie mit ihr umgehen können.

Daher stellt sich die Frage: Ist diese Generation auf dem richtigen Weg?

Es kommt darauf an. Zumindest gibt es einige, die sich mit dem Thema beschäftigen. Jedoch noch auf der falschen Ebene. Das Ziel muss es sein, die Verdrossenen für die andere Ebene zu begeistern und bei den Verantwortungsbewussten einen Sinn für die Relevanz der emotionalen Ebene zu schaffen.

Die Verdrängenden müssen sensibilisiert, um nicht zu sagen, aufgeklärt werden.

Innen, wie auch den Verdrossenen, muss vor allem die Angst vor dieser Thematik genommen werden. Es ist nämlich kein Zeichen von emotionaler Überlegenheit und Stärke, dieses Thema zu versachlichen und auf die Relevanz von Reparationsleistungen zu reduzieren. Ich halte das vielmehr für ein Zeichen von Angst, mit der emotionalen Seite dieses Themas nicht fertigzuwerden, welche mir als die wichtigere erscheint.

Man muss zu seinen Wahrnehmungen stehen. Mit dem, was man wahrnimmt, in Bezug auf das Thema verantwortungsbewusst umgehen und dem nachgehen, was einen da eingeholt hat.

# BIOGRAFIEN

**Bettina Alberti** arbeitet seit 1986 als niedergelassene Psychologische Psychotherapeutin in Einzel- und Gruppentherapie. 2010 erschien ihr viel beachtetes Buch *Seelische Trümmer. Geboren in den 50er und 60er Jahren: Die Nachkriegsgeneration im Schatten des Kriegstraumas*. Weitere Literatur von ihr: *Die Seele fühlt von Anfang an. Wie pränatale Erfahrungen unsere Beziehungsfähigkeit prägen* (2005).

Weitere Infos: [www.koerpertherapie-luebeck.de](http://www.koerpertherapie-luebeck.de)

**Kathleen Battke**, geboren 1959, ist Tochter eines Flüchtlingskindes und eines jugendlichen Marinesoldaten, beide aus Schlesien. Als Germanistin, Kommunikationswissenschaftlerin und Public-Relations-Beraterin hat sie in Hochschulen, öffentlichen Einrichtungen und Unternehmen gearbeitet. Sie leitet Seminare und Schreibwerkstätten, moderiert Gruppenprozesse und publiziert. 2013 erschien ihr Buch *Trümmerkindheit. Erinnerungsarbeit und biografisches Schreiben für Kriegskinder und Kriegsenkel*. Zusammen mit ihrem Partner Thomas Bebiolka führt sie das Sozialunternehmen ZukunftsPioniere GbR.

Weitere Infos: [www.zukunftspioniere.com](http://www.zukunftspioniere.com)

**Angela Baumgart**, geboren 1963 in Eisenach, der Vater stammte aus Ostpreussen, die Mutter aus Schlesien, lernte Bankkauffrau und Krankenschwester. Im September 1989 floh sie aus der DDR, kehrte aber nach der Wende im November 1989 zurück. Studium an der Hochschule für Bildende Künste Dresden, danach Bühnen- und Kostümbildnerin für Schauspiel, Kinder- und Jugendtheater in Erfurt. Seit 2002 Ausstattungsleiterin am Neuen Theater und am Puppentheater in Halle.

**Thomas Bebiolka**, geboren 1957, Sohn einer ausgebombten Hannoveranerin und eines Bäckers aus Breslau, hat Philosophie, Geschichte und Psychologie studiert. Heute arbeitet er als Coach und Mediator, Moderator und Trainer für effektive partizipative Entscheidungsmethoden mit Einzelpersonen und Unternehmen. Zusammen mit seiner Partnerin Kathleen Battke führt er das Sozialunternehmen ZukunftsPioniere GbR.

Weitere Infos: [www.zukunftspioniere.com](http://www.zukunftspioniere.com)

**Sabine Behrens**, geboren 1951, Diplom-Psychologin, studierte zunächst Deutsch, Politik und Soziologie, danach Psychologie in Göttingen, Braunschweig und Heidelberg. Nach einigen Jahren Kliniktätigkeit und Weiterbildung in Psychoanalyse und Psychotraumatologie ist sie seit 1998 in eigener Praxis in Göttingen tätig, ausserdem Dozentin und Lehrtherapeutin. Sie gründete zusammen mit Heike Knoch und Winfried Kurth den Göttinger Gesprächskreis für Kriegsenkel und Nachkriegskinder.

**Sabine Bode**, geboren 1947, war Redakteurin beim *Kölner Stadtanzeiger*. Seit 1977 lebt sie als freie Journalistin und Autorin in Köln und arbeitet überwiegend für die Kulturredaktion des Hörfunks von WDR und NDR. Sie ist Autorin zahlreicher Bücher und Bestseller, darunter *Die vergessene Generation*.



*Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen; Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation; Die deutsche Krankheit – German Angst und Nachkriegskinder. Die 1950er Jahrgänge und ihre Soldatenväter. Zuletzt von ihr 2014 erschienen: Frieden schliessen mit Demenz-*

**Andreas Bohnenstengel**, Sohn eines Heimatvertriebenen aus Pommern, lebt und arbeitet als Fotokünstler in München. Seit 1991 fotografische Dokumentationen und Langzeitprojekte zu den Themen Flucht, Vertreibung und Heimat(-losigkeit). Seit 2004 Lehraufträge für Fotografie, Gestaltung und künstlerische Entwicklungen.

Weitere Infos: [kriegsenkel.andreasbohenstengelfotograf.de](http://kriegsenkel.andreasbohenstengelfotograf.de)

**Merle Hilbk**, geboren 1969, war nach Jurastudium und Zeitungs-volontariat zunächst Redakteurin bei der *Zeit*, ist seit 2007 als Schriftstellerin und Leiterin von Biografie-Seminaren tätig. 2012 gründete sie in Berlin eine Kriegsenkel-Gruppe. Von ihr unter anderem erschienen: *Die Chaussee der Enthusiasten. Eine Reise durch das russische Deutschland* (2008) und *Tschernobyl Baby. Wie wir lernten, das Atom zu lieben* (2011).

Weitere Infos: [www.merle-hilbk.de](http://www.merle-hilbk.de)

**Gabriele Lorenz-Rogler**, studierte Germanistik und Geografie. Sie lehrte an privaten Gymnasien und war parallel als Journalistin tätig. Als eine der ersten Publizisten entdeckte sie 2002 in verschiedenen Veröffentlichungen die «untergründigen Deponien der Seele» als Folge des Nationalsozialismus. Heute arbeitet sie bundesweit als Biografin und unterstützt Menschen beim Verfassen ihrer Lebensgeschichte. Zudem veranstaltet sie Erzählsalons und biografische Schreibworkshops mit dem Schwerpunkt Kriegs-, Nachkriegskindheiten und Kriegsenkel.

**Ingrid Meyer-Legrand**, Systemische Therapeutin, Coach und Supervisorin mit eigener Praxis in Berlin und Brüssel, Dozentin an der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit Berlin, zahlreiche Fachveröffentlichungen zum Thema Kriegsenkel. Sie ist eine der ersten Therapeutinnen, die mit den Ressourcen der Kriegsenkel arbeitet.

Weitere Infos: [www.meyer-legrand.eu](http://www.meyer-legrand.eu)

**Katharina Ohana**, Studium der Philosophie und Psychologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main, Promotion über das Thema Willensfreiheit an der Sigmund-Freud-Universität Wien, tätig als psychologische Beraterin und als Moderatorin für verschiedene Fernsehsendungen. Ihr erstes Buch *Ich, Rabentochter* ist 2006 erschienen und behandelt anhand ihrer eigenen Lebensgeschichte die Probleme der Kriegsenkel-Generation. Ihr zweites Buch *Gestatten: Ich. Die Entdeckung des Selbstbewusstseins* veröffentlichte sie 2010. Zuletzt von ihr 2013 erschienen: *Mr. Right. Von der Kunst den Richtigen zu finden. Und zu behalten.*

Weitere Infos: [www.katharinaohana.de](http://www.katharinaohana.de)

**Gabriele Mariel Pauls-Reize**, geboren 1957 in Hamburg als Tochter von Flüchtlingen aus Danzig, studierte Germanistik und Theaterwissenschaft in Hamburg und Berlin, tätig als Journalistin, System- und Familienaufstellerin, Trauerbegleiterin. Sie beschäftigt sich seit vielen Jahren mit dem Thema Verlustbewältigung, speziell Trauer in Familiensystemen, und arbeitet in eigener Praxis in Meerbusch bei Düsseldorf sowie als Trauerbegleiterin im Verein Young Supporters e.V.

Weitere Infos: [www.familienbande-pauls-reize.de](http://www.familienbande-pauls-reize.de)

**Antje Pohl**, geboren 1957 in Hamburg, ist Psychologin und Physiotherapeutin. Sie arbeitet als Körpertherapeutin und Trainerin für Achtsamkeit und innere Ruhe seit 1989 in eigener Praxis in Berlin. Weitere Infos: [www.physiotherapie-pohl-nauhaus.de](http://www.physiotherapie-pohl-nauhaus.de), [www.achtsamkeitundessen.de](http://www.achtsamkeitundessen.de)

**Ulrike Pohl**, Diplom-Psychologin, ist als Psychologische Psychotherapeutin seit 2000 in eigener Praxis in Bad Krozingen tätig. Zuvor mehrjährige klinische Erfahrung und Forschungstätigkeit.

**Rasmus Rahn**, geboren 1992, Bankkaufmann, Bachelor of Arts, ist Mitglied der Neuen Philanthropischen Gesellschaft zu Hamburg e.V., Botschafter des Bellevue Forums «Ich will Europa mitgestalten!» und Landesvorsitzender der Jungen Liberalen Schleswig-Holstein e.V.

**Roswitha Schieb, Dr. phil.**, geboren 1962, arbeitet als Buchautorin und Essayistin. Sie verfasste unter anderem kulturhistorische Reisebücher zu Rügen, zu Schlesien und Galizien, *Reise nach Schlesien und Galizien*, und Breslau, *Literarischer Reiseführer Breslau*. Ihr Erzählband *Die beste Zeit* befasst sich mit der Zeit vor und nach der Wende. In ihrem neuen Buch *Jeder zweite Berliner* zeichnet sie schlesische Einflüsse auf Berlin nach. Demnächst erscheint ihr literarischer Reiseführer über Karlsbad, Marienbad und Franzensbad. Zurzeit arbeitet sie an einem Architekturführer über Breslau.

Weitere Infos: [www.literaturport.de/Roswitha.Schieb/](http://www.literaturport.de/Roswitha.Schieb/)

**Annedore Schiffer**, Dr. phil., studierte Kunst, Theologie, Judaistik, Biologie und Psychologie in Göttingen, Kassel, Jerusalem, Dortmund, Staatsexamen und Diplom. Sie arbeitete im Kultur-

und Bildungsbereich. Therapeutische Ausbildungen. Traumafor-  
schung von 2005 bis 2014, Promotion über transgenerationales  
Psychotrauma in Bezug auf die NS-Zeit und den Zweiten Welt-  
krieg. Gutachterliche Tätigkeit und Supervision im Kinderschutz  
zu sexualisierter Gewalt und Misshandlung. Traumatherapeutin  
(PITT, MEG, ZEPP), Coach, Psychotherapeutin und Bindungs-  
analytikerin in eigener Praxis am Niederrhein.

**Daniela Schiffer**, geboren 1968, ist freischaffende Journalistin  
und Autorin für Fernsehbeiträge, Reportagen, Porträts, Reenact-  
ments und Dokumentationen. Lebt und arbeitet in München.  
Weitere Infos: [www.danielaschiffer.de](http://www.danielaschiffer.de)

**Till Scholtz-Knobloch**, geboren 1968 in Hildesheim, die Eltern  
stammten aus Schlesien, absolvierte nach einer Verwaltungsaus-  
bildung ein Studium der Geschichte und Politikwissenschaft. Seit  
2010 ist er Chefredakteur vom in Oppeln erscheinenden *Wochen-*  
*blatt*^ der Zeitung der deutschen Minderheit in Polen.

**Michael Schneider**, geboren 1960, studierte Theologie, Philoso-  
phie und Architektur in Hamburg und Lübeck. Nach langjähriger  
Tätigkeit in der produzierenden Industrie wechselte er 2006 in die  
Erwachsenenbildung. Von 2006 bis 2013 war er Leiter der Aka-  
demie Sandkrughof in Lauenburg und siedelte dort zahlreiche An-  
gebote im Themenkomplex Kriegskinder / Kriegsengel an. 2010  
war er Mitbegründer des Kriegsengel e.V, dessen Vorstand er seit-  
her angehört. 2013 wurde er zum Geschäftsführer der neu gegrün-  
deten «Stiftung Philosophie im Dialog» in Hamburg bestellt.

**Alexandra Senfft**, geboren 1961, freie Publizistin und Autorin. Ihre Schwerpunkte sind der Nahe und Mittlere Osten, Israel, Antisemitismus und Muslimfeindschaft sowie transgenerationelle Folgen des Holocaust und Zweiten Weltkrieges. 2007 erschien von ihr *Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte*, ausgezeichnet mit dem deutschen Biographiepreis 2008. *Fremder Feind, so nah. Begegnungen mit Palästinensern und Israelis* erschien 2009. Zahlreiche Veröffentlichungen in deutschen und internationalen Medien.

Weitere Infos: [www.alexandra-senfft.de](http://www.alexandra-senfft.de).

Christa Spannbauer lebt als Autorin, Journalistin und Filmemacherin in Berlin. Sie drehte gemeinsam mit ihrem Kollegen Thomas Gonschior den Film *Mut zum Leben. Die Botschaft der Überlebenden von Auschwitz*, der 2013 erstmals im Deutschen Fernsehen ausgestrahlt wurde und inzwischen als DVD erschienen ist. Das gleichnamige Buch zum Film wurde 2014 im Europa Verlag veröffentlicht. Mit dem amerikanischen Zen-Meister Bernard Glassman, der Menschen aus der ganzen Welt zu Meditationsretreats im ehemaligen Vernichtungslager Auschwitz zusammenführt, verfasste sie das Buch *Die revolutionäre Kraft des Mitgefühls*.

Weitere Infos: [www.christa-spannbauer.de](http://www.christa-spannbauer.de)

Joachim Süß, Dr. theol., geboren 1961, Studium der Theologie und Religionsgeschichte in Göttingen, Mainz, Frankfurt am Main und Marburg. 1994 Promotion. Er unterrichtete viele Jahre Religionsgeschichte an den Universitäten Marburg und Jena, arbeitete bis 2007 als Referent im Thüringer Kultusministerium und ist heute freiberuflich als Autor, Herausgeber und Seminarleiter tätig. Er ist Vorstandsmitglied des Vereins Kriegsenkel e.V und hat zahlreiche Bücher und Beiträge vorgelegt, unter anderem: *Religionswechsel. Hintergründe spiritueller Neuorientierung*, *Living*

*Faith. Lebendige religiöse Wirklichkeit*, zusammen mit Jenny Schon: *Postelberg Kindeskind. Träume und Trauma*.

Weitere Infos: [www.dr-joachim-suess.de](http://www.dr-joachim-suess.de)

**Anne-Ev Ustorf**, geboren 1974 in Hamburg, hat Geschichte und Kunstgeschichte an der University of York und am Courtauld Institute of Art der University of London studiert. Sie ist freie Publizistin und Autorin mit den Schwerpunkten Psychologie, Bildung und Gesellschaft sowie Lehrbeauftragte für Journalistik an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Hamburg. 2008 erschien von ihr *Wir Kinder der Kriegskinder. Die Generation im Schatten des Zweiten Weltkriegs* und 2012 *Allererste Liebe*.

*Wie Babys Glück und Gesundheit lernen*.

Weitere Infos: [www.ustorf.de](http://www.ustorf.de)

# DANK

Die Herausgeber danken folgenden Personen für ihre Unterstützung bei der Entstehung dieses Buches: Wir danken dem Präsidenten der Neuen Philanthropischen Gesellschaft e.V. zu Hamburg, Udo-Volkmar Reschke. Er hat die Vortragsreihe «Die langen Schatten unserer Vergangenheit» initiiert und damit beim Zustandekommen der *Nebelkinder* Pate gestanden. Wir danken den Teilnehmern der allerersten Kriegsenkel-Gruppe, die 2007 in der Akademie Sandkrughof in Lauenburg an der Elbe zusammentraf. Sie haben nicht nur danach gefragt, was das Schicksal ihrer Eltern mit ihrem eigenen Leben angestellt hat. Sie taten auch alles dafür, dass das Thema aus seiner Nische herauskam. Den Mitgliedern und Sympathisanten des Vereins Kriegsenkel e.V. gilt unser Dank für manche inhaltliche Anregung und für die Ermutigung, diese Anthologie zu wagen. Allen Autorinnen und Autoren danken wir für ihren Enthusiasmus, mit dem sie sich an die Arbeit gemacht haben; die faszinierenden Ergebnisse dieser Anstrengung haben Sie, liebe Leserin, lieber Leser, in diesem Buch entdecken können. Wir danken Sabine und Georg Bode, die die erste Kriegsenkel-Gruppe und noch viele weitere geleitet haben und deren Engagement auf vielen Ebenen ganz wesentlich dazu beigetragen hat, das Thema Kriegsenkel in das Bewusstsein einer breiteren Öffentlich-

keit zu heben. Christa Spannbauer danken wir für den Kontakt zu unserem Verlag. Was durch ihren Tipp in Gang gesetzt wurde, erfüllt uns immer noch mit Staunen und grosser Dankbarkeit: nämlich in Christian Strasser einen Verleger gefunden zu haben, der das Projekt mit grosser Sympathie aufnahm und förderte, so dass es zügig realisiert werden konnte. Grosser Dank gebührt unserer Lektorin Palma Müller-Scherf, die mit hoher Kompetenz und grosser Kunstfertigkeit aus den vielen unterschiedlichen Beiträgen dieses eine Buch gemacht hat. Franziska Mohrfeldt und die anderen Mitarbeiterinnen des Europa Verlages haben den Entstehungsprozess dieser Anthologie stets kompetent begleitet. Nicht zuletzt gebührt Gabi Ohler unser Dank. Sie hat diesem Projekt über manch unvermeidliche Hürde geholfen und war zuverlässig zur Stelle, wenn es hakte. Unbedingt brauchen Bücher solche Menschen.

Weitere Informationen zum Thema dieses Buches sowie zur Arbeit des Vereins Kriegsenkel e.V. finden Sie unter:

[www.kriegsenkel.de](http://www.kriegsenkel.de)



# BIOGRAFIEN

- Bettina Alberti, *Seelische Trümmer. Geboren in den 50er- und 60er-Jahren: Die Nachkriegsgeneration im Schatten des Kriegstraumas*, Kösel <sup>7</sup>2010
- Brian M. Aiman, *Finde Deine Stimme. Negative Selbstgespräche überwinden und die innere Weisheit entdecken*, Carl-Auer-Systeme 2014
- Kathleen Battke, *Trümmerkindheit. Erinnerungsarbeit und biografisches Schreiben für Kriegskinder und Kriegsenkel*, Kösel 2013
- Sabine Bode, *Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation*, Klett-Cotta <sup>13</sup>2014
- Dies., *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*, Klett-Cotta <sup>12</sup>2014
- Dies., *Nachkriegskinder. Die 1950er Jahrgänge und ihre Soldatenväter*, Klett-Cotta <sup>6</sup>2014
- Claudia Brunner/Uwe von Seltmann, *Schweigen die Täter, reden die Enkel*, Fischer <sup>2</sup>2006
- Heinz Bude, *Gesellschaft der Angst*, Hamburger Edition 2014
- Sigrid Chamberlain, *Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. Über zwei NS-Erziehungsbücher*, Psychosozial-Verlag <sup>5</sup>2010

- Eugen Drewermann, *Heimkehrer aus der Hölle. Märchen von Kriegsverletzungen und ihrer Heilung*, Patmos 2010
- Arno Gruen, *Dem Leben entfremdet. Warum wir wieder lernen müssen zu empfinden*, Klett-Cotta <sup>5</sup>2014
- Peter Heinl, «*Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg ...*». *Seelische Wunden aus der Kriegskindheit*, Kösel <sup>8</sup>2013
- Heike Knoch/Winfried Kurth/Heinrich J. Reiss/Götz Egloff (Hg.), *Die Kinder der Kriegskinder und die späten Folgen des NS-Terrors*, (Jahrbuch für psychohistorische Forschung 13), Mattes 2012
- Roman Kolakowski, «Ansichtskarte aus Breslau», in: Marek Graszewicz (Hg.), *Lyrisches Breslau. Wrocław Lyriczny*, Wirydarz 1997
- Hilke Lorenz, *Heimat aus dem Koffer. Vom Leben nach Flucht und Vertreibung*, Ullstein 2009
- Erika Mann, *Zehn Millionen Kinder. Die Erziehung der Jugend im Dritten Reich*, Rowohlt 2011 [1938]
- Ingrid Meyer-Legrand, «Stop & Grow – eine ganz eigene Strategie der Kriegsenkel, positiv mit ihrem besonderen Erbe in einer in Gewinner und Verlierer gespaltenen Gesellschaft umzugehen?», in: Heike Knoch/Winfried Kurth/Heinrich J. Reiss/Götz Egloff (Hg.), *Gespaltene Gesellschaft und die Zukunft von Kindheit*, (Jahrbuch für psychohistorische Forschung 14), Mattes 2013
- Dies., «Immer noch auf der Flucht? – Die Kinder und Enkel der Kriegs- und Flüchtlingskinder: Das biografische Erbe erkennen und nutzen!», in: Thomas Friedrich-Hett/Noah Artner/Rosita A. Ernst (Hg.), *Systemisches Arbeiten mit älteren Menschen. Konzepte und Praxis für Beratung und Psychotherapie*, Carl-Auer 2014, Fischer 2006
- William G. Niederland, *Folgen der Verfolgung: Das Überleben-Syndrom. Seelenmord*, Suhrkamp 1980

- Katharina Ohana, *Ich, Rabentochter*, Nymphenburger 2013 [Sonderausgabe]
- Jochen Peichl, *Innere Kritiker, Verfolger und Zerstörer. Ein Praxishandbuch für die Arbeit mit Täterintrojekten*, Klett-Cotta, 3. durchg. Aufl. 2013
- Ders., *Rote Karte für den inneren Kritiker. Wie aus dem ewigen Miesmacher ein Verbündeter wird*, Kösel <sup>2</sup>2014
- Ilka Quindeau/Katrin Einert/Nadine Teubner, «Kindheiten im Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg. Das Zusammenwirken von NS-Erziehung und Bombenangriffen», *BIOS 1* (2012)
- Luise Reddemann, *Imagination als heilsame Kraft. Zur Behandlung von Traumafolgen mit ressourcenorientierten Verfahren*, Klett-Cotta <sup>18</sup>2014
- Roswitha Schieb, *Reise nach Schlesien und Galizien. Eine Archäologie des Gefühls*, Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn 2014
- Dies., *Literarischer Reiseführer Breslau*, Deutsches Kulturforum östliches Europa, 2. akt. Aufl. 2009
- Dies., *Jeder zweite Berliner. Schlesische Spuren an der Spree*, Deutsches Kulturforum östliches Europa 2012
- Andrea Schwarz, *Wenn die Orte ausgehen, bleibt die Sehnsucht nach Heimat. Fragmente einer geerbten Geschichte*, Herder 2009
- Lu Seegers, «Vati blieb im Krieg». *Vaterlosigkeit als generationeile Erfahrung im 20. Jahrhundert – Deutschland und Polen*, Wallstein 2013
- Dies./Jürgen Reulecke (Hg.), *Die «Generation der Kriegskinder». Historische Hintergründe und Deutungen*, Psychosozial-Verlag 2009
- Alexandra Senfft, *Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte*, List 2007